~~1023.~~

Polit. 9

136 ic

| Buchholz |

~~1519~~ 1519

<36622190720010

<36622190720010

Bayer. Staatsbibliothek

Der

neue Leviathan.

v. Buchholz.

Πολὺ δὲ μεγίστη εἶναι, ἔφη, καὶ καλλίστη τῆς φρονήσεως, ἡ περὶ τὰς τῶν πόλεών τε καὶ οἰκήσεων διακόσμησις· ἧς δὴ ὄνομά ἐστι σωφροσύνη τε καὶ δικαιοσύνη. τούτων δ'αὖ ὅταν τις ἐκ νέου εγκύμων ἦ τὴν ψυχὴν, θεῖος ὢν, καὶ ἡκούσης τῆς ἡλικίας τίκτειν τε καὶ γεννᾶν ἤδη επιθυμεῖ. ζητεῖ δὴ, οἶμαι, καὶ οὗτος περιιὼν τὸ καλὸν, ἐν ᾧ ἂν γεννήσειεν.

Plato in Symposio.

Tübingen,

in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Als der Verfasser der vorliegenden Schrift vor einigen Jahren mit einem Werke auftrat, worin er die Erscheinungen der moralischen Welt einem allgemeinen Gesetze zu unterwerfen suchte, da konnte er freilich nicht umhin, gegen die moderne Philosophie anzukämpfen; aber er that es auf eine Weise, wodurch er sehr deutlich zu erkennen gab, daß er im Stande sey, die Sache selbst von den Personen zu unterscheiden, in welchen sie sich offenbarte.

Wie mannichfaltig auch die Urtheile gewesen sind, die man über jenes Werk gefället hat; so haben sie doch den Verfasser um so weniger berühren können, da er sie auf das allerbestimmteste vorhersah. Das allgemeine Misverständniß rührte daher, daß man in seinem Werke ein System suchte, wiewol er in demselben kein System aufstellen konnte, ohne seine Idee von progressiver Entwickelung des menschlichen Geschlechts zu zerstören. Nach ihm ging alle menschliche Freiheit von der Nothwendigkeit aus; von einer solchen Freiheit aber wollte man nichts wissen, um die

Philosopheme noch länger an der Stelle der Philosophie zu erhalten. Freilich, so lange dies der Fall ist, wird man für die Philosophie wie pro aris et focis kämpfen, weil sie zuletzt nichts weiter ist, als eine Art von Subsistenzbasis; aber die wahre Philosophie muß über alles, was Gemüth genannt werden kann, eben so erhaben seyn, als der Satz: $2 + 2 = 4$.

Da jedes philosophische System von einem Factum ausgeht, und, wie sehr es sich auch von der Bahn der Erfahrung verirren mag, zuletzt immer wieder zu einem Factum wird; so verzeihe man es dem Verfasser, daß er seiner Art zu philosophiren getreu geblieben ist. Was er seinen Realismus nennt, ist das Resultat sorgfältiger Beobachtungen, nicht willkürlicher Combinationen, durch welche man immer die Poesie an die Stelle der Philosophie bringt, und Erscheinungen, die man erklären sollte, in einer Art von treuherziger Unwissenheit — macht. In allen modernen Systemen ist nichts so verdammlich als die Leichtigkeit, womit man philosophirt. Um ein neues System hervorzubringen, bedarf es zuletzt keines großen Aufwandes von poetischer Kraft; um aber die Wahrheit darzustellen, bedarf es eines hohen Grades von Sorgfalt und Scharfsinn in den anzustellenden Vergleichungen.

Soviel zur Rechtfertigung des vorliegenden Werkes im Allgemeinen, da sich voraussehen läßt, daß es den Widerspruch aller derjenigen finden wird, welche den Verfasser errathen; eine Sache, die

gar keine Schwierigkeiten hat, wenn man einmal mit seiner Grundidee bekannt ist.

Was den Titel betrifft, so ist dieser auf eine so eigenthümliche Weise entstanden, daß sich der Verfasser verpflichtet glaubt, darüber noch besondere Rechenschaft abzulegen.

Weil in dem oben angedeuteten Werke von einem Antagonismus des Selbsterhaltungs - und Geselligkeitstriebes die Rede war, der, sich selbst überlassen, zu einem Kriege aller gegen Alle führt; so schlossen mehrere Kritiker: Hobbes stehe im Hinterhalte, und das ganze Werk sey nichts mehr und nichts weniger, als eine Wiederholung des berühmten Leviathans. Sie selbst hatten das Meisterstück der Argumentation nie gelesen, denn sonst hätten sie nicht so urtheilen können. Ich gestehe, daß auch ich davon nicht mehr wußte, als was ich in jenen Jahren, wo uns noch die ganze Welt ein unauflösliches Räthsel ist, in mich aufgenommen hatte. Indessen wurde ich begierig gemacht, den Leviathan von neuem zu lesen. Da mir die besonderen Umstände, unter welchen dies Werk geschrieben wurde, nicht unbekannt waren, so machte es mir sehr wenig Mühe, die wahre Tendenz desselben richtiger aufzufassen, als sie in der Regel aufgefaßt wird; und sobald ich damit im Reinen war, verschwand für mich alles Auffallende und sogenannte Paradoxe aus den Urtheilen des Englischen Philosophen. Jetzt sah ich freilich ein, wodurch man sich hatte verführen lassen, mein Werk mit dem hobbesischen in Zusammenstel-

lung zu bringen; aber ich begriff auch zugleich, daß diejenigen nie ein gesundes Urtheil über den Leviathan fällen werden, welche es übersehen, daß Hobbes in diesem Werke nur der kosmokratischen Monarchie das Wort redete, und es also unverzeihlich fand, daß ein anmaßender Senat in der Person Carls des Ersten das Princip der Einheit zerstört und an die Stelle desselben das Princip der Trennung gesetzt hatte; ein Verfahren, das, allen seinen Ahnungen zufolge, den Untergang seines Vaterlandes nach sich ziehen mußte.

Indem sich nun durch die Lectüre des Leviathans eine Reihe neuer Ideen in mir entwickelte, welche ich niederzuschreiben für nicht ganz unnütz hielt, gerieth ich um so eher auf den Gedanken, meinem Werke den Titel des neuen Leviathans zu geben, da dieser Titel mich der Nothwendigkeit enthob, in demjenigen, der meinem Werke eigentlich zukam, als anmaßend zu erscheinen. Der eigentliche Titel konnte nämlich kein anderer seyn, als Grundlinien einer socialen Technik (oder Mechanik); da aber diese Wissenschaft bei weitem mehr in der Praxis als in der Theorie bekannt ist, so war vorherzusehen, daß sie, unter irgend einem speciösen Vorwande, z. B. dem der Vernichtung der moralischen Freiheit, der allgemeinen Excommunication nicht entrinnen würde. Nun gestehe ich zwar, daß in dem Titel: der neue Leviathan, eben kein Euphemismus enthalten ist; allein gab es eine andere Auskunft für mich, wenn ich von der einen Seite meine

Dankbarkeit für Hobbes an den Tag legen, und von der andern der Achtung für meine Zeitgenossen genügen wollte, ohne deshalb meinen Ueberzeugungen zu entsagen?

Der Inhalt des zweiten und dritten Buches wird vielen Lesern anstößig seyn, weil sie sich die Dinge, von welchen in denselben die Rede ist, ganz anders gedacht haben. Meine Schuld ist dies aber nicht. Ich wollte nicht anstößig werden, sondern nur die Wahrheit sagen. Da alle Leidenschaften mir fremd geworden sind, so bin ich auch dem Enthusiasmus sehr wenig unterworfen. Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich den Mann, auf welchen Europas Blicke jetzt vorzugsweise gerichtet sind, idealisirt habe. Auf diesen Vorwurf antworte ich: die Eigenthümlichkeit dieses Mannes, so weit ich dieselbe erkannt habe, besteht darin, daß er die Dinge in ihrer Wirklichkeit erkennt, aber zugleich die Kraft besitzet, mit Freiheit darüber zu walten, und daß derjenige, der außer der philosophischen Potenz (des Erkennens) nicht auch die poetische Potenz (des Bildens) in ihm wahrnimt, darauf Verzicht leisten muß, ihn zu begreifen und würdig darzustellen. Von hier aus bis zum Idealisiren ist noch eine große Kluft befestigt. In den Bildern, die man seit Jahr und Tag von diesem Manne entworfen hat, ist die Einheit seines Wesens so sehr zerstört, daß man Mühe hat, sie wieder zu erkennen; und findet man sie in demjenigen wieder, das ich in diesem Werke aufzustellen mir die Frei-

heit genommen habe, so kann der Enthusiasmus schwerlich meine Muse gewesen seyn; denn wenn dieser rechter Art ist, so muß er verstummen und anbeten, und von beiden Bewegungen wird man keine Spur in diesem Werke finden.

Den Inhalt des vierten Buchs anlangend, wünsch' ich, erstlich, daß man mich nicht mit jenen Propheten verwechsele, welche die Zukunft nach Gott weiß welchen Voraussetzungen enthüllen, zweitens, daß man das Gesagte nicht so nehme, als werde es in den nächsten Jahren in Erfüllung gehen; alles will seine Reife haben und der Augenblick der Reife ist noch nicht vorhanden.

Genug zur vorläufigen Entschuldigung oder vielmehr Rechtfertigung des neuen Leviathans, der, dies kann ich mit meinem Leben bekräftigen, aus keiner unlauteren Quelle geflossen ist und zuletzt keine andere Absicht hat, als auf die Krisis aufmerksam zu machen, worin wir uns in jeder Hinsicht befinden.

Si quid peccavero stultus ignoscent amici.

Der neue Leviathan.

Erstes Buch.

Welthiſtoriſche Reſultate.

Erstes Kapitel.

Ueber den ursprünglichen Contract.

Den neueren Philosophen, sehr wenige ausgenommen, ist die Gesellschaft als ein Vertrag erschienen. Diese ihre Abstraction als unrichtig verwerfen, heißt ihrer Philosophie den Prozeß machen. Was war indessen die Philosophie von jeher anders, als das Resultat der fruchtlosen Bemühungen einzelner Mitglieder der Gesellschaft, das allgemeinste Gesez aufzufinden, nach welchem alle Entwickelung erfolgte? An die Stelle eines Schlüssels zur Erklärung der sämmtlichen Erscheinungen der moralischen Welt trat irgend ein besseres oder schlechteres System, in welchem vorgeschrieben wurde, wie Alles seyn sollte, während die Entwikelung ihren Weg fortsezte, und nie verfehlen konnte, das idealische Gebäude des Philosophen über den Haufen zu werfen. So lange es noch ein philosophisches System giebt, kann es kein Verbrechen seyn, es zu bekämpfen.

Daß die Gesellschaft den Philosophen als ein Vertrag erschien, war übrigens sehr natürlich. Ihr allmähliges Wachsthum, oder dasjenige, was den Vertrag unaufhörlich aufhebt, gieng zu allen Zeiten so unmerklich von statten, daß alle diejenigen, welche keinen deutlichen Begriff von einem früheren Zustande hatten, durchaus auf den Gedanken gerathen mußten, ein solches Wachsthum finde gar nicht statt. Nur aus der Vergleichung verschiedener Zustände kann die Idee einer Entwikelung und mit ihr das aller Entwikelung zum Grunde liegende Gesez hervorgehn; und wer diese Vergleichung nicht anstellt, muß die Entwikelung eben so standhaft läugnen, als derjenige, der den Stundenzeiger einer kleinen Uhr betrachtet, die Bewegung desselben bestreiten muß. Wä-

ren die Philosophen von jeher bessere Historiker gewesen, so würde es um die Philosophie ein gutes Theil bes= ser stehen.

Wie ist es möglich, da von Vertrag zu sprechen, wo, wenn er wirklich statt fände, jeden Augenblik die Aufhebung desselben erfolgt? So wie ein aufgehobener Vertrag kein Vertrag mehr ist, eben so kann ein in be= ständiger Aufhebung begriffener Vertrag für keinen Ver= trag gehalten werden. Wie Verträge überhaupt möglich geworden sind, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Um aber die ganze Gesellschaft in einen Vertrag zu ver= wandeln, müßte man vor allen Dingen ein Mittel auf= finden, sie in irgend einem ihrer Zustände zu fixiren. Von den Bewohnern der Insel Don Carlos sagt man, daß sie die Gewohnheit haben, die Zahl ihrer Mitbür= ger nicht über neunhundert hinausgehen zu lassen, und, so oft dies der Fall wird, entweder ein neugebornes Kind oder einen sechzigjährigen Greis zu tödten. Aller= dings ist es auf einem solchen Wege möglich, den ge= sellschaftlichen Zustand zu fixiren. Allein nun frage ich: welcher Philosoph getraut sich, dieses Verfahren zu san= ctioniren, da er eingestehen muß, daß er den gesellschaft= lichen Zustand auf Kosten des gesellschaftlichen Lebens, oder, was einerley ist, der Gesellschaft selbst fixirt. Alle Verabredungen dieser Art sind, so lange die Welt existirt, für keine Verabredungen gehalten und über den Haufen geworfen worden, sobald der Verstand sich so weit entwikelt hatte, daß er das Verderbliche derselben einsah. Von allen Werken, welche jemals über den ur= sprünglichen Vertrag geschrieben sind, ist das Rousseau= sche unstrittig das allerscharfsinnigste; und doch wie we= nig gehört dazu, um einzusehen, daß es bei weitem mehr das Product des Gemüths, als des reinen Ver= standes und der Intelligenz ist? Weil der lezte Zwek je= des menschlichen Individuums Glükseligkeit ist, so sezte Rousseau treuherzig voraus, daß dies auch der Natur=

zwek aller Associationen sey. Hierin lag sein Irrthum verborgen; er vermochte nicht einzusehen, daß der Mensch in allen seinen Bestrebungen nur einem höheren Naturzwek dient, und daß die gesellschaftlichen Formen, so wie sie einmal bestehen, das Mittel zur Erreichung dieses Naturzweks sind.

Um das Versinken der Gesellschaft in einen Verstrag zu verhindern, hat die Natur zwei Hebel angelegt, welche, wofern sie in ihrer Wirksamkeit nicht gestört werden, die Wirkung hervorbringen, daß die Gesellschaft, sowohl ihrer Masse, als ihrer Form nach, in einer beständigen Veränderung ihres Zustandes begriffen ist.

Der erste dieser Hebel ist die physische, der zweite die geistige Erzeugung.

Was die physische Erzeugung betrift, so hat die Natur die Vermehrung der Gesellschaft durch eine unerschöpfliche Fülle von Nahrungsstoffen möglich gemacht; und so wie die Gesellschaft der Zahl nach zunimmt, verändern sich die Verhältnisse derselben so wesentlich, daß eine Aufhebung ihres bis dasigen Zustandes unvermeidlich wird.

Die geistige Erzeugung hängt mit der physischen insofern aufs unzertrennlichste zusammen, als jedes Mitglied der Gesellschaft darauf bedacht seyn muß, einen Standpunkt zu gewinnen, auf welchem seine gesellschaftliche Existenz gesichert bleibt, welches im Allgemeinen nur dadurch geschehen kann, daß jedes Individuum irgend ein Geschäfte wählt, durch dessen Betreibung es sich die ganze Gesellschaft verbindet.

Ein solches Geschäft ist entweder schon vorhanden, und in diesem Fall wird es blos erlernt; oder es ist noch nicht vorhanden, und dann wird es erfunden. Das Leztere ist die Sache des Genie's; das Genie aber ist da unmöglich, wo sich die Gesellschaft, vermöge eines Vertrages, auf die Betreibung einer gewissen (gröf-

seren oder kleineren) Anzahl von Geschäften eingeschränkt hat. Wo ein blosses Lernen hinreicht, um die Bedürfnisse aller Mitglieder einer gegebenen Gesellschaft zu befriedigen, da ist keine Aufforderung zu neuen Combinationen vorhanden; wo hingegen eine Exuberanz der Masse in Beziehung auf die vorhandenen Geschäfte statt findet, da wird das Genie sogar nothwendig. Die Wahrheit dieser Behauptung wird man überall bestätigt finden.

Ist also gleich die physische Erzeugung die erste Grundlage einer fortgehenden Aufhebung des gesellschaftlichen Zustandes, so ist die geistige die zweite. Um einen gesellschaftlichen Vertrag zu Stande zu bringen, hätte die Natur weder die eine, noch die andere wollen müssen. Fände ein solcher Vertrag wirklich statt, so würde jene Entwikelung so unmöglich seyn, daß nie davon die Rede seyn könnte, ob die Gesellschaft ein Vertrag sey, oder nicht.

Was ist denn aber, wird man fragen, die Gesellschaft, wenn sie kein Vertrag ist?

Sie ist ein Faktum, eine Begebenheit, eine Erscheinung, die sich nicht besser bezeichnen läßt, als wenn man sie eine moralische Agglomeration nennt.

Das menschliche Individuum will nicht blos existiren, sondern auch, vermöge eines ihm von der Natur eingepflanzten Triebes, in seiner Gattung d. h. gesellschaftlich existiren. Selbst wenn die Isolirung mit den grösten Vortheilen verbunden wäre, die sich in Hinsicht auf bloße Selbsterhaltung denken lassen; so würden alle diese Vortheile nicht die Kraft haben, den einzelnen Menschen zu einer ewigen Trennung seines Geschiks von dem einer grösseren oder kleineren Gesellschaft zu bewegen; und wie drükend auch die Bedingungen seyn mögen, unter welchen diese Gesellschaft eine Coexistenz gestattet, so wird er sie lieber mit Anstrengung aller Kräfte — vielleicht unter Verwünschungen und Verfluchun-

gen — ertragen, als sich aus dem Mittelpunkt der Gesellschaft werfen lassen. Dies ist nun einmal das Eigenthümliche des Menschen, worüber er nicht weiter Herr werden kann; dies ist, mit anderen Worten, seine innere Nothwendigkeit, die sich zwar so oder so modificiren, aber nie aufheben läßt, bis er aufgehört hat, ein Mensch zu seyn.

Es giebt also für ein menschliches Individuum eben so wenig eine reine Selbstheit, als eine reine Liebe. Das Wesen des Menschen ist aus beiden zusammengesezt. Man spreche ja nicht von einer absoluten Geselligkeit in ihm; diese findet sich wohl bei Thieren, aber nicht bei Menschen. Die menschliche Geselligkeit ist, wofern man eine solche Antithese gestatten will, eine ungesellige. Die Natur hat offenbar in jede menschliche Brust einen Widerspruch gelegt, der, wenn wir ihn in seine Bestandtheile auflösen, zu dem Bekenntniß führt, daß in dem Menschen eben so viel Liebe für seine Gattung enthalten ist, als er Haß gegen dieselbe empfindet. Er kann nicht ohne, er kann aber auch nicht mit der Gesellschaft leben; und die Folge davon ist, daß er sich fortgesezt genöthigt sieht, ein sehr schwieriges Problem zu lösen. Aber indem er sich aus dieser Nothwendigkeit in die Region der Freiheit aufzuschwingen strebt, entwikeln sich alle seine Kräfte. Gesellige Thiere bleiben in Hinsicht ihrer Kunstfertigkeit immer auf demselben Punkt; eine Erscheinung, welche den Menschen zu der Behauptung führt, daß jene Kunstfertigkeit die Sache des Instincts sey. Eben so bleiben ungesellige Thiere auf derselben Stufe der Entwikelung. Nur bei den Menschen ist dies nicht der Fall. Was kann uns also abhalten, zu behaupten, daß dieser von der Natur selbst in ihn niedergelegte Antagonismus zweier widerstrebenden Triebe die Grundlage seiner Entfaltung sey? Man denke sich nur die Sache recht deutlich.

Es ist nicht das eine oder das andere Individuum, in welchem sich dieser Antagonismus findet; alle menschlichen Individuen ohne Ausnahme theilen ihn. Während also ein Einzelner die Tendenz hat, sich zum Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft zu machen, weil er nur auf diesem Wege frei werden kann, hat jedes andere Mitglied der Gesellschaft dieselbe Tendenz, und indem hieraus ein unendliches Collidiren der Interessen entsteht, ist ein Krieg Aller gegen Alle unvermeidlich. In diesem Kriege Aller gegen Alle dauert die gegenseitige Zerstörung so lange fort, bis sich durch ihn dasjenige entwikelt hat, was die Gesellschaft bedarf, um als Gesellschaft fortdauern zu können; d. h. die beschränkende Kraft, welche, ohne den Antagonismus widerstrebender Triebe in Individuen aufzuheben, ihn in den Massen verringert. Ein jeder begreift ohne Mühe, daß hier von der Regierung die Rede ist.

Zweites Kapitel.

Von dem gesellschaftlichen Vertrag in Beziehung auf die Regierung.

Die Gesellschaft entsteht also durch sich selbst, vermöge der Kräfte, welche die Natur sowohl zur physischen als zur geistigen Erzeugung in jedes Individuum gelegt hat, das Mensch genannt werden kann. Allein diese Gesellschaft kann nicht fortdauern, wofern sie nicht aus ihrer Mitte eine Institution entwikelt, deren nächste Bestimmung es ist, sie zu beschränken, und ihr eben dadurch Einheit und Stärke zu geben. Diese Institution nennen wir Regierung, und es ist der Mühe werth, etwas genauer zu untersuchen, wie sie entstehet und sich fortbildet.

So viel springt sogleich in die Augen, daß der blosse Geselligkeitstrieb viel zu schwach war, um dem Selbsterhaltungstrieb immer das Gleichgewicht zu halten.

Sollte aber das Individuum in seiner Nachgiebigkeit gegen den Selbsterhaltungstrieb nicht seinen eigenen Untergang finden, oder den Untergang Anderer nothwendig machen; so blieb nichts anderes übrig, als zwischen den Geselligkeits- und den Selbsterhaltungstrieb die Furcht in die Mitte zu sezen. Indem nun die Natur dies that, machte sie es möglich, daß sich mitten in der Gesellschaft eine leitende Kraft entwikeln konnte, die man Regierung nennt. Man seze an die Stelle der Furcht den Muth, so ist eine Regierung etwas ganz Undenkbares.

Es ist schon sehr früh bemerkt worden, daß die Furcht vor dem Unrecht die Schöpferin des Rechts geworden ist; nur hat man sich nie die Mühe gegeben, die Wahrheit dieser Beobachtung durch alle Stufen der Cultur hindurch zu führen; eine Vernachlässigung, wobey man zulezt nothwendig auf den Wahn gerathen mußte, daß die Idee von Recht und Unrecht dem Menschen in seiner Vernunft gegeben sey, während Beobachtung und Erfahrung durchgängig zeigen, daß ihm eine solche Idee nur durch das Entgegenstreben der Interessen aufgedrungen ist.

Der Streit, in welchen die Gesellschaft mit sich selbst geräth, stellt sich von dem Augenblik an ein, wo sie aufhört, Familienwesen zu seyn. In diesem Streite nun entwikeln sich die ersten Keime der Regierung. Der erste Regent ist der stärkste und entschlossenste Mann, der sich in der Gesellschaft befindet. Ihm legt man die streitigen Fälle vor, so oft man sich nicht getraut, sie selbst zu entscheiden. Je mehr er im Stande ist, seinen Entscheidungen durch die Stärke seines Armes Nachdruk zu geben, oder Autorität zu verschaffen; desto enger schließen sich alle diejenigen an ihn an, welche von einer fremden Ueberlegenheit etwas zu fürchten haben. Dies sehen wir bei allen Völkern, welche wir Wilde nennen, weil in den Climaten, worin sie leben, kein zusammen-

gesezter Zustand der Gesellschaft möglich ist. So lange dieser einfachere Zustand der Gesellschaft fortdauert, ist die Entscheidung des Schiedsrichters das einzige Gesez. Von einem Gesez in dem Sinne des Wortes, worin cultivirte Völker es zu nehmen gewohnt sind, hat man eben so wenig eine Idee, als man eine Ahnung von den Fällen hat, welche in einer zusammengesezteren Gesellschaft den Streit herbeiführen. Giebt es doch für den Schiedsrichter nicht einmal eine andere Belohnung, als die des Vertrauens; denn was konnte eine kleine Gesellschaft wohl dem Manne geben, der der stärkste und entschlossenste in ihrer Mitte ist?

Sowie indessen die Gesellschaft durch die Ordnung wächset, werden ihre innere Verhältnisse mannichfaltiger, und diese Mannichfaltigkeit führt zu neuen Händeln. Will der Richter sie alle schlichten, so muß er aufhören, der Seinen und der Seinigen Unterhalt zu besorgen; und da er dies nur dann mit Erfolg thun kann, wenn die Gesellschaft ihm einen Theil ihres Erwerbs abgibt, so muß er sich dieselbe tributbar machen. So entsteht zwar eine regelmäßigere Justizverfassung; aber an eine eigentliche Gesezgebung ist noch nicht zu denken. Alle Gesezе sind noch in dem Schiedsrichter enthalten, der, weil er, unabhängig von jedem Einzelnen, für die ganze Gesellschaft vorhanden ist, jezt schon einen höheren Grad von Macht besizt, welcher ihm für die Vollziehung seiner Entscheidungen vortreflich zu statten kommt.

Geht die Gesellschaft allmählig von der Jagd zur Viehzucht über, so steiget die Macht ihres Chefs durch die größere Bedeutung der Tribute. Er, der zu jeder Zeit der wohlhabendste Mann war, übertrift alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft im Punkt der Wohlhabenheit so sehr, daß sich keiner mehr einfallen läßt, sich mit ihm zu messen. Je unvergleichbarer aber sein Wohlstand ist, desto größer ist auch seine Autorität. Wer

sich nicht unter dieselbe beugt, begeht ein Majestäts-verbrechen, und wird mit dem Tode bestraft.

Kommt vollends Akerbau zur Viehzucht und Jagd, so steigt die Macht des Chefs bis zur höchsten Furchtbarkeit. Er ist es, der despotisch über das Eigenthum eines jeden schaltet. Die wenigen Jäger ausgenommen, welche sich noch in der Gesellschaft befinden, werden alle übrigen Mitglieder derselben seine Unterthanen. Jezt ist der Zeitpunkt gekommen, wo das Leben durch die Freiheit erkauft werden muß. Daher denn auch der Abscheu so vieler Völker vor dem Akerbau; ein Abscheu, der sich nicht eher verliert, als bis das Gute aus dem Uebermaße des Uebels hervorgegangen ist. Dies geschieht dadurch, daß, durch die Verbindung des Akerbaues mit der Viehzucht und Jagd, die Menschenmasse immer grösser anwächst und die Noth, die Erfinderin aller Künste, nachdem sie eine Menge von anderen Künsten ins Daseyn gerufen hat, zulezt die Schreibekunst erzeugt.

Diese Kunst ist der eigentliche Wendepunkt des richterlichen Despotismus. Nicht daß man sogleich von ihr Gebrauch machte, um an die Stelle des willkürlichen ein schriftliches Gesez zu bringen; ehe dies geschieht, verfließen vielleicht noch mehrere Jahrhunderte. Aber sie schließet nach ihrer ersten Erfindung einen solchen Gebrauch in sich, und es bedarf jezt nur noch eines ausgebreitetern Handels, um durch den grösseren Reichthum das eingeschläferte Gefühl der Freiheit wieder zu weken, und so dem richterlichen Despotismus ein Ende zu machen.

Ohne Polyarchien (ein Gegensaz von Monarchien) würden nie solche Gesezgebungen haben entste[illegible]n können, als wir gegenwärtig besizen. Der Entw[illegible]gang hierbei war folgender: Erst schafte man de[illegible]spoten weg. Daraus entstand Anarchie. Man ertr[illegible] bis man sich überzeugt hatte, daß die Gesellschaft [illegible]urch die Furcht in Ordnung könne erhalten werden. [illegible]Die-

derherstellung dieser Furcht gab es aber nur zwei Mittel. Das eine war: Zurükführung des Despotismus, das andre: Ersaz desselben durch eine strenge Gesezgebung. Gegen die Zurükführung des Despotismus in der Person eines Staatschefs erklärte sich die öffentliche Meinung. Gegen den Ersaz desselben sträubte sich niemand, weil niemand wußte, was er davon zu befürchten hatte, und sich eben deswegen alles Gute davon versprach. Man sammelte also die vorhandenen Gesezе, um den Kopf des Despoten zu ersezen, und überließ die Vollziehung einer Körperschaft, die sich unter einander beschränken sollte, um den Arm des Despoten für immer zu vernichten. So entstanden die ersten Polyarchien und mit ihnen die ersten Gesezgebungen.

In welcher Form aber auch eine Regierung existire, so kann ihre Bestimmung nie eine andere seyn, als die Vergehungen zu bestrafen oder zu verhüten, zu welchen der blinde Selbsterhaltungstrieb führt. Soll sie ihrer Bestimmung entsprechen, so muß sie durch die Furcht der Regierten wirken. Eine Regierung, welche dies unterlässet, es sey nun, weil sie ihre Bestimmung aus Trägheit vernachlässigt, oder weil sie allzu schwach ist, ihr gemäß zu handeln, ist eine schlechte Regierung; und hieraus folgt, daß jede Regierung, um eine gute zu seyn, vor allen Dingen stark seyn muß. Was heißt nun aber eine starke Regierung? Wie relativ auch dies Wort in sich seyn möge, so läßt sich die Sache selbst doch dahin bestimmen, daß die Regierung die Kraft der ganzen Gesellschaft zu der ihrigen machen müsse, wenn ihre Stärke anerkannt werden soll. Sie ist verloren, sobald sie dies vernachlässigt; denn wer nicht gebieten kann, muß gehorchen, und steht in dem schreiendsten Widerspruch mit sich selbst, wenn er in seiner Ohnmacht Gehorsam verlangt.

Aus allen diesen Bemerkungen ergiebt sich, daß der Vertrag, von welchem oben die Rede gewesen ist, nie

zwischen der Regierung und den Regierten statt finden dürfe, wenn die Bestimmung der ersteren erfüllt werden soll. In der That, er ist in diesem Verhältnisse eben so unmöglich, als in der Gesellschaft überhaupt. Es versteht sich ganz von selbst, daß die Kraft der Regierung nie grösser seyn kann, als die der Regierten zusammengenommen; aber würden die Regierten, wofern ihr Verhältniß zu der Regierung von einem Vertrage abhinge, dieser jemals ihre ganze Kraft übertragen? Will also die Regierung wirklich stark seyn, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als die Kraft der Regierten fortdauernd zu usurpiren: ein Verfahren, das, wie richtig es auch in sich selbst seyn mag, jedem Vertrage entgegen läuft.

Es läßt sich aber noch von einer anderen Seite beweisen, daß das Verhältniß der Regierung zu den Regierten nie auf einem Vertrage beruhen dürfe, wenn dies Verhältniß nur einigermassen erträglich seyn soll. Wo wir eine wirklich starke Regierung antreffen, da werden wir auch immer finden, daß Liberalität der Grund-Charakter ihres Verhältnisses zu den Regierten ist; Liberalität ist aber etwas, das sich mit keinen Verträgen, Constitutionsurkunden und dergleichen vereinigen läßt. Da, wo Verträge zwischen den Regierten und der Regierung wirklich zu Stande gebracht wurden, blieb der leztern nie etwas anderes übrig, als diese Verträge entweder durch Gewalt oder durch List aufzuheben, oder in ihrer Ehrlichkeit unterzugehen. Durch das erstere wurden jedesmal schrekliche Kämpfe herbeigeführt, welche den Zwek der Regierung aufhoben; durch das leztere entstand eine förmliche Anarchie, indem die Regierten eine Stärke gewannen, wodurch sie aufhörten, regierbar zu seyn.

Man sage also von dem Recht des Stärkern, was man wolle, so lange man seine Ueberflüssigkeit nicht bewiesen hat, ist es unangetastet geblieben. Seitdem es ein menschliches Geschlecht gegeben hat, ist es durch die

Gewalt regiert worden. Hieraus hätten die Philosophen schliessen sollen, daß es, vermöge der ganzen Einrichtung der menschlichen Natur, durch Gewalt regiert werden müsse. So aber haben sie nicht geschlossen, und es immer nur darauf angelegt, die Gewalt zu verdrängen. Im Grunde konnte ihnen nichts anderes anstössig seyn, als das blosse Wort; auch sind alle ihre Systeme nur dadurch entstanden, daß sie die Einsicht zum Gegensaz der Gewalt erhoben. Die Einsicht ist aber so wenig der Gegensaz der Gewalt, daß die leztere ohne die erstere gar nicht möglich ist. Es ist keine geringe Verkehrtheit, wenn man der Gewalt durch Geseze begegnen will. Was sind denn alle Geseze anders, als ein Ausfluß der Gewalt als Regierungsmittel erfunden zur Erleichterung des Regierungsgeschäftes, welches um so zusammengesezter und verwikelter wird, je mannichfaltiger und vollständiger sich die Verhältnisse des Lebens entfalten? Es versteht sich ganz von selbst, daß nicht überall ein gleicher Grad von Stärke nothwendig ist; allein da, wo die Stärke durch den ganzen gesellschaftlichen Zustand einmal nothwendig geworden ist, kann die Regierung ihr nicht entsagen, ohne die Regierten unglüklich zu machen. Die nordamerikanischen Staaten haben das Eigenthümliche, daß sie für ein ungleich grösseres Terrain, als Frankreich hat, eine fünfmal geringere Bevölkerung besizen, als diese Republik. Wollte die nordamerikanische Regierung bei dieser wesentlichen Verschiedenheit, die Grundsäze und Verfassung der französischen annehmen, so würde sie dafür durchaus kein Object haben, und wollte die französische Regierung, in einer vollendeten Verkennung ihres Zweks, die Grundsäze und Verfassung der amerikanischen nachahmen, so würde sie sich dadurch selbst zerschmettern. Man lobt in unsern Tagen die nordamerikanischen Freistaaten als Muster einer guten Verfassung. Diese Verfassung kann wirklich gut seyn, allein ich bin der Meinung, daß für ihre Musterhaftigkeit dar-

aus auch nicht das geringste folgt. Haben die nordamerikanischen Staaten erst eine Entwikelung erhalten, wodurch sie den europäischen gleich kommen; so wird ihre Verfassung sehr wesentlich abgeändert werden müssen, wenn sie eine gute bleiben soll, und mit grosser Zuversicht sage ich vorher, daß die Monarchie sich daselbst früher einstellen wird, als man glaubt, wiewohl nicht eher, als bis eine Bevölkerung von sechszehn bis achtzehn Millionen sie nothwendig gemacht haben wird. Monarchien und Polyarchien (Republiken) entstehen, wie man in der Folge sehen wird, nach sehr bestimmten Gesezen. Nichts ist übrigens thörichter, als die Behauptung, daß die Beschränkung eines Staatschefs die Erstarkung der Nation zur unmittelbaren Folge habe. So wie die Kraft des Staatschefs nie eine andere seyn kann, als die der Nation; eben so kann die Kraft der Nation nie grösser seyn, als die des Staatschefs; und man irrt recht sehr, wenn man England zum Beispiel anführt. Allerdings hat der König von England durch die Constitution beschränkt werden sollen; aber indem ihn diese nur in Beziehung auf das Innere beschränken konnte, hat er (oder vielmehr sein Premierminister) die auswärtigen Verhältnisse benuzt, um zu einem Grad von Macht zu gelangen, der dem seiner sämmtlicher Unterthanen gleich ist. Das Räthsel soll im dritten Buche dieses Werks ausführlich gelöset werden.

Drittes Kapitel.

Ueber Theokratie und Kosmokratie, oder über geistliche und weltliche Macht.

Zwischen Theokratie und Kosmokratie ist, wenn man aufrichtig seyn darf, kein anderer Unterschied, als derjenige, der zwischen Idealität und Realität statt findet. Beide beschäftigen die Furcht; nur auf verschiedenen Wegen; die erstere durch Gegenstände der Einbil-

dung; die leztere durch Gegenstände des unmittelbaren Gefühls. Welche von beiden den Vorzug verdient, kann niemals ein Gegenstand des Streites werden. Es sind besondere Umstände, welche die eine oder die andere nothwendig machen. Da, wo die Gesellschaft noch klein ist, oder sehr zerstreut lebt, wird in der Regel eine theokratische Gewalt vollzogen werden; da hingegen, wo die Gesellschaft groß und zusammengedrängt ist, wird die kosmokratische Gewalt die Oberhand haben und die theokratische sich sogar unterordnen.

In Beziehung auf die ganze Welt läßt sich der Uebergang der Theokratie zur Kosmokratie in wenigen Worten darstellen.

Alle Staaten des Alterthums, sie mochten Monarchien oder Polyarchien seyn, waren theokratische, insofern die Regierung zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung kein besseres Mittel kannte, als die Gemüther der Regierten mit der Idee zu erfüllen, daß jedes an der Gesellschaft begangene Unrecht von einer Gottheit bestraft werde. Dieß dauerte fort, bis sich in der römischen Republik die erste Kosmokratie entwikelte, d. h. bis die Welt in den Heeren dieser Republik und in dem dadurch zu Stande gebrachten grösseren Polizeisystem ein wirkliches Objekt der Furcht erhielt, nachdem sie eine sehr lange Zeit hindurch ein eingebildetes gehabt hatte. Nach dem Untergang der römischen Waffenmacht stellte sich die Idee eines furchtbaren Gottes im Christenthume wieder her. Dies dauerte bis zur Erfindung des Schießpulvers, als des stärksten Zerstörungsstoffes, den man bisher in seine Gewalt bekommen hat. In diesem Stoffe gieng die Theokratie von neuem unter; und obgleich ihr Untergang noch nicht vollendet ist, so sind wir doch bereits dahin gelangt, daß wir Concordate, Duldungssysteme u. s. w. aufweisen können, um zu erhärten, daß wir auf dem Wege sind, vollendete Kosmokratien zu erhalten.

Die Wirkungen einer theokratischen und kosmokratischen Regierung sind zu allen Zeiten sehr verschieden gewesen.

Da, wo die Religion die einzige koerzitive Macht der Gesellschaft ist, kann die Regierung nicht Sorgfalt genug auf die Erhaltung ihres Princips verwenden; und um es in seiner ganzen Kraft zu bewahren, ist sie nothgedrungen, die Idee der Gottheit zur herrschenden Idee aller Staatsbürger zu machen. Sie muß also die Schöpferin vieler Symbole, Ceremonien u. s. w. werden. Die Folge davon ist, daß Frömmigkeit die Haupttugend jedes Bürgers wird. Indem nun aber die Natur der Frömmigkeit es mit sich bringt, daß man einen sehr wesentlichen Theil seiner Zeit, wo nicht auf die Contemplation, doch wenigstens auf die Ausübung der vorgeschriebenen Ceremonien verwenden muß, so bleibt für die staatsbürgerliche Thätigkeit sehr wenig Musse übrig, daher die innere Schwäche theokratischer Staaten. Ich sage hier Staaten, nicht Völker. Da der Muth nichts anders ist, als eine in sich selbst überwundene Furcht, so haben entschlossene Anführer es immer in ihrer Macht gehabt, die Bürger eines theokratischen Staats zu fanatisiren; und sobald der Fanatismus im Spiel war, fochten diese Bürger wie Helden und eroberten nicht selten ganze Welttheile. Der Zustand der Exaltation ist aber kein natürlicher Zustand, und daher die Erscheinung, daß diese Helden, in ihren errungenen Wohnsitzen angegriffen, wenig oder keinen Widerstand leisteten. Im Ganzen genommen muß die Theokratie alle Kraft zu Grunde richten; auch wissen wir aus der Geschichte, daß ganze Völker in ihr untergegangen sind, im Alterthum die Aegyptier und Juden, in neuern Zeiten die Spanier und Türken. Wer sich recht ausführlich über die Wirkungen der Theokratie belehren will, der muß den Kirchenstaat be-

reisen, oder das neueste Werk des Herrn Carl Victor von Bonstetten lesen. *)

In einer Kosmokratie hingegen kann die Regierung liberaler seyn, weil ihr Princip, in so fern es ein rein physisches ist, minder leicht verdorben werden kann. Sie ist mächtiger, weil ihre Kraft ebenmässiger wirkt; eben deswegen hat sie auch nicht das mindeste Interesse, die Entwikelung der Geister zu verhindern. Ihr ganzes Bestreben muß vielmehr darauf gerichtet seyn, das staatsbürgerliche Leben immer größer und vollständiger zu machen; denn je mehr innere Kraft die Gesellschaft, an deren Spize sie steht, gewinnt, desto mehr Vortheil geht daraus für sie selbst hervor, vorausgesezt, daß sie die Kunst versteht, alles auf sich zu beziehen d. h. die Staatskraft zu centralisiren. Wenn also eine theokratische Regierung sich immer in demselben Kreis von List und Betrug drehen muß, weil sich die Lüge nicht anders vertheidigen läßt; so kann die kosmokratische durch Macht und Intelligenz in einer, ich möchte sagen, göttlichen Ehrlichkeit dastehen und von sich selbst sagen: Non est potestas super terram, quæ comparetur mihi. Factus sum, ut non metuam. Video sublimia omnia infra me, et rex sum omnium filiorum superbiae.

Eine reine Kosmokratie hat es indessen bis jetzt noch nicht gegeben. Noch vor einem Jahrhunderte war es sehr zweifelhaft, ob der Staat für die Kirche, oder diese für den Staat vorhanden wäre. Dies Problem ist freilich gegenwärtig gelöset; aber der blose Umstand, daß es in jedem Staate noch Kirchen d. h. religiöse Institutionen giebt, beweiset hinlänglich, daß der Kampf, welchen die weltliche Macht mit der

*) Dies Werk führt folgenden Titel: Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Enéide; suivi de quelques observations sur le Latium moderne, par Charles Victor de Bonstetten et cet. A Genève, an XIII.

geistlichen zu führen hatte, noch nicht ganz vollendet ist. Alle diese Kirchen und alle mit ihnen zusammenhängenden Hierarchien, sind Ueberbleibsel jener alten Theokratien, von welchen das Herrschen ausging. So wie die Sachen gegenwärtig liegen, bedeuten die Kirchen überall wenig; doch muß man bekennen, daß in einigen katholischen Ländern Europa's durch sie bei weitem mehr zum Vortheil der ganzen Gesellschaft gewirkt wird, als in den protestantischen. In jenen, besonders aber in Frankreich, sind die religiösen Institutionen Surrogate der Polizey, in so fern sie keine andere Bestimmung haben, als Verbrechen, welche die Polizey zu verhüten strebt, um sie nicht bestrafen zu dürfen, in ihren Keimen, d. h. in der Idee zu erstiken. In dieser Hinsicht haben die religiösen Institutionen durch den Protestantismus ihre Kraft verloren, und obgleich der Protestantismus in sich selbst etwas vortreffliches, und, in sofern er sich auf religiöse Systeme bezieht, die allerbeste Grundlage der Kosmokratie ist, so hat er doch bei weitem noch nicht diejenige Entwikelung erhalten, vermöge welcher er durch die Moral eben das bewirkte, was der Katholicismus durch die Religion zu Stande bringt. Hierüber in der Folge mehreres.

Gewissen Erscheinungen zufolge, sind selbst diejenigen Regierungen, welche ihrem Wesen nach durchaus kosmokratische sind, nur als theokratische zu betrachten. Wenn es nämlich in den Dekreten solcher Regierungen noch immer heißt: Wir von Gottes Gnaden u. s. w.; so zeigt der Staatschef dadurch eigentlich an, daß er sich nur als den Premier-Minister der Gottheit denkt; denn das Wesen der Theokratie besteht darinn, daß der Staatschef nichts mehr und nichts weniger sey, als Premier-Minister, und folglich der eigentlichen Souveränität entsage. Diese Formel ist indessen bei weitem nicht so abgeschmakt, als manche glauben mögen. Von Gottes Gnaden heißt, gehörig ins

terpretirt, nichts weiter, als: den Gesezen der Natur zufolge; und in diesem Sinne sagt es bloß: Ich, den die Nothwendigkeit einer Regierung an die Spize der Regierungsmaschine gestellt hat. Dem Historiker ist die Theologie nicht so unbegreiflich, als dem Philosophen und den Schöngeistern, er sieht in ihr, was man, um richtig zu urtheilen, immer darinn sehen soll, ein symbolisches Naturrecht, das sich im Verlauf der Zeit gerade so entwikelt hat, wie es gegenwärtig dasteht, aber in dieser Entwikelung noch immer die wundervolle Wirkung hervorbringt, daß es die Schrekklichkeit der Macht vermindert. In den ersten Jahren der französischen Revolution, wo man sich einbildete, daß schwache Regierungen zum Glüke der Nationen nothwendig wären, schlug man vor, jene Formel durch folgende zu ersezen: Wir durch die Gnade der Nationen ꝛc. Eine große Albernheit! Wer durch die Gnade einer Nation Staatschef ist, mag es lieber gar nicht seyn; denn für das Regierungsgeschäft ist er so gut als nicht vorhanden. Entweder die Nationen können sich selbst regieren, und dann bedürfen sie keiner Regierung, oder sie können es nicht, und dann müssen die Regierungen stark und unwiderstehlich seyn, ohne diese ihre Kraft dem guten Willen der Nationen zu verdanken zu haben. Ist das leztere der Fall, so ist eine Insurrektion unausbleiblich; und obgleich alle Insurgenten gegen die bestehende Macht ankämpfen, so ist die wahre Tendenz der Insurrektion doch nie eine andere, als die Schwäche fortzuschaffen und die Stärke an ihre Stelle zu setzen.

Viertes Kapitel.

Ueber die Wirkungen des Prinzips der Trennung und die des Prinzips der Einheit in den Regierungsmaschinen.

Vor unsern Augen haben wir im Süden von Europa eine republikanische Monarchie entstehen gesehen; und diese Erscheinung muß uns, einmal für allemal, von den Irrthümern zurük bringen, die wir bisher, auf Montesquieu's und anderer Schriftsteller Autorität, in Hinsicht des spezifischen Unterschiedes einer republikanischen und monarchischen Staatsform oder Verfassung unterhalten haben.

Geht man auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Republik zurük, so ist durchaus kein Grund vorhanden, irgend einem Staate in der Welt diese Benennung zu versagen, seine Verfassung sey welche sie wolle; denn die Natur der Sache bringt es mit sich, daß jeder Staat ein Gemeinwesen (Respublica) sey.

Hieraus folgt, daß man Unrecht daran thut, wenn man sich die Republik als Gegensaz der Monarchie denkt.

Soll ein solcher Gegensaz durchaus statt finden, so kann er nur dadurch zu Stande gebracht werden, daß man die Mehrheit der Einheit gegenüberstellt. Die Polyarchie ist also allein der Gegensaz der Monarchie; und da die Polyarchie nur dadurch entstehen kann, daß man das Prinzip der Trennung zur unumstößlichen Grundlage der Verfassung oder der ganzen Regierungsmaschine macht, so kann, wenn von Republik im Gegensaz der Monarchie die Rede ist, nur das Prinzip der Trennung im Gegensaz des Prinzips der Einheit in Betrachtung gezogen werden.

Um nun die Wirkungen des Prinzips der Trennung genauer kennen zu lernen, werden wir die Erfahrung zu Rathe ziehen müssen; und wo wäre die Erfahrung

wohl vollständiger anzutreffen, als in der Geschichte des römischen Staats?

Wie in neuern Zeiten in Frankreich, war auch in jener Periode, wo die römische Polyarchie ihren ersten Anfang nahm, die Ursache dieser merkwürdigen Revolution — nicht die Stärke, sondern die Schwäche des Staatschefs. Indem die römischen Könige nach Unumschränktheit strebten, blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, als Vermehrung der Rechte des Volks d. h. nach unserm Sprachgebrauch, der Gemeinen oder des dritten Standes auf Kosten der Vorrechte der Patricier, oder des Adels. Dies wekte den Haß des letztern. Sollten seine Vorrechte nicht in den Volksrechten untergehen und eine vollendete Gleichheit das Grundprincip der Verfassung werden, so mußte er den Thron umstürzen. Die Entehrung der Lucretia gab dazu die allerschiklichste Veranlassung; denn ob sie gleich nur Vorwand war, so war sie doch dadurch ein sehr glüklicher Vorwand, daß der große Haufen ihn fassen konnte. Die Tarquinier wurden also vertrieben.

Die Souveränität der Könige in ihrem Keim zu ersticken, gab es kein besseres Mittel als Theilung der höchsten Macht. Man sonderte also die gesetzgebende Gewalt von der vollziehenden. Die erstere wurde dem Volke zu Theil, weil man das Ansehn haben mußte, als hätte man gerade um seinetwillen die Revolution zu Stande gebracht; die leztere wurde der Antheil des Senats, der sich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vorbehielt, weil dies das einzige Mittel war, seine Vorrechte dauernd zu behaupten.

Unter den Königen hatte das Volk in der Person des jedesmaligen Staatschefs einen Stüzpunkt gefunden; jezt sollte es diesen Stüzpunkt theils in sich selbst, theils in einem Senat finden. Dies war unmöglich, weil der Stüzpunkt immer nur ein einiger seyn kann. Sollte sich die vernichtete Monarchie nicht von selbst wieder-

herstellen, so blieb dem Senat nichts anders übrig; als den Kampf, womit er sich unaufhörlich bedroht sah, von sich auf Andere abzuleiten. Auf diesem Wege wurden die Römer ein eroberndes Volk. Nichts ist gewisser, als daß Rom entweder seine Regierungsform verändern, oder arm und klein bleiben mußte; daraus aber läßt sich nichts zum Nachtheil der Monarchie folgern; das Einzige, was sich mit Wahrheit daraus herleiten läßt, ist, daß die Polyarchie unter gewissen Umständen zur Erweiterung des Staates führt, weil sie die Sicherheit, welche jede Regierung geben soll, auf keine andere Weise geben kann.

Da jeder Stillstand in dem Eroberungsgeschäft eine Rükwirkung fürchten ließ, welche sich nur in der Zerstörung der Regierungsmaschine offenbaren konnte; so gab es für den römischen Senat kein größeres Unglük, als einen Frieden von längerer Dauer. Daher sein Eifer, neue Ursachen des Krieges aufzufinden; daher der hohe Grad von Intelligenz, womit er das ganze Eroberungsgeschäft betrieb; daher der geistige und moralische Charakter des römischen Volks in den ersten fünf Jahrhunderten des römischen Staats. Nie zeigte sich deutlicher, wie wesentlich das Prinzip der Trennung für die Vergrösserung des römischen Machtgebiets geworden war, als während der Herrschaft der Decemvirn. Der ganze Staat schien der Auflösung nahe zu seyn. Was man verlorne Freyheit nannte, war nichts weiter, als Stillstand derjenigen Bewegung, welche das Prinzip der Trennung nothwendig mit sich bringt; aber mit dieser Bewegung hing die sogenannte Römergröße so innig zusammen, daß man die Decemvirn stürzen mußte, wenn man den Staat erhalten wollte.

In die Wirksamkeit des Prinzips der Trennung konnte nicht eher ein Stillstand gebracht werden, als bis die Erweiterung des Römergebiets physisch unmöglich geworden war. Dieser Zeitpunkt trat mit der Zer-

störung Carthago's ein. Die Bürgerkriege, welche bald darauf folgten, waren nichts weiter, als das Mittel zur Wiederherstellung der Monarchie. Hätte das Prinzip der Trennung gerettet werden können, so würde Sulla es gerettet haben, dessen barbarische Dictatur keinen andern Endzwek hatte, als die Vorrechte des Senats aufrecht zu erhalten, und der durch die Niederlegung seiner Herrschermacht hinlänglich bewies, daß er seinen Endzweck erreicht zu haben glaubte. Der Kampf zwischen Pompejus und Cäsar, welcher wenige Jahre darauf erfolgte, entschied für immer über das bisherige Prinzip der Trennung. Vergeblich behaupteten einzelne Römer: die Waffen, womit römische Bürger sich gegenseitig zerfleischten, sollten gegen Parther und Perser gerichtet werden. Sie begriffen die Nothwendigkeit des Prinzips der Einheit unter den obwaltenden Umständen nicht. Der ungeheure Umfang, den das Römerreich durch das Prinzip der Trennung gewonnen hatte, gestattete keine weitere Ausdehnung; und da die Excentricität ihre Gränze gefunden hatte, so mußte, wenn nicht Alles unendlich schneller, als es gewonnen war, verloren gehen sollte, eine Centralisation Statt finden, wodurch der Mittelpunkt des Reichs der Hauptsiz der Ruhe und Sicherheit wurde. Die Weltherrschaft war durch die Polyarchie gewonnen worden; behauptet und vertheidigt konnte sie nur dadurch werden, daß die Monarchie an ihre Stelle trat. Und dies würde mit einem glänzenden Erfolg geschehen seyn, hätten die Nachfolger des August und Tiberius die Kunst verstanden, alle die Hindernisse, welche sich einer tüchtigen Centralisation entgegenstellten, so geschikt zu besiegen, als diese ihre Vorgänger. Nichts wurde dem römischen Staate so gefährlich, als die unvertilgbare Neigung der Imperatoren, sich den Patriciern gleich zu sezen; eine Neigung, in welcher der Staat durchaus seinen Untergang finden mußte, weil von dem Augen-

blik an, wo die Imperatoren aufhörten, alles auf sich zu beziehen, die alte Excentricität immer wieder eintreten mußte. Wie lehrreich auch die römische Geschichte im Uebrigen seyn mag, so lernt man daraus doch sehr wenig für die Kunst der Staatsorganisation; eine Kunst, welche durchaus das Product neuerer Zeiten ist. *

Man glaube nicht, daß das Prinzip der Trennung diese Wirkungen nur dadurch hervorgebracht habe, daß es in Römern wirkte. Zu allen Zeiten und an allen Orten hat es diese Wirkungen hervorgebracht. England verdankt ihm, wie wir in der Folge sehen werden, seine ganze gegenwärtige Größe. Bacon's Schriften beweisen, daß die Engländer sehr früh eingesehen, daß die Herrschaft zur See die Quintessenz der Universalmonarchie sey; ** allein um die Herrschaft zur See zu erlangen, mußten sie das Prinzip der Einheit erst in der Person Carls des Ersten zerstören und dann durch die Vertreibung der Stuarts völlig aufheben, und durch das Prinzip der Trennung ersezen. Von diesem Augenblik an gab es für Englands Erweiterungssucht keinen Stillstand mehr; und der spezifische Unterschied zwischen den Engländern und Römern liegt blos darinn, daß, während jene ein Insularvolk sind, diese ein Continentalvolk waren. Aus diesem Unterschiede läßt sich ohne große Mühe erklären,

* Was in diesem Abschnitt über die Wirkungen des Prinzips der Trennung gesagt worden ist, hat so sehr seine Richtigkeit, daß man die Belege dazu auf jedem Blatte der römischen Geschichte findet, wenn sich auch die römischen Geschichtschreiber die Sache ganz anders gedacht haben. Merkwürdig ist, daß man zu keiner Zeit aufhörte, den Staat Republik zu nennen.

** S. Bacon's Abhandlnng de proferendis finibus imperii im 6. Band der sämtlichen Werke dieses Philosophen. Asterdammer Ausgabe.

warum sich die Engländer mit der Quintessenz der Universalmonarchie begnügen, indeß die Römer genöthigt waren, das ganze Volumen derselben an sich zu nehmen. Ich mache hier nur noch folgende Bemerkung: Wäre es möglich gewesen, das Prinzip der Trennung in Frankreich dauernd zu behaupten, so hätten wir von neuem das Schauspiel erlebt, eine Polyarchie zum Mittelpunkt der ganzen Welt werden zu sehen. Sollen Welterfahrungen entscheiden, so hat die Directorialregierung sich selbst durch nichts so sehr geschadet, als dadurch, daß sie Frankreich bestimmte Gränzen anwies. Dies war der allerentscheidendste Schritt zur Wiederherstellung der Monarchie, von deren Ehrgeize die übrigen Continentalmächte unendlich weniger zu befürchten haben, weil jeder Staat, dessen Kraft gehörig centralisirt ist, eine Schwerkraft gewinnt, vermöge welcher ihm die Ruhe nothwendig wird.

Beleuchten wir jezt die Wirkungen des Prinzips der Einheit.

Nur da, wo dies Prinzip der Staatsverfassung zum Grunde liegt, ist eine wahre Monarchie anzutreffen. Vergeblich sprechen die Engländer von einer britannischen Monarchie; sie ist bei ihnen eben so wenig vorhanden, als sie es bei den Franzosen war, so lange gesezgebende und vollziehende Macht in Frankreich getrennt waren. Bei Bestimmung des Wesens der Monarchie kommt es keinesweges darauf an, ob in einem gegebenen Staate ein Individuum existirt, welches Consul, oder König, oder Kaiser genannt wird; es kommt allein darauf an, ob in diesem Individuum die innigste Vereinigung der gesezgebenden und vollziehenden Macht, d. h. die Souverainität anzutreffen ist. Ein solches Individuum ist Monarch, sein Titel sey welcher er wolle; keinesweges aber ist man Monarch, weil man Consul, oder König oder Kaiser titulirt wird. Von der Souverainität wird in den nächsten Abschnitten ausführlicher die Rede seyn.

Da es hier nur darauf ankommt, die Wirkungen des Prinzips der Einheit auseinander zu legen, so bemerken wir vor allen Dingen, daß sie denen des Prinzips der Trennung durchaus entgegengesezt sind. Führt dieses zu einer ungeheuren Excentricität, so wirkt jenes die allerbestimmteste Concentricität, welche sich darin offenbaret, daß, indem sich alles auf den einzelnen Staatschef bezieht, welcher den Mittelpunkt bildet, dieser wiederum nur in und durch den Staat vorhanden ist, und folglich, ohne sich selbst zu verlezen, dem Staate keinen Nachtheil zufügen kann. In den Polyarchien findet nur gerade so viel Moralität statt, als erforderlich ist, damit der Staat sich nicht vor der Zeit auflöse; in den Monarchien hingegen existiren die Staaten allein durch Moralität. Jene haben, weil ihnen durch das Prinzip der Trennung die Tendenz auf sich selbst, d. h. auf ihre innere Vervollkommnung genommen ist, eine durchaus feindselige Tendenz gegen andere Staaten, von welchen sie sich unaufhörlich bedroht glauben; diese hingegen haben, vermöge des Prinzips der Einheit, nur auf sich selbst Tendenz, und kennen keine andere Antinationalität, als diejenige, die ihnen von feindseligen Staaten aufgedrungen wird. Während also mit jenen kein dauerhafter Frieden möglich ist, geben ihn diese durch ihr ganzes Wesen. Jede Monarchie hat die auffallendste Aehnlichkeit mit einer Kugel, deren Schwerpunkt überall ist, und die eben deswegen, sobald sie in Bewegung gesezt wird, die stärksten Wirkungen hervorbringen muß. Es versteht sich aber ganz von selbst, daß hier nur von der Monarchie im Allgemeinen die Rede ist. Das Ideal der Monarchie ist nie realisirt worden. Die meisten Monarchien unserer Zeit sind den Polyarchien unendlich näher verwandt, als sie es seyn sollten; und die Folge davon ist, daß sie unaufhörlich zwischen Concentricität und Excentricität, zwischen Moralität und Immoralität schwanken. Alles, was man hierbei

zur Entschuldigung der Staatschefs sagen kann, ist, daß sie es, bey dem gegenwärtigen Zustande der Welt, durchaus noch nicht in ihrer Macht haben, als reine Intelligenzen zu wirken, vorausgesezt, daß sie sich selbst in dieser ihrer Bestimmung begreifen, und den zufälligen Genuß, den ihr Geschäft gewährt, nicht in einen höheren Anschlag bringen, als das Geschäft selbst. Keine abscheulichere Lehre, als diejenige, wodurch sie verleitet werden, ihre Bestimmung zu verkennen, welche die göttlichste ist, die es hienieden geben kann. Ich werde diese Lehre nicht predigen. Ich werde vielmehr immer behaupten, daß da, wo das Regieren als Sache des Genusses genommen wird, erst Stokungen, und dann Zerrüttungen entstehen, welche mit Umwälzungen endigen. Es verhält sich mit einem Staate wie mit jedem Körper: Er zerfällt in sich selbst, sobald er aufhört zu wachsen. Das Problem, welches der Staatschef in jedem Augenblik seiner Existenz zu lösen hat, besteht also darinn, wie er den Wachsthum des Staats vermehren will. Es ist alles verloren, wenn ein träger oder unwissender Chef an der Spize der Verwaltung steht; und eine der allerwichtigsten Aufgaben, welche die nächste Generation zu lösen hat, ist die: Wie die Staatschefs der Souverainität würdig werden?

Da die Prinzipe der Trennung und der Einheit als Grundlagen der Verfassung so bestimmte Wirkungen hervorbringen, so könnten diejenigen, welche die Macht haben, das eine oder das andere dieser Prinzipe zu handhaben, den herrlichsten Gebrauch davon machen. Das sogenannte Republikanisiren ist bisher nichts weiter gewesen, als eine sehr eigensüchtige Auflösung der bestehenden Regierungsmaschinen, in der Voraussezung, daß sie nichts taugten; eine Voraussezung, die nicht immer gegründet war, und zu Maasregeln verleitete, welche den Einsichten unsers Jahrhunderts sehr wenig zur Ehre gereichten. Hätte man nach den Grundsäzen einer

besseren Theorie zu Werke gehen wollen, so würde man das Prinzip der Trennung nur da angebracht haben, wo es für die Welt von wirklichem Nuzen gewesen seyn würde. Meiner Idee zufolge, sollte es durchgängig in den kleineren Staaten angebracht werden, welche, vermöge ihrer Lage, zu einem lebhaften Antheil an dem Welthandel bestimmt sind. Es ist ein Unglük für ganz Europa, ja für die ganze Welt, daß es die Grundlage der englischen Verfassung ist; allein es würde ein Glük für Europa, wie für die ganze Welt, seyn, wenn zwei kleine nordische Staaten Polyarchien wären. In beiden wirkt das Prinzip der Einheit, ich will nicht sagen verderblich, aber doch insofern nachtheilig, als es, in seiner Reinheit genommen, eine Entwikelung verhindert, welche hier entstehen könnte. Auf dem Wege der Eroberung (der Gewalt) ist für beide Staaten nichts zu gewinnen; dies beweiset ihre Geschichte seit den frühesten Zeiten. Auf dem Wege des Handels (der List) würde mehr für sie zu gewinnen seyn. Soll dies aber jemals der Fall werden, so muß die Concentricität wegfallen, welche aus dem Prinzip der Einheit hervorgeht, und diejenige Excentricität, welche das unmittelbare Produkt der Polyarchie ist, an ihre Stelle treten. Das Schiksal beider Staaten ist lange noch nicht vollendet, und es steht zu erwarten, was aus ihnen werden wird, sobald der britannische Coloß in sich selbst versunken ist. Es versteht sich aber ganz von selbst, daß, ob sie gleich als unabhängige Staaten fortdauern sollten, sie dennoch unter der Obhut einer grossen Macht stehen müssen, welche sie fortdauernd verhindert, eine andere Tendenz in sich aufzunehmen, als die des Handels.

Ueberhaupt müssen Handelsstaaten diejenige Freiheit geniessen, welche das Prinzip der Trennung giebt. Mag dies immer eine Scheinfreiheit seyn; sie selbst werden die höchste Realität in ihr wieder finden und in diesem Wahn recht gut gedeihen. Die Hansestädte sind wahre Muster

von Republiken in dem gewöhnlichen Sinne des Worts. Modellirte man mehrere kleine Staaten nach ihnen, so würden die Monarchien die eigentlichen Mittelpunkte der Macht seyn, und in den Polyarchien oder sogenannten Republiken die ergiebigsten Quellen neuer Entwikelungen besizen, ohne für sich selbst das Mindeste befürchten zu dürfen. Unstreitig wird das Republikationssystem diese Wendung nehmen, sobald es in sich selbst vollendet seyn wird. Bisher prägten selbst Polyarchien ihre Eroberungen in fernen Welttheilen zu Monarchien aus. Dies Verfahren mochte in Betracht der Entfernung dieser Besizungen sehr nothwendig seyn; allein die Folge davon war immer, daß der Mutterstaat in seiner Kolonie untergieng, indem diese im Verlauf der Zeit unabhängig wurde; und eben dies Schiksal steht mehreren europäischen Mächten bevor, deren ganze Kraft von der Erhaltung ihrer Kolonien abhängt. Es sollen grosse Reiche existiren; allein, um sich nicht gegenseitig zu zertrümmern, wird vor allen Dingen erforderlich seyn, daß sie die Vortheile des Handels gleichmäßig geniessen, und dies kann, dünkt mich, nur dadurch bewerkstelliget werden, daß der Handel den von den Monarchien abhängenden Polyarchien überlassen bleibt, so daß diese recht eigentlich die Communikationslinien des menschlichen Geschlechtes bilden.

Das wirkliche Republikanisiren ist von dem sogenannten sehr wesentlich verschieden. Eine Republik existirt allenthalben, wo der Staat ein Gemeinwesen ist, und ein solches Gemeinwesen ist jeder Staat, in welchem die Gleichheit statt findet. Ob man diese Gleichheit willkührlich schaffen könne, ist eine Frage, deren Beantwortung allzu weit führen würde. Wiederherstellung der verloren gegangenen Gleichheit war die erste Tendenz der französischen Revolution; und insofern sich diese Tendenz durch alle Perioden gleich geblieben ist, kann man allerdings behaupten, daß der französische Staat,

troz

troz seiner gegenwärtigen Form, eine Republik ist. Die Trennung der gesezgebenden und der vollziehenden Macht ist so weit entfernt, das Criterium einer Republik zu seyn, daß sie dieselbe in den meisten Fällen sogar vernichtet. In Frankreich war dies offenbar der Fall während der Direktorialregierung. Sollte die Gleichheit gerettet werden, so mußte das Prinzip der Einheit sich ihrer annehmen. Dies geschah durch Bonaparte. Dies Prinzip der Einheit ist seit dem 18 Brumaire, so zu sagen, mit jedem Tage verstärkt worden, und der Chef der französischen Nation steht jezt als Kaiser in einer Unumschränktheit da, die vor ihm kein französischer König genossen hat; allein die Republik dauert fort, weil die Gleichheit fortdauert; und schaut man etwas tiefer in den Zusammenhang der französischen Regierungsmaschine, so kann man nicht verfehlen, die Entdekung zu machen, daß gerade die Gleichheit der Grundquell aller Macht des französischen Staatschefs ist. Hievon wird man sich unstreitig noch mehr überzeugen, wenn man das zweite Buch dieses Werks mit Aufmerksamkeit lieset. Die nächsten Abschnitte dienen demselben zur Einleitung.

Fünftes Kapitel.

Von der Souverainetät.

Alles, was in dem Innern des Menschen vorgeht, läßt sich in ein Erkennen, in ein Wollen, und in ein Vollziehen absondern.

Wer blos erkennet, ist über alle Beschränkung erhaben; denn was könnte denjenigen beschränken, der so bescheiden ist, sich immer innerhalb der Gränzen der Theorie zu erhalten?

Wer nicht blos erkennet, sondern auch will, der muß sich wohl in Acht nehmen, mit seinem Wollen Andere so zu berühren, daß er ihnen gefährlich scheint;

denn von diesem Augenblik an, werden sie ihre ganze Kraft aufbieten, das Vollziehen zu verhindern.

Wer zugleich erkennen, wollen und vollbringen will, muß eine Kraft besizen, vermöge welcher er den Ausschlag über alle diejenigen giebt, welche ihn am Vollbringen hindern können.

Dies auf die Souverainetät angewandt, besteht sie, ihrem Wesen nach, in der innigsten Vereinigung der höchsten, gesezgebenden und vollziehenden Macht in der Person des Staatschefs; denn das Erkennen wird vorausgesezt, weil ohne dässelbe kein Wollen denkbar ist.

Diese Souverainetät ist mit grösseren oder geringeren Schwierigkeiten verbunden, je nach der Grösse und dem Umfange des Staates, in welchem sie ausgeübt werden soll.

In ganz kleinen Staaten versteht sie sich ganz von selbst, ungefähr eben so, wie die väterliche Gewalt, aus welcher sie sich ursprünglich entwikelt hat; aber sie bedeutet in solchen Staaten sehr wenig, weil sie sich größtentheils auf die Functionen eines Anführers bei Streifzügen einschränkt.

In den sogenannten Mittelstaaten verkennt man sehr leicht ihren Werth, weil sie sich in denselben öfters genöthigt sieht, das Ganze durch den Schreken zusammenzuhalten. Eben deswegen wird sie auch in solchen Staaten nur allzuoft zerstört und durch Constitutionen ersezt. Die Idee ist alsdann, den souverainen Willen beizubehalten, ihn aber nicht mit der Macht der Vollziehung zu bekleiden; und da diese Idee sich nicht anders realisiren läßt, als so, daß man die gesezgebende Gewalt der einen Körperschaft, und die vollziehende Gewalt der andern Körperschaft anvertraut, so ist die Souverainetät als etwas Lebendiges vernichtet, und nur in der Verfassung selbst enthalten.

In großen Staaten stellt sich die Souverainetät von selbst wieder her, weil in ihnen das Geschäft des Zu-

sammenhaltens und Impulsirens eine Kraft erfordert, welche nur durch die innigste Vereinigung der gesezgebenden und vollziehenden Macht gegeben werden kann; hier ist sie auch ganz unschädlich geworden, weil sie nur auf grosse Massen einwirkt und eben deßwegen der Einsicht bei weitem mehr verwandt ist, als der Leidenschaft.

Je grösser also der Staat ist, je mannichfaltiger die Zweige der Verwaltung geworden sind, je mehr es darauf ankommt, eine Verantwortlichkeit ins Leben zu rufen, welche den Privatvortheil dem allgemeinen Besten unterzuordnen gebietet; desto nothwendiger wird die Souverainetät, sowohl als lezter Vereinigungspunkt aller Regierungsthätigkeit, als auch als impulsirende Kraft. Dabei versteht es sich ganz von selbst, daß sie weder in der ersten noch in der lezteren Eigenschaft ihren Privatvortheil berüksichtigen könne; aber genau genommen giebt es dergleichen für die Souverainetät gar nicht. Sie hat das Eigenthümliche, daß sie zugleich alles und nichts ist; das erstere, wenn sie als höchste Intelligenz wirkt, das leztere, wenn sie blos im Titel existirt und die mit diesem Titel verbundenen Vorzüge genießet. Ein Souverain, der nicht nur als Mittelpunkt der Macht, sondern auch als Centralpunkt der Intelligenz dasteht, ist das Erhabenste in der Gesellschaft, so wie, von der andern Seite — ein Ludwig der fünfzehnte und seinesgleichen durch ihre Nullität das Verworfenste derselben sind.

Die Souverainetät läßt sich auf eine zwiefache Weise übertragen; nehmlich in der Macht und in den Symbolen der Macht.

Was die Uebertragung der Macht betrift, so kann sie, da die Macht mit der Intelligenz in einem unzertrennlichen Zusammenhange steht, nur an denjenigen vollzogen werden, den die öffentliche Meinung für den allereinsichtsvollsten Mann erklärt; die Uebertragung der

Symbole der Macht hingegen kann an jeden geschehen, welchen die Natur mit den zum Repräsentiren erforderlichen Eigenschaften ausgerüstet hat. Eben daher ist es durchaus nicht gleichgültig, was von beiden man übertrage.

Ueberträgt man nehmlich die Macht, so giebt man eben dadurch zu erkennen, daß man sich dem einmal übernommenen Regierungsgeschäfte nicht gewachsen fühle, auch keine sonderliche Lust habe, sich den Grad von Einsicht zu erwerben, den die Betreibung dieses Geschäfts erfordert. Die Folge einer solchen Uebertragung kann schwerlich eine andere seyn, als die, daß das Vertrauen, welches die Macht gebietet, auf den mit der Macht Bekleideten übergeht, und daß der Staatschef zur einem bloßen Titular herabsinkt. Ist es aber dahin gekommen, so ist nichts gewisser, als daß die Uebertragung der Macht permanent wird und folglich dem Uebertragenden noch in seiner Descendenz schadet; dies hängt mit den Gesezen der moralischen Gravitation zusammen, welche, wie die physische, in eben dem Maße zunimmt, in welchem sie weniger gestört wird.

Es ist nicht zu läugnen, daß einzelne Staatschefs es nicht in ihrer Gewalt haben, der Uebertragung auszuweichen; allein diese Uebertragung mag das Werk der Willkühr oder der Nothwendigkeit seyn, immer ist sie der erste Anfang eines nicht zu berechnenden Unglüks für diejenigen Staaten, in welchen sie statt findet, und schwerlich kann sie auf irgend einem Punkt der Erde anders endigen, als durch gewaltsame Entfernung derjenigen Familie, in welcher sie permanent geworden ist, weil diese im Verlauf der Zeit eben so überflüssig als hinderlich wird. Alles was man jemals zum Vortheil der Würde eines Ersten Ministers gesagt hat, ist sehr übel ersonnen; er muß nie vorhanden seyn, wenn der Staat gedeihen soll. Ich sage hier mit grossem Bedacht: Eines Ersten Ministers. Ich stelle mir nämlich vor,

daß es sehr wohl zwei Erste Minister geben könne, von welchen der eine an der Spize der äußeren Angelegenheiten, der andere an der Spize des sogenannten Innern steht, so daß mit ihnen der Anfang einer glüklicheren Organisation der Regierungsmaschine gemacht wird und beide ihrem Wesen nach die ersten Punkte sind, auf welche die Intelligenz einwirkt. Hierüber das Ausführlichere in demjenigen Abschnitt, wo ich von der Organisation einer künftigen Regierungsmaschine reden werde.

Was die Uebertragung der Symbole der Macht oder die Repräsentation betrift, so ist von ihr auch nicht der mindeste Nachtheil zu erwarten. Aber die Natur der Sache bringt es mit sich, daß von allen Staatschefs nur diejenigen zu dieser Art von Uebertragung hinneigen, welche im Besiz der wirklichen Macht d. h. der Intelligenz sind. Die Macht muß ihre Symbole haben, weil sie dem großen Haufen ohne dieselbe nicht gebieten kann; allein diese Symbole sind von grösserer oder geringerer Wichtigkeit, je nachdem die Macht mehr oder weniger real ist. Staatschefs von sehr beschränkter Macht und geringem Vertrauen werden daher nie ermangeln, sich mit allem dem Pomp zu umgeben, der die Macht verkündigt und predigt; Staatschefs von unumschränkter Macht und grossem Vertrauen hingegen werden allenthalben, wo es ihnen nur irgend vergönnt ist, das Repräsentiren von sich entfernen. Die lezteren übertragen die Symbole der Macht um so lieber, weil das Repräsentiren mit sehr viel Zeitaufwand verbunden ist, und grosse Gemüther nichts so unbedingt ehren, als die Zeit, indem sie nur in ihr sich wirksam beweisen können. In dieser Hinsicht ist zwischen verschiedenen Regenten durchaus kein Einverständniß möglich; denn der wahrhaft intelligente wird dem nicht intelligenten nie begreiflich machen können, daß alles, wodurch er Achtung erzwingen will, zwar die Zeit zersplittern, aber nicht zum Zwek führen könne; und eben so wird der

nicht intelligente es dem intelligenten nie verzeihen, daß er etwas vernachlässigt, was, seiner Ueberzeugung nach, bei weitem das Wichtigste ist.

Unter den Europäischen Staaten giebt es, soviel ich weiß, nur einen einzigen, dessen Chefs, vermöge einer ihnen besonderen Eigenthümlichkeit, nie ihre Zuflucht zu einem Ersten Minister genommen und das Repräsentationsgeschäft auf das bestimmteste gehaßt haben. Diese ihre Eigenthümlichkeit mag nun das Resultat ihres Nachdenkens oder eines gewissen glüklichen Instinkts gewesen seyn und noch seyn, so ist die Folge derselben immer die gewesen, daß sich die Souverainetät in diesem Staate am aller reinsten erhalten hat. Dauert dieser Grundsaz in diesen Staatschefs fort, so kann es nicht fehlen, daß der Staat durch sie immer fester gegründet wird, und daß er von allen inneren Erschütterungen auch künftig eben so frei bleibt, als er es bisher gewesen ist. Es ist so wenig eine gleichgültige Sache, ob man die Macht oder die Symbole derselben übertrage, daß es schwerlich noch einen andern Punkt giebt, der für das Wesen eines Staatschefs, als Individuum genommen, von größerer Erheblichkeit wäre. Ueberträgt er nämlich die Macht an einen Ersten Minister, so wird alles, was Realität genannt werden kann, für ihn untergehen und an die Stelle derselben eine Idealität treten, welche, wenn sie nicht die Geistesverwirrung selbst ist, derselben sehr nahe kommt. Ueberträgt er dagegen die Symbole der Macht, so wird er immer im Besiz der Realität bleiben und selbst das Alter wird Mühe haben, sie in ihm zu zerstören. Beispiele zur Erläuterung des eben Gesagten findet der aufmerksame Leser von selbst, so daß es hinreichend ist, auf die allgemeine Ursache der Erscheinungen unsrer Tage aufmerksam gemacht zu haben.

Die Entstehung der Souverainetät ist oft sehr schwierig. Da sie ihrem Wesen nach nicht eher vorhanden ist,

als bis sich der souveraine Wille von der allgemeinsten Intelligenz geleitet in Handlungen offenbaren kann; so gehört vor allen Dingen zu ihrer Entstehung, daß sie in den Vorrechten der Mitglieder einer Regierung keine Schranken antreffe. Sie bedarf der Ruhepunkte, um nicht mit Uebereilung zu wirken; aber sie ist ihrem Wesen nach vernichtet, so oft sie auf wirkliche Schranken stößt. Die Souverainetät ist z. B. da nicht anzutreffen, wo die höchste Gewalt sich in geistliche und weltliche theilt, und die Intelligenz des Staatschefs sich gefallen lassen muß, von der Intelligenz der Geistlichkeit controllirt zu werden. Eben so ist da keine Souverainetät, wenigstens keine ganz reine Souverainetät vorhanden, wo ein einzelner Stand eine Mittelmacht bildet, die auf nichts so sehr bedacht ist, als auf Behauptung ihrer Vorrechte. Aus beiden Gründen waren die ehemaligen französischen Könige keine Souverains; und da sie durch ihre Intelligenz sich nicht zu Meistern der ihnen entgegen strebenden Schranken machen konnten, so mußte eine so ungeheure Umwälzung der Dinge, als die französische Revolution war, diese Hindernisse wegschaffen und an die Stelle eines konstitutionellen Staatschefs einen konstituirenden bringen, der, die höchste gesezgebende und vollziehende Macht aufs innigste vereinigend, der erste Souverain der Franzosen wurde.

Sechstes Kapitel.

Von der Erblichkeit der Souverainetät.

Alle politischen Metaphysiker des verflossenen Jahrhunderts haben sich gescheut, das Kapitel von der Erblichkeit der Souverainetät zu berühren. In einem Werke, wie das des Herrn von Montesquieu über den Geist der Geseze, hätte dieser Gegenstand um so eher einen Abschnitt verdient, da die Erblichkeit

der Würde eines Königs von Frankreich zu den Fundamentalgesezen der französischen Monarchie gehörte; allein Montesquieu hat sich wohl in Acht genommen, ihn zur Sprache zu bringen. Seinem Beispiele folgend haben alle spätern politischen Schriftsteller diese Materie mit Stillschweigen übergangen, gerade als wäre sie ein Stein des Anstosses nicht nur für andere, sondern auch für sie selbst. Bin ich kühner als meine Vorgänger, so rührt diese Kühnheit wahrlich nicht daher, daß der größte Europäische Staat, um eine fürchterliche Revolution zu beendigen, nicht nur die Souverainetät, sondern auch die Erblichkeit derselben sanctionirt hat; denn es kommt, wie es mir scheint, bei der vorliegenden Untersuchung bei weitem weniger auf die Beweggründe an, die diesen Staat geleitet haben, als vielmehr auf diejenigen, die ihn hätten leiten sollen. Ich gehe sogleich in die Sache selbst ein.

Ist die Souverainetät die innigste Vereinigung der höchsten gesezgebenden und vollziehenden Macht in der Person des Staatschefs und kann sie sich nur in der Intelligenz offenbaren, womit der Impuls gegeben wird; so scheint die Erblichkeit derselben höchst bedenklich zu seyn; denn da die Intelligenz nicht vererbt werden kann, so sollte auch das, was zulezt einerley Ding mit ihr ist, nicht vererbt werden können.

Allerdings hat es das Ansehn, als ob in Beziehung der Souverainetät der Grundsaz statt finden müsse: Rex erit, qui optime faciet. Indessen springt nichts so sehr in die Augen, als daß derjenige, der in einem gegebenen Staate die Persönlichkeit in der höchsten Potenz ist, diesen Staat nicht als sein Eigenthum, oder als die Quelle seiner Genüsse betrachten und behandeln dürfe, da von dem Augenblik an, wo dies geschieht, alle Souverainetät vernichtet wird, und folglich auch nicht vererbt werden kann. Es ist nicht der Thron, was von dem Vater auf den Sohn, oder von dem Bru-

der auf den Bruder u. s. w. übergeht, sondern es ist die mit dem Thron in der innigsten Verbindung stehende Aufforderung zur Erwerbung der höchsten Intelligenz, was von dem Vorgänger auf den Nachfolger vererbt wird. Und so ist es zulezt ganz und gar nicht der Privatvortheil des Staatschefs — an so etwas ist, wie wir oben gesehen haben, gar nicht zu denken — sondern der Vortheil des Staats, was über die Erblichkeit der Souverainetät entscheidet; und nur die Identifikation des Vorgängers mit dem Staate kann das Recht des Nachfolgers begründen. Will man dies noch weiter verfolgen, so wird es auf folgendem Wege geschehen müssen.

Geschöpfe, die, Naturgesezen zufolge, in dem Zustande ununterbrochener Eintracht leben, bedürfen keines Oberherrn, der sie zu dieser Eintracht zwinge; er würde das allerüberflüssigste Wesen unter ihnen seyn, weil er keine Geschäfte hätte. Wäre dies nun mit Menschen der Fall, so würde es unter ihnen eben so wenig einen Kaiser, einen König, einen Consul u. s. w. geben, als unter den Thieren. Alles, was Regierung genannt werden kann, hat seinen Ursprung in derjenigen Eigenthümlichkeit des Menschen, vermöge welcher er keiner reinen Liebe für sein Geschlecht fähig ist, sondern seinesgleichen zugleich liebt und hasset. Der lezte Endzwek aller Regierung ist also kein anderer, als: Herbeiführung desjenigen Zustandes der Eintracht, in welchem die allzuheftige Reibung vermieden wird, worin die Gesellschaft ihren Untergang finden würde. Soll dieser Endzwek erreicht werden, so giebt es kein anderes Mittel, als die Gewalt. Es ist zulezt die Grösse und der Umfang der Gesellschaft, was über den Grad der Gewalt entscheidet; allein wo die Gewalt gänzlich fehlt, da kann vermöge der Eigenthümlichkeit des Menschen nichts anders erfolgen, als Auflösung der Gesellschaft. Denken wir uns nun eine grosse sehr zusammengesezte

Gesellschaft, so wird zur Erhaltung des Zustandes der Eintracht, nicht blos ein sehr hoher Grad von coercitiver Gewalt erforderlich seyn, sondern man wird sogar auf Mittel bedacht seyn müssen, die Continuität in der Ausübung derselben zu erhalten. Hierbei läßt sich nicht läugnen, daß diese Mittel verschieden seyn können; aber da, wo einmal die Souverainetät des Staatschefs nothwendig geworden ist, wird die Erblichkeit derselben das allernatürlichste seyn.

Man trenne in Gedanken die Erblichkeit von der Souverainetät, so bleibt nichts anderes übrig, als diese von einer Wahl abhängig zu machen. Was ist aber eine Souverainetät, welche von der Wahl abhängt? Die Wahl vernichtet das Wesen der Souverainetät, weil die Wählenden genöthigt sind, dem Chef der Regierungsmaschine Gesetze vorzuschreiben, durch welche er von ihnen abhängig wird, und folglich der Freiheit entsagen muß, welche dem ersten Impuls nothwendig ist. Die Geschichte aller Wahlreiche lehrt uns, was es mit einer Souverainetät auf sich hat, welche das Resultat einer Wahl ist. Wo gab es jemals ein Wahlreich, in welchem die Unterbrechung nicht alle Leidenschaften in Freiheit setzte, und zu einer Anarchie führte, worin jeder zu gewinnen strebte, der noch gewinnen konnte? Wenige Menschen sind im Stande, sich eine deutliche Vorstellung von der Nothwendigkeit der Continuetät der coercitiven Gewalt zu machen. Wie wenig aber das ebengesagte Chimäre ist, hat das Schiksal Frankreichs in den ersten zehen Jahren der Revolution bewiesen, und hätte der Revolutionskrieg die Souverainetät des Staatschefs nicht wiederhergestellt, so würde der revolutionäre Umschwung noch immer nicht aufgehört haben. Erscheinungen dieser Art sind recht eigentlich dazu gemacht, die innere Nothwendigkeit einer erblichen Souverainetät zu beweisen.

In der That die Erblichkeit inhärirt der Souveraine-

tät so sehr, daß die eine ohne die andre unmöglich wird. So wie also die Souverainetät durch sich selbst die Erblichkeit mit sich führt, eben so führt die Nicht-Souverainetät die Nicht-Erblichkeit mit sich. Dies ist der Fall mit allen Polyarchien; und wenn in ihnen in Hinsicht der vollziehenden Gewalt auch wirklich eine Erblichkeit statt findet, so ist diese Erblichkeit bei weitem mehr die Sache der Connivenz, als der Nothwendigkeit, und folglich, ihrem Wesen nach, nur eine Scheinerblichkeit. So ist z. B. die Würde eines Königs von Grosbritannien blos deshalb erblich, weil es, bei der übrigen Organisation der englischen Regierungsmaschine, die gleichgültigste Sache von der Welt ist, in wessen Händen sich die höchste vollziehende Macht befindet, da sie nur durch das Organ eines Ersten Ministers wirken kann, welcher, als Mitglied des Oberhauses, das größte Interesse hat, die Vereinigung der höchsten gesezgebenden uud vollziehenden Gewalt in der Person des Königs, oder die Entstehung der wahren Souverainetät, zu verhindern. Auf gleiche Weise verhält es sich mit der Erblichkeit der deutschen Kaiserwürde, welche immer nur so lange dauert, als das deutsche Reich seine Rechnung dabei findet. Sollte die deutsche Kaiserwürde in dem Hause Oesterreich förmlich erblich gemacht werden, so würde vor allen Dingen erforderlich seyn, daß die Wahlfürsten ihren Vorrechten, d. h. ihrem ganzen Wesen entsagten, welches bekanntlich darin besteht, unter dem Schuze der deutschen Constitution die höchste gesezgebende Macht zu bilden. Durch einen solchen Akt würde die Souverainetät des deutschen Kaisers dekretirt werden; da aber ein solcher Akt von den Wahlfürsten niemals ausgehen kann, so wird die Erblichkeit der deutschen Kaiserwürde auf immer bleiben, was sie bisher gewesen ist. Ueberhaupt hat die Souverainetät das Eigenthümliche, daß sie sich von andern weder geben noch nehmen läßt; und eben so verhält es sich mit der Erblichkeit derselben, insofern dabei

an die wahre Souverainetät gedacht werden muß, welche immer die Intelligenz selbst ist.

Wie kann aber das Höchste in der Gesellschaft erblich gemacht werden? hör ich mich fragen.

Meine Antwort ist: Wenn es durch sich selbst erblich ist, so wird es nicht dazu gemacht.

Um indessen diejenigen, für welche die Souverainetät nicht aufhört, ein Gegenstand des Schrekens zu seyn, gänzlich zu beruhigen, will ich hier folgende Bemerkungen hinzufügen.

1. Selbst, wenn man sich die Souverainetät als blosse Macht denkt, ist sie dem Misbrauche am wenigsten unterworfen. Es ist allen Erfahrungen zufolge nie die Stärke, sondern immer nur die Schwäche, welche auf Zerstörung und Vernichtung ausgeht; und man hat die Natur des Despotismus sehr schlecht ergründet, wenn man annimmt, daß er seine Quelle in der Macht habe. Was könnte den wahren Souverain zu Gewaltstreichen verführen, da er, vermöge seines Standorts in der Gesellschaft über alle Leidenschaft erhaben ist, die nicht das Ganze umfaßt? Geht man in die Geschichte zurük, so findet man, daß das Geschrei über den Despotismus der Staatschefs nie von den Regierten, sondern immer von den Mitgliedern der Regierung herrührte. Warum aber von diesen? weil sie ihrem ganzen Wesen nach Werkzeuge waren, und nicht Werkzeuge seyn wollten. Alle Tyrannenmorde hatten ihren Grund in der Anmassung derjenigen, von welchen sie ausgiengen; und hätten die angeblichen Tyrannen die Kraft gehabt, diese Anmassung innerhalb der nöthigen Gränzen zu erhalten, so würden sie Väter des Vaterlandes, wohlthätige Genien und dergl. gewesen seyn. In der That die verrufene Tyrannei römischer Imperatoren würde in sich selbst unmöglich gewesen seyn, hätten sich diese Imperatoren jemals zu Souverainen erheben können; dies stand aber

nicht in ihrer Macht, weil die Aristokratie, aus welcher sie selbst hervorgegangen waren, in der Fülle ihrer Kraft blieb. Die Aristokraten verschworen sich gegen die Cäsarn im Namen einer Verfassung, welche in dem Uebermaaß der Aristokratie ihren Untergang gefunden hatte; und die Cäsarn widersezten sich den Verschwörungen im Namen einer andern Verfassung, welche, weil sie einmal nothwendig geworden war, mit Energie vertheidigt werden mußte. Wäre in der römischen Republik den Imperatoren alles gehörig untergeordnet gewesen, so wären alle jene Erscheinungen weggefallen, welche, von dem Pinsel des melancholischen Tacitus dargestellt, sich der Gemüther bemächtigt haben, ohne diejenigen Resultate zu erzeugen, welche sie billig hätten erzeugen sollen. Nicht die unumschränkte Macht ist es, welche zum Misbrauch führt, sondern die beschränkte; denn indem sich ihr allenthalben Hindernisse in den Weg stellen, die sie nicht besiegen kann, wird sie auf eine sehr natürliche Weise zur Leidenschaft und Zerstörung hingerissen. Man schaffe nur diese Hindernisse weg, und es wird sich zeigen, daß aus der Region der Freiheit alles Uebelwollen, alle Menschenfeindlichkeit von selbst verschwindet. Was hätte auch ein Souverain, da er immer nur durch Werkzeuge handelt, für einen Beweggrund, diese Werkzeuge zu verderben? Doch von allem diesem haben alle diejenigen Nationen, welche, um dem Despotismus zu entrinnen, die Souverainetät in der Wiege erstikten, niemals irgend eine Idee gehabt; und wenn sie ihre Rettung in einer Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Macht zu finden glaubten, so war diese Trennung nur das Mittel einer ungeheuren Excentricität, in welcher sie zulezt nichts anderes fanden, als ihren Untergang.

2. Die Souverainetät führt ihre Würdigkeit mit sich. Wer wirklich Souverain ist, verdient es auch zu seyn, und wird es bleiben, so lange

er es verdient. Die Aufgabe aber, welche jeder Souverain zu lösen hat, besteht darin, die Kraft des Staats nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Die Mittel, welche hierzu angewendet werden müssen, sind so beschaffen, daß sich darüber nur im Allgemeinen feststezen läßt, daß diejenigen die besten sind, welche dem lezten Endzwek der Gesellschaft (Existenz und Entwikelung) am meisten entsprechen. In der Regel wird der Charakter des Staatschefs durch den seines Vorgängers bestimmt, ohne daß daraus das Mindeste für die grössere Würdigkeit des einen oder des andern folgt. Hat sich z. B. der Vorgänger genöthigt gesehen, das Symbol der Staatskraft (das baare Geld) in einen lebhafteren Umtrieb zu sezen, weil alle Umstände zusammengenommen eine solche Maasregel nöthig machten; so wird sein Nachfolger darauf bedacht seyn müssen, jenen Umtrieb zu mäßigen, um die Staatskraft wieder zu konzentriren. Nun ist zwar nichts gewöhnlicher, als daß man den einen Staatschef einen Verschwender und den andern einen Geizhals nennt; allein beide können, bei demselben Grade von Liberalität der Gesinnungen, zu ganz entgegengesezten Mitteln greifen, und als Intelligenzen gleich achtungswürdig seyn. Denn auch in der höchsten Unumschränktheit sind Menschen noch immer Werkzeuge der Nothwendigkeit, und ihr höchstes Verdienst besteht immer nur darin, daß sie gerade das thun, was alle Umstände zusammengenommen als das Beste empfehlen. Wie aber auch diese Umstände seyn mögen, immer ist und bleibt derjenige der Souverain, der sich Alles unterordnet, um immer nur als Intelligenz dazustehen und als solche zu impulsiren; und weßen Kraft einem solchen Geschäft gewachsen ist, der ist des Geschäfts selbst würdig, so lange er demselben mit Erfolg vorsteht.

3. Um die Würdigkeit der Souverainetät zu sehen, giebt es kein anderes Mit-

tel, als allmählige Vorbereitung zur Ausübung derselben. Das Maaß von Einsicht, dessen der Souverain bedarf, um seinem Geschäft mit Erfolg vorzustehen, mag nach Maaßgabe der Größe und inneren Beschaffenheit des Staates verschieden seyn; allein unter allen polizirten Staaten Europa's giebt es keinen einzigen, dessen Verwaltung nicht eine große Maße von Einsicht erforderte, wofern die Souverainetät des Staatschefs in der Verwaltung selbst gesichert bleiben soll. Von allen Staatsämtern verlangt das des Staatschefs den meisten Ueberblick in den sämmtlichen Zweigen der Verwaltung; aller Ueberblik aber kann nur durch eine genaue Kenntniß des Details erworben werden. Man erwiedere hierauf nicht, daß der angehende Staatschef viel zu lernen haben würde. Dies versteht sich ganz von selbst. Alles, worauf es noch ankommt, ist, tüchtige Lehrer herbeizuschaffen, d. h., Männer, welche von der Würdigkeit ihres Geschäfts durchdrungen, und mehr in diesem Gefühl, als in der Vorstellung der mit ihrem Amte verbundenen Vortheile lebend, den Geist des Thronerben so bearbeiten, daß er seine Bestimmung zugleich liebgewinnen und achten lerne, das Große im Kleinen begreife, und überall nach Licht und Wahrheit strebe. An solchen Männern hat es bisher nur allzusehr gefehlt; und darum hat sich das Schikfal selbst der Thronerben annehmen müssen, wenn sie diejenige Kraft gewinnen sollten, wodurch die Souverainetät sich allein behaupten läßt. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß man die Nothwendigkeit der Vorbereitung zu dem erhabensten Geschäft, das es hienieden gibt, immer deutlicher einsieht, daß die Wege zu dieser Vorbereitung in jeder Hinsicht immer mehr geebnet werden, daß die grosse Wissenschaft der menschlichen Gesellschaft, als besonders für den Regenten vorhanden, immer mehr entwikelt wird, und daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo jeder Staatschef, dem es an Kraft ge-

bricht, die von seinen Vorgängern aufgebaute Regierungsmaschine zu impulsiren, sich wird gefallen laßen müssen, von ihr, wie von einem Wetterstral über den Haufen geworfen zu werden. Uebrigens kann man sich darauf verlassen, daß die Natur, indem sie die Souverainetät will, auch in jeden gesunden Menschen das Vermögen niedergelegt hat, dieselbe zu behaupten. Der menschliche Kopf kann unendlich viel umfassen, und es kommt blos auf verbeßerte Methoden an, um Intelligenzen ins Daseyn zu rufen, welche selbst, indem sie die Welt mit ihrem Blick umspannen, in dem ihnen angewiesenen Wirkungskreise mit dem klarsten Bewußtseyn dessen handeln, was jeder Augenblik in demselben nothwendig macht. Freilich durch sogenannte Fürstenspiegel wird man nie von der Stelle kommen; von Marc Aurels Selbstbetrachtungen an, bis auf den neuesten Fürstenspiegel, der in unsern Zeiten erschienen ist, haben alle diese der besseren Entwikelung des Staatschefs bestimmten Werke den Fehler, daß sie den Geist durch das Gemüth, nicht das Gemüth durch den Geist entwikeln wollen. Nur ein einziges macht eine Ausnahme; es ist der Fürst von Macchiavelli. Wie seltsam man auch seit drei Jahrhunderten über das Product eines wahrhaft grossen Geistes geurtheilt haben mag, so erkennt der Unbefangene leicht, daß Macchiavelli von jedem tüchtigen Staatschef zwei Eigenschaften, oder vielmehr Facultäten verlangte, die zulezt alles erschöpfen, und durchaus nicht fehlen dürfen, wenn das Regierungsgeschäft in sich selbst gesichert seyn soll; nämlich die philosophische, vermöge welcher man die Dinge in ihrer Nothwendigkeit erkennt, und die poetische, vermöge welcher man die Nothwendigkeit so modifizirt, daß der Vortheil des ganzen Staats das lezte Resultat dieser Modification ist. Ich frage nun, ob die Ansicht umfassender seyn kann, wenn es darauf ankommt, einen Souverain zu bilden? Das Gemüth kann

man

man auf sich beruhen lassen; denn ist nur für die Einsicht, d. h. für die richtige Beurtheilung gesorgt, so folgt alles Uebrige von selbst; da der moralische Charakter niemals etwas anders seyn kann, als das Produkt der geistigen Entwiklung, so folgt aus der besten Einsicht auch der beste Wille und folglich das beste Gemüth.

So viel, um die Gemüther mit der unumschränkten Macht zu versöhnen, welche da, wo sie statt fand, niemals nachtheilig wirkte. Alles, was Hobbes im achtzehnten Kapitel seines Werks zur Vertheidigung derselben sagt, fällt dadurch in sich selbst zusammen, daß er die Souverainetät als das Resultat eines Vertrages betrachtet. Dies ist sie nie gewesen; dies kann sie niemals werden. Wie will die Gesellschaft sie geben, wenn sie zulezt in der Intelligenz desjenigen besteht, welcher sie ausübt? Es kann der höchste Vortheil der Gesellschaft seyn, sich in den Formen der unumschränkten Macht zu bewegen; aber deshalb wird die Gesellschaft sie nicht ertheilen. Ueberhaupt genommen, ist alles Moralische nie ein Gegenstand des Vertrages, da jeder Vertrag die Immoralität vorausezt. Hobbes selbst sagt: „Wer da glaubt, daß ein Souverain durch Verträge gebunden werde, der irrt; und sein Irrthum rührt vorzüglich daher, daß er keinen Unterschied macht zwischen Verpflichtungen (obligationes) welche durch Worte geschehen, und Bindungen (ligationes) welche durch Kapzäume zu Stande gebracht werden." Hierdurch aber hebt Hobbes alles auf, was er von der Anerkennung der Rechte des Souverains gesagt hat. Diese Rechte werden von selbst anerkannt, so lange der Souverain die Kraft hat, sie geltend zu machen; aber sie gehen unwiederbringlich für denjenigen verloren, dem es an dieser Kraft gebricht. In einem solchen Falle befand sich Carl der Erste von England; und wollte Hobbes der Souverainetät, die in ihm zerstört wurde, das Wort reden, so mußte er sich bessere Prinzipe schaf-

fen. Nicht aus Gründen des positiven Rechts, sondern aus Gründen der Politik war die Abschaffung der Souverainetät in England verdammlich; ich verstehe hier unter Politik die Kenntniß derjenigen Gesetze, nach welchen sich auch die lezten Wirkungen des Prinzips der Einheit oder der Trennung für einen gegebenen Staat vorhersagen lassen: von solchen Gesezen hatte Hobbes freilich keine Idee; aber auch so wie er ist, wird sein Leviathan immer ein Zeugniß gegen die Einsicht derjenigen ablegen, welche dem englischen Staate seine gegenwärtige Verfassung gaben. Was der Souverainetät ewig das Wort reden wird, ist der Umstand, daß sie sich alles Wahre und Schöne aneignen darf, während der Nicht-Souverainetät die Hände gebunden sind, so daß sie alles, was höhere Entwicklung heißt, mehr fürchten muß, als sie es begünstigen darf. Man betrachte alle Polyarchien ohne Ausnahme, und man wird die Entdeckung machen, daß gerade aus ihnen das allerwenigste für eine höhere Kultur hervorgeht, und daß, wenn sie hierin eine auffallende Aehnlichkeit mit den morgenländischen Monarchien haben, der lezte Grund nur darin liegen kann, daß die wahre Souverainetät aus beiden gleich sehr verbannt ist.

Siebentes Kapitel.

Von der Centrifugal- und Centripetalkraft einer Regierungsmaschine.

Polyarchien tragen den Keim der Vernichtung in dem Prinzip der Trennung, das ihnen zum Grunde liegt; denn vermöge dieses Prinzips führen sie zu einer ungeheuren Excentricität, welche die Auflösung selbst ist. Monarchien sind, vermöge des ihnen zum Grunde liegenden Prinzips der Einheit, einer unendlichen Dauer fähig; die Vorausseзung aber ist, daß das Prinzip der Einheit sich in seiner ganzen Kraft in ihnen erhalte. Ist

dies nicht der Fall, so werden sie erst Polyarchien, und dann ist es sehr natürlich, daß sie das Schicksal der lezteren theilen.

Einer von den besten römischen Geschichtschreibern sagt: Magna negotia magnis adjutoribus egent; interestque reipublicae quod usu necessarium et dignitate eminere, utilitatemque autoritate muniri. Dieser Ausspruch konnte nur von einem Manne herrühren, der die Nothwendigkeit des Princips der Einheit für eine so ungeheure Welt begriff, als die römische unter dem Tiberius war; indessen muß man auch von ihm annehmen, daß er das, was mit jener Nothwendigkeit zusammenhieng, mehr geahnet, als deutlich erkannt habe. Unstreitig bedurfte die Römerwelt, vermöge ihres ungeheuren Umfanges, der allervollkommenssten Regierungsmaschine; aber indem keinem der Imperatoren die Kraft beiwohnte, eine solche Regierungsmaschine zu bauen, so konnte es nicht fehlen, daß, nach Wiederherstellung der Monarchie durch den Octavian, von dem Prinzip der Trennung noch allzu viel zurükblieb, um den Staat nicht allmählig zu Grunde zu richten. Von dem Verhältniß der Aristokratie zu der Monarchie im Römerreich ist im vorigen Abschnitt die Rede gewesen. Indem ich daran zurükerinnere, bin ich der Nothwendigkeit überhoben, dies noch weiter auszuführen. Ich gehe also zur Entwikelung der Grundsäze über, nach welchen eine gute Regierungsmaschine gebaut werden solle. Wenn nun nicht weiter von Polyarchien die Rede ist, so wird man das Warum ohne Mühe begreifen.

Der Grundsaz: Divide et impera, ist bei weitem mehr verschrien, als er es seyn sollte; denn ohne strenge Befolgung dieses Grundsazes ist gar kein Regieren möglich. Ist nemlich das Regieren durch die Grösse und den Umfang eines gegebenen Staats einmal nothwendig geworden, so ist die Theilung des Regierungsgeschäftes

nicht minder nothwendig. Dabei versteht es sich ganz von selbst, daß diese Theilung so weit getrieben werden muß, als das Bedürfniß des zu verwaltenden Staats es nur erfordert. Unter solchen Umständen besteht alle Kunst, die man anzuwenden hat, darinn, die Regierungsmaschine so zu bauen, daß sie mit nothwendiger Einheit wirkt, das heißt, daß alle ihre Bewegungen zulezt zu dem Mittelpunkt zurükkehren, von welchem sie ausgegangen sind. Wie nun aber diese nothwendige Einheit hervorbringen, da die Bestandtheile der Regierungsmaschine immer Menschen sind, d. h. Geschöpfe, die sich zur Freiheit berufen fühlen? Dies gerade ist der Hauptknoten, der gelöset werden muß, wiewol er nur dann mit Erfolg gelöset werden kann, wenn man sich die Grundsäze klar gemacht hat, nach welchen die Organisation der Regierungsmaschine erfolgen muß.

Nehmen wir also an, die Regierungsmaschine irgend eines Staats habe sich in ihre Bestandtheile aufgelöset, und nach tausend Bewegungen der Anarchie komme es darauf an, die alte Unordnung durch eine neue Ordnung zu ersezen — wie wird derjenige verfahren müssen, der dies Riesenwerk übernimmt?

Vor allen Dingen muß er sich zum Mittelpunkt der Intelligenz machen; und da er, wenn seine individuelle Kraft sich durchgreifend offenbaren soll, einer grossen Anzahl von Gehülfen bedarf, die er als eben so viele Hebel gebraucht, so wird er diesen eine solche Stellung geben müssen, daß jeder Einzelne auf seinem besondern Standort nicht mehr und nicht weniger leistet, als er leisten darf, wenn keine Verwirrung entstehen soll. Daß hierzu nicht nur ein umfassender Ueberblik des ganzen Regierungsgeschäftes, sondern auch eine sehr genaue Kenntniß der Geister und Gemüther erforderlich ist, versteht sich ganz von selbst; und wer weder den einen noch die andere besizet, mag sich lieber mit einem so

wichtigen Werke, als die Organisation einer tüchtigen Regierungsmaschine ist, gar nicht befassen.

Um aber jene Stellung hervorzubringen, ist nichts so nothwendig, als vorläufig auszumachen, auf wie viel Punkten der erste Impuls gegeben werden muß, wenn er mit Erfolg gegeben werden soll.

Angenommen, dieser Impuls werde nur auf einen Punkt gegeben, so trägt derjenige, der als Intelligenz dastehen soll, sein Wesen auf diesen einen Punkt über, und es ist vollkommen so gut, als wäre er gar nicht vorhanden; auch lehrt uns die Erfahrung, daß alle Staatschefs, welche ihr Wesen auf einen ersten Minister übertrugen, in Dumpfheit versanken, wofern ihnen in dem Widerspruch, worein sie sich mit sich selbst sezten, nicht etwas noch Schlimmeres begegnete.

Das Verderbliche des Einwirkens auf einen Punkt wird nur dadurch vermieden, daß die Zahl der Punkte vermehrt wird; wie groß aber die Zahl derselben seyn muß, damit sie gerecht sey, muß sich aus der Natur eines jeden Staates bestimmen lassen.

Jeder Staat hat zweierlei Verhältnisse, welche, wie sehr sie auch in einander fliessen mögen, wesentlich von einander verschieden sind. Nennen wir die einen die äusseren (politischen), die anderen die inneren (moralischen) Verhältnisse, so geben beide die Zahl der Punkte, auf welche die Intelligenz des Staatschefs einwirken soll. Wozu mehr? Wozu weniger? Sie sind, vermöge der Natur eines Staats, gewissermassen nothwendig, und erfordern, an der Stelle Eines ersten Ministers, der nur immer die Intelligenz des Staatschefs vernichten kann, derselben zwei, von welchen der eine an der Spize der auswärtigen, der andere an der Spize der innern Verhältnisse steht. Beide empfangen und geben; und indem sie dies thun, bleibt die Intelligenz, von welcher alle Bewegung ausgehen soll, für sich selbst in einer steten Beschäftigung.

Wie nun aber weiter?

Ich meine, daß nach allen Gesezen einer socialen Mechanik (deren Grundsäze man allzusehr vernachläßigt, wiewohl ihre Anwendung eben so zuverläßig ist, als die der Mechanik im strengen Sinne) gerade wie der Staatschef auf zwei Punkte einwirkt, jeder von diesen beiden Punkten wiederum auf andere zwei Punkte einwirken müsse. Die Natur der äusseren und inneren Verhältnisse erfordert dies.

Die der ersteren bringt es mit sich, daß sie sich leicht verschieben; und da alle Spannungen, welche hieraus entstehen, nur auf dem Wege der Gewalt oder der List gehoben werden können, so bedarf es eines Kriegsministers, der an der Spize dieses Geschäftes stehe. In diesem würden wir also den ersten Punkt haben, auf welchen der Erste Minister der auswärtigen Angelegenheiten einwirkte.

Da indessen alle Gewalt aus der Kraft hervorgeht, und eine genaue Kenntniß und richtige Verwaltung der Staatskraft ihren eigenen Mann erfordern, den wir nur in dem Finanzminister antreffen können; so haben wir in ihm den zweiten Punkt für die Wirksamkeit des ersten Ministers der auswärtigen Angelegenheiten.

Sowohl der Kriegs- als der Finanzminister wirken auf ihn mit der ganzen Kraft der Maschinen zurük, welche durch sie getrieben werden, und die Staatsintelligenz bleibt in dem engsten Zusammenhange.

Was nun den ersten Minister der inneren Angelegenheiten betrift, so erstrekt sich sein Wirkungskreis über alles, was die innere Ruhe und das Gedeihen des Staats angeht. Hier giebt es wiederum zwei Branchen, und in ihnen eben so viele Punkte der Einwirkung.

Die erste ist die Justizpflege, als das einzige Mittel zur Verhütung der Selbstrache, welche überall da eintritt, wo die Sicherheit der Personen und des Ei-

genthums gefährdet ist. Die zweite ist das Polizeiwesen, als das Mittel zur Verhütung und Hintertreibung derjenigen Verbrechen und Vergehungen, welche der Arm der Justiz bestrafen muß.

Die Justizpflege giebt den Justizminister, das Polizeiwesen den Polizeiminister zum Einwirkungspunkte, und indem beide auf den ersten Minister der innern Angelegenheiten zurükwirken, wird Alles zur Sprache gebracht, was die Erhaltung und Befestigung der Ruhe und des Gedeihens des Staates angeht.

Wichtiger als die Funktionen des Justizministers sind die des Ministers der Polizei; denn da seine ganze Wirksamkeit auf Verhütung von Verbrechen und Vergehungen abzwekt, so ordnet sich unter ihm, was entweder positiv oder negativ zur Begehung von Verbrechen mitwirkt. Wollte man die Sache gehörig beherzigen, so würde sich finden, daß von allen einzelnen Funktionen der Staatsverwaltung die des Polizeiministers die allerwichtigste ist, vorzüglich insofern es von ihm abhängt, die Intelligenz zur Erhaltung und Befestigung des Staats hinzuleiten. Man kann es dreist behaupten, daß, so lange die Welt steht, noch nie ein Polizeiminister das gewesen ist, was er nach der Natur seiner Verrichtungen seyn sollte. Unter seine Obhut sollte billigerweise alles gestellt seyn, was die Regierung für den öffentlichen Unterricht in jeder Hinsicht entweder selbst thut, oder wenigstens gestattet. Aber diese Ansicht will man auf keinem Punkte von Europa fassen. Nur die französische Regierung nähert sich ihr, aufgefordert von dem Unterschiede, den der römische Cultus zwischen Staat und Kirche zu machen pflegt. Creirt man einen besondern Minister der Aufklärung, so kann es nicht fehlen, daß dieser sein Geschäft aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet, und dadurch der Einheit der Regierung wesentlich schadet. Eigentlich sollten alle Kirchen und Schulen unter

dem Polizeiminister stehen, der dann aber auch ein Mann von grossen Einsichten sowohl in die Natur des Menschen als in den Zusammenhang des gesellschaftlichen Lebens seyn müßte. Ehe es dahin kommt, werden noch starke Fortschritte in der Aufklärung gemacht werden müssen; daß es aber dahin kommen werde, beweisen die Anlagen in den Regierungsmaschinen aller polizirten Volker Europa's. Und Heil der Welt, wenn dieser Theil der Entwikelung wird vollendet seyn! Die Vereinfachung der Regierungsressorts kann nicht anders als vortheilhaft auf sie zurükwirken.

Von den vier Punkten aus, welche der Kriegs- und Finanzminister auf der einen, und der Justiz- und Polizei-Minister auf der andern Seite geben, geht das Organisationsgeschäft auf die Collegia oder Körperschaften fort. Je mehr durch sie gewirkt werden soll, desto wesentlicher müssen ihre Geschäfte getheilt seyn; in der That so wesentlich, daß gar kein Zweifel darüber entstehen kann, welchem einzelnen Bürau jedes Geschäft zukomme. Hierbei ist eine um so strengere Polizei nothwendig, als alle Körperschaften ohne Ausnahme sehr viel Schwerkraft haben, vermöge welcher sie sich immer in Freiheit zu sezen streben. Ihnen diese Tendenz zu nehmen, ist von nun an die Hauptaufgabe bei dem Organisationsgeschäft.

Was bisher geschah, war Uebertragung (Delegation) eines bestimmten Theils der gesezgebenden und vollziehenden Macht auf Andere nach den Gesezen der socialen Mechanik. Die Absicht dieser Uebertragung war Verstärkung. Diese Absicht aber wird immer nur insofern erreicht, als alle diejenigen, an welche die Uebertragung geschieht, mit einer Art von Nothwendigkeit in ihrem Wirkungskreise thätig sind.

Wie diese Thätigkeit hervorbringen?

Durch Abhängigkeit, wird man sagen.

Allerdings, nur müssen wir genau wissen, woran

dabei zu denken ist. Die Abhängigkeit stellt sich ganz von selbst ein, so lange sie fühlbar ist, d. h. so lange man sich mit demjenigen, von welchem aller Impuls ausgeht, im Contact befindet; allein diese Abhängigkeit ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden, so bald sich ihre Fühlbarkeit durch die allzu grosse Entfernung von der ersten Ursach aller Bewegung verliert. Und dies ist geradezu der Fall mit den Collegien oder Körperschaften, welche durch nichts so sehr zu dem Gefühl der Freiheit verleitet werden, als durch die Kluft, welche zwischen ihnen und dem Staatschef befestigt ist; eine Kluft, die es mit sich bringt, daß jedes Mitglied sich bei weitem weniger als solches, denn als Individuum fühlt, und immer nur dahin trachtet, für recht viel Genuß recht wenig zu leisten. Darum sind eben diese Collegia in der Regel der anbrüchige Theil der Regierungsmaschine d. h. derjenige Theil, von welchem aller Stillstand ausgeht, so daß das Verderben des Staats zulezt nach nothwendigen Gesezen erfolgen muß. Die Justizkollegia vergessen, daß sie nichts weiter sind, als ein Ausfluß der Macht mit dem Auftrage, die Billigkeit an die Stelle der Leidenschaft zu sezen, und gebrauchen eine chimärische Gerechtigkeit zum Vorwande ihrer Absonderung von dem allgemeinen Interesse und zur Befriedigung eines ganz gemeinen Eigennuzes. Die Polizeibehörden verlieren ihre ehrenvolle Bestimmung aus den Augen, und streben nur dahin, sich ihr Geschäft einträglich zu machen. Die Finanzkollegia führen zwar das allerhöchste Interesse des Staatschefs beständig im Munde; aber indem sie dasselbe von dem Interesse des Staats aufs bestimmteste trennen, legen sie zugleich ihre Unwissenheit und ihren Egoismus an den Tag. Und so kann es nicht fehlen, daß aus der blossen Uebertragung sich zulezt der Geist der Unabhängigkeit entwikelt, welcher immer damit endigt, daß er an die Stelle der Monarchie eine Polyarchie sezet.

Mit einem Wort: die Uebertragung führt nur dann zu einer Vermehrung der Macht, wenn die Abhängigkeit gesichert ist; da diese aber nur durch ein dem Uebertragen entgegengeseztes Verfahren gesichert werden kann, so muß der Uebertragende auf ein allgemeines Mittel bedacht seyn, wodurch er alle Delegationen so in sich bindet, daß sich in ihnen kein anderes als das allgemeine Staatsinteresse entwikeln kann. Man nenne dies Mittel Verantwortlichkeit oder wie man sonst wolle, immer muß durch die Organisation der ganzen Regierungsmaschine dafür gesorgt seyn, daß eine Anwendung desselben möglich werde. Weil man die Kunst des Organisirens nicht gehörig verstand, so trat in allen Monarchien das Prinzip der Trennung an die Stelle des Prinzips der Einheit; aber diese Wirkung wird von dem Augenblik an aufhören, wo der Staatschef bei den sämtlichen Landeskollegien Regierungskommissäre anstellt, welche, mit dem allgemeinen Staatsinteresse vertraut, die Entstehung jedes besonderen Interesse's durch ihre Gegenwart als Symbole der Staatseinheit verhindern. Daß diese Regierungskommissäre Männer von grossen Einsichten seyn müssen, versteht sich ganz von selbst; denn sonst würden sie aus übel ärger machen. Sind sie aber, was sie seyn sollen, so sind sie nicht blos der Kitt, der die verschiedenen Theile der Regierungsmaschine verbindet, sondern auch das Medium, wodurch die Regierung in ihren ersten Ressorts mit der Individualität der Mitglieder der Landeskollegien bekannt wird; ein nicht zu berechnender Vortheil, indem von der genauen Kenntniß des Personale so ungemein viel abhängt, und eine Regierung schon so gut als aufgelöset ist, wenn sie die Beförderung ausgezeichneter Individuen, deren es bei allen Landeskollegien gibt, dem Anciennetätsgeseze überläßt, deßen lähmende Kraft nur allzu bekannt ist. Auch das muß man noch in Anschlag bringen, daß dergleichen Communikationslinien recht eis

gentlich dazu gemacht sind, der Intelligenz des Staatschefs neuen Stoff zuzuführen.

Alles, was man gegen die Anstellung solcher Regierungskommissäre vorbringen kann, ist von keiner Bedeutung, sobald der Geist der Regierung im ersten Ressort ein großmüthiger und intelligenter Geist ist. In dem allernachtheiligsten Lichte betrachtet, erscheinen sie als Spione; allein da, wo sie in diesem Lichte betrachtet werden, ist die Regierungsmaschine keiner Einheit mehr fähig, oder wenigstens in einzelnen Theilen ihrer Bestimmung völlig uneingedenk. Wer das Licht nicht zu fürchten braucht, der fürchtet es auch nicht; und wer es fürchten muß, der verdient davon bestrahlt zu werden. Die Nothwendigkeit des Controllirens hat man beständig eingesehen; warum aber hat man nicht Maasregeln ergriffen, wodurch die Controlle permanent gemacht wurde? Vergehungen gegen die Dienstpflicht zu bestrafen, ist eine Kleinigkeit; dergleichen Vergehungen unmöglich zu machen, ist bei weitem ehrenvoller; und das Schönste dabei ist, daß alle Mitglieder der Landeskollegien bei einer solchen Institution ihre Rechnung finden, sofern sie nämlich in dem ihnen angewiesenen Kreise durch eine Gewalt erhalten werden, deren Wirksamkeit ihnen nur dann zur Last fallen kann, wenn sie aus demselben heraustreten wollen.

Indem hier aber von der Anlegung einer Centripetalkraft in der Regierungsmaschine die Rede ist, muß vorzüglich folgendes in Betrachtung gezogen werden.

Die Folge des ewigen Delegirens ist in den Delegirten ein Egoismus, wodurch sie dem berüchtigten Commensalen des Nero sehr nahe kommen. * Sie drüken ihn vielleicht minder kräftig aus; allein ist es nicht der allerverworfenste Egoismus, wenn man von allen

* S. Sueton im Leben des Nero: der Ausdruk war: Εμὸς θανοντος γαια μιχθητω πυρι!

Seiten her den sauberen Ausspruch vernimmt: „So lang ich lebe, wird die Maschine wohl gehen; was nach meinem Tode geschieht, berührt mich nicht." Eine solche Denkungsart ist von jeher das Verderben der Staaten gewesen; sie ist aber da sehr natürlich und einheimisch, wo das Individuum sich nicht als integrirendes Mitglied fühlen kann, weil es durch eine fehlerhafte Organisation des Ganzen isolirt worden ist. Die Immoralität ist allenthalben nothwendig, wo der Mensch die Beweggründe zur Moralität von sich allein hernehmen muß d. h. wo sie ihm nicht durch die Gesellschaft gegeben werden. Kein Saz ist wahrer, als der, den Abälard mit religiös-philosophischem Geiste aufstellte: Die Sünde besteht in der Trennung. Wie aber die Sünde vermeiden, wenn die Trennung nothwendig ist?

In den Delegirenden ist die Folge des ewigen Delegirens Trägheit. Sie möchten gern das Ganze zusammenhalten, weil ihr Beruf dieß mit sich bringt; allein indem es ihnen an Mitteln fehlt, eine wirklich coercitive Macht zu bilden, so überlassen sie in der Regel ihr ganzes Geschäft dem Zufall, d. h. sie werden lässig, und die lezte Folge davon ist, daß sich eine Menschenfeindlichkeit in ihnen entwikelt, über welche sie um so weniger gebieten können, da sie ihren Grund in gewissen Idealen hat, die ihnen beständig vorschweben, ohne daß sie sich getrauen, dieselben zu realisiren. Nur auf einem einzigen Wege lassen sich diese Wirkungen hintertreiben.

Da nämlich alles in der Welt das zusammengesezte Produkt des Reizes und Gegenreizes ist, und selbst die Intelligenz von der Wirksamkeit dieses Naturgesezes abhängt, so wird jene Trägheit und diese so eng mit ihr verbundene Menschenfeindlichkeit von selbst verschwinden, sobald in der Regierungsmaschine selbst etwas vorhanden

ist, wodurch die innere Thätigkeit des Staatschefs unterhalten wird. Es ist eine durchaus falsche Voraussezung, wenn man annimmt, daß die Vorsteher (Präsidenten) der Landescollegien die Wahrheit so sagen werden, wie sie von dem Staatschef erkannt werden muß, um wohlthätig auf die Regierungsmaschine zurükzuwirken. Einmal an das Collegium gebunden, können sie ihr Interesse von dem des Collegiums nicht trennen, ohne gewissermaßen an sich selbst zu Verräthern zu werden. Bei den Regierungs-Kommissarien hingegen ist dies nicht der Fall; denn indem sie eben so sehr an den Staatschef, als an das Collegium gebunden sind, haben sie für beide gleichviel Interesse, und sind sie, was sie seyn sollen, d. h. Männer, welche einen deutlichen Begriff von ihrer Bestimmung haben, so wird es ihnen keine Mühe machen, sich über alles Persönliche zu erheben und nur in Ideen und als Idee zu existiren. Was kann aber mehr dazu beitragen, den Staatschefs neue Ideen zuzuführen, als eine solche Einrichtung? Und läßt sich die wahre Souverainetät nur in der höchsten Intelligenz denken, wo will man eine bessere Stüze für dieselbe finden, als in diesen Regierungskommissarien, welche in ihrer allgemeinsten Eigenthümlichkeit betrachtet, die einzige Centripetalkraft sind, die man in einer Regierungsmaschine anbringen kann?

Man verdamme den Jesuiten-Orden von Seiten seines Endzweks und seiner Mittel, soviel man wolle; immer wird seine Organisation ein Muster von monarchischer Verfassung bleiben. Dieser Orden hatte seine Regierungskommissare in den Professor quatuor votorum, welche, indem sie die politischen Fühlhörner des Generals waren, ihm allen Stoff zu neuen Combinationen zutrugen. Die ganze Kraft des Ordens beruhete auf ihrer Wirksamkeit; und hätte der Orden nicht seinem Endzwek unterliegen müssen, so würde er vermöge seiner

Organisation einer ewigen Dauer fähig gewesen seyn. In der That, diese war so sehr ein Meisterstük des menschlichen Verstandes, daß die Regierungen sie, nach der Aufhebung des Ordens, eben so eifrig hätten studiren sollen, als angehende Bildhauer den Torso oder irgend ein anderes Ueberbleibsel der alten Kunst zu studiren pflegen. Die glükliche Folge dieser Organisation war nämlich, daß kein Mitglied des Ordens sich als Individuum fühlte, und dieß ist unstreitig die höchste Wirkung, welche eine gute Organisation hervorbringen kann. In Beziehung auf sich selbst war der Orden vollkommen moralisirt; und daß er es nicht in Beziehung auf die Welt war, rührte blos daher, daß er diese einer Theokratie unterwerfen wollte, über welche sie schon lange den Ausschlag gegeben hatte.

Die französische Regierung fühlte die Nothwendigkeit der Regierungskommissare sehr früh; nur daß sie diese Idee nicht auszubilden verstand. Die bei den Parlementen angestellten Leute des Königs (gens du roi) waren eine förmliche Centripetalkraft in Beziehung auf die Justizbehörde; und kennt man aus der französischen Geschichte das schwankende Verhältniß zwischen den Parlementen und dem Staatschef, so kann man den Leuten des Königs nicht das Verdienst streitig machen, daß sie, soviel an ihnen war, die Revolution, in welcher der Thron untergieng, mehr als anderthalb Jahrhunderte zurükgehalten haben. Ein sehr wesentlicher Fehler der französischen Verwaltung war, daß sie ihre Kommissäre nicht bei allen Behörden ohne alle Ausnahme hatte. Doch wird man ihr diesen Fehler weniger anrechnen, wenn man sich durch die Lectüre des folgenden Buches überzeugt haben wird, daß es in Frankreich vor der Revolution gar keine eigentliche Souverainetät gab. Diese mußte erst durch die Revolution herbeigefühtt werden.

Man deute das, was in diesem Abschnitte über Centrifugal- und Centripetalkraft der Regierungsmaschine

gesagt worden ist, überall nicht so, als hielte der Verfasser dafür, daß es nur von den Regierungen abhange, beiderlei Kräfte nach ihrer besten Einsicht anzulegen. Niemand kann von einem solchen Wahn weiter entfernt seyn, als er. Da wo die Organisation der ganzen Regierungsmaschine auf Contracten beruht, welche die Regierung, theils mit den Regierten, theils mit sich selbst eingegangen ist, mit einem Wort: da, wo nur nach Maasgabe einer Constitutionsurkunde organisirt werden kann, da ist die Sache in sich selbst unmöglich. Hingegen da, wo eine wahre Souverainetät des Staatschefs statt findet d. h. da, wo die ganze Staatsorganisation von der Beschaffenheit ist, daß die Intelligenz alles, was sie für das Beste erkennt, ohne weitere Schwierigkeiten ins Werk richten kann, da ist ein besserer Aufbau der Regierungsmaschine nach den oben angegebenen Gesezen einer socialen Mechanik nicht blos möglich, sondern sogar sehr nothwendig, wenn alles übrige Gute erhalten werden soll. Und in diesem Falle befinden sich mehrere europäische Regierungen, deren Chefs also nur wollen dürfen.

Bacon sagt irgendwo: Was in der Idee richtig ist, muß irgend einmal in der Realität zum Vorschein treten. Diesem Ausspruch zufolge, darf man nicht daran verzweifeln, die Dauer und das Wohl der Staaten durch bessere Organisation der Regierungsmaschinen gesichert zu sehen. Vielleicht ist sie nicht mehr fern, die Zeit, wo die Staatschefs einsehen, daß aller Stillstand in der Souverainetät Verfall derselben ist. Sollen aber Stillstand und Verfall der Souverainetät verhütet werden, so muß man unablässig diejenigen Gegenstände im Auge haben, wodurch sie am meisten bedrohet werden, und sich fortgesezt mit allen den Ideen schwängern, deren man bedarf, um auf der Höhe der Entwikelung zu bleiben.

Die nächsten Abschnitte schliessen sich vermöge ihres Inhalts unmittelbar an den eben beendigten an.

Achtes Kapitel.

Von dem Adel im Allgemeinen.

Hätte Montesquieu in unseren Zeiten gelebt, so würden seine Bemerkungen über den Adel ganz anders ausgefallen seyn, als wir sie in seinem Werke von dem Geist der Geseze antreffen. Er hätte vor allen Dingen einen Unterschied zwischen Adel und Erbadel gemacht, und nie behauptet, daß die Monarchie nicht ohne den lezteren bestehen könnte. Montesquieu hatte unstreitig Recht in Beziehung derjenigen Monarchie, die er für die einzig ächte hielt, der sogenannten gemäßigten, in welcher an keine Souverainetät zu denken ist, weil man in ihr beständig voraussezt, daß die Souverainetät mit dem Despotismus zusammenfalle. Allein die gemässigte Monarchie ist so weit entfernt, die ächte zu seyn, daß sie immer nur als der Uebergang zu einer vollkommneren zu betrachten ist, die nicht eher als vorhanden gedacht werden kann, als bis das Prinzip der Einheit der ganzen Regierungsmaschine zum Grunde liegt und von der Souverainetät des Staatschefs gehalten wird. Ob in einer solchen Monarchie ein Erbadel stattfinden dürfe, wenn ihr Prinzip in seiner ganzen Reinheit erhalten werden soll, ist eine Frage, die noch beantwortet werden soll.

Indessen kann man mit voller Wahrheit behaupten, daß es nichts weiter als ein Vorurtheil ist, wenn man annimmt, daß der Erb-Adel, als vermittelnde Macht, den Despotismus verhüte. Er hat es nie gethan, nie thun können. Soll der Despotismus verhütet werden, so kommt es vor allen Dingen darauf an, die ganze Regierungsmaschine so einzurichten, daß nur diejenigen Bewegungen hervorgebracht werden, welche dem Ganzen (dem Staat) ersprießlich sind. Einer solchen Organisation aber hat sich der Erbadel allenthalben und zu allen

allen Zeiten, wenn er die Kraft dazu hatte, widersezt, um diejenigen Vorrechte zu retten, welche sein Wesen ausmachen. Sich als Mittelpunkt der Gesellschaft betrachtend, gieng er mit grosser Bereitwilligkeit in solche Einrichtungen ein, wodurch seine Vorzüge vermehrt wurden; aber nie lag ihm das allgemeine Beste am Herzen, das nur immer gegen seinen Willen zum Vorschein trat. Vergeblich weiset Montesquieu auf den morgenländischen Despotismus hin, als wäre das Nichtdaseyn des Adels in den Morgenlanden die Ursach desselben; aber selbst abgesehen davon, daß eine negative Ursache gar keine ist, sieht man beinahe auf den ersten Anblik ein, daß der morgenländische Despotismus das Resultat des ganzen gesellschaftlichen Zustandes der Orientalen ist, der, weil er sich mit keiner starken Bevölkerung und folglich auch mit keinen stärkeren Reibungen verträgt, die Regierung ihrer natürlichen Trägheit überläßt; einer Trägheit, vermöge welcher sie es nie auf Vermehrung ihrer Macht anlegt. Mit einem Worte: Was die Stärke der morgenländischen Regierungen scheint, ist geradezu ihre Schwäche, und diese Bemerkung dürfte den Despotismus überhaupt charakterisiren. Doch ohne hier an Montesquieu zum Ritter zu werden, begnügen wir uns, die Natur des Erbadels dadurch zu zergliedern, daß wir den Ursprung und Fortgang desselben in der Geschichte aufsuchen.

Der europäische Adel ist germanischen Ursprungs. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur Cäsars Werk vom gallischen Kriege und Tacitus Abhandlung von dem Charakter der Germanen lesen. Beide Schriftsteller harmoniren über diesen Punkt auf eine bewundernswürdige Weise. Der leztere sagt: „Eine ausgezeichnete Abkunft oder der Väter grosse Verdienste tragen die Fürstenwürde selbst auf Jünglinge über. Alle Uebrigen gesellen sich zu den Stärkeren und Erprobten. Es ist keine Schande, zu den Gefährten zu gehören.

Der Stand derselben hat seine Grade nach der Anordnung desjenigen, der in dem Mittelpunkte steht; für die Gefährten selbst ist der nächste Plaz am Fürsten ein Gegenstand des Wetteifers; für die Fürsten selbst ist es die Mehrzahl und Tapferkeit der Gefährten. Grössere Macht und Würde kündigt es an, wenn man beständig von einer Schaar auserlesener Jünglinge umgeben ist; im Frieden sind sie ein Schmuk, im Kriege eine Schuzwehr. Und nicht blos in der eigenen Völkerschaft, sondern auch bei den Nachbarn sticht man hervor, wenn man sich durch die Zahl und Energie der Begleitung auszeichnet; man erhält Gesandschaften, man wird mit Geschenken beehrt, und nicht selten legt man durch den bloßen Ruf einen Krieg bei. Kommt es zur Schlacht, so würde es für die Fürsten eine Schande seyn, sich in der Tapferkeit übertreffen zu lassen, und unauslöschliche Schmach würde seiner Begleitung zu Theil werden, wenn sie hinter der Kraftausserung des Fürsten zurükbliebe. Ohne seinen Fürsten aus einem Treffen zurükkehren, hiesse, sich für die ganze Dauer der Existenz brandmarken; ihn vertheidigen, ihn beschüzen, seinem Ruhme die größten Thaten zuschreiben, ist heilige Pflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg; die Gefährten für den Fürsten."

Eben die Personen, welche Cäsar und Tacitus Gefährten nennen, erhielten in der Folge die Benennung der Vasallen. So lange die Weltherrschaft der Römer dauerte, konnten die germanischen Fürsten ihren Gefährten nichts weiter geben, als Streitrosse, Waffen und Schmäuse. Diese verwandelten sich in Ländereien, als das Römerreich in der Folge von den Germaniern zertrümmert wurde, und in der Natur der Sache lag es, daß die germanische Militair-Verfassung dem ganzen Regierungssystem zum Grunde gelegt wurde. Hierdurch aber gewann der ganze gesellschaftliche Zustand eine andere Gestalt.

Ohne die Sklaverei förmlich einführen zu wollen, wurden die Germanen wenigstens insofern die Urheber derselben, als sie zur Erhaltung ihrer Existenz genöthigt waren, Personen in Dinge zu verwandeln. Nichts zwang sie so sehr dazu, als der Mangel des baaren Geldes, der, wie groß er auch vor ihrer Festsezung in den eroberten Ländern gewesen seyn mochte, durch den gänzlichen Umsturz der bisherigen Ordnung der Dinge allgemein werden mußte. Da aller Handel und Wandel zum Stillstand gebracht war, so blieb nichts anderes übrig, als Naturaldienste statt des Geldes zu nehmen. Die grössere oder geringere Anzahl der Leibeigenen machte also das Vermögen der Vasallen aus; die Leibeigenen waren die Maschinen, welche arbeiten mußten, und den Vasallen blieb die Idee der eigenen Freiheit in dem Müssiggang, in welchem sie die Resultate der Arbeit anderer genossen. Dies Vermögen wurde so lange unter seine Nachkommenschaft vertheilt, bis man einsah, daß die Vertheilung die Kraft des Regierungssystems schwächte, und zur Aufrechthaltung derselben auf den Gedanken gerieth, das Recht der Erstgeburt einzuführen; ein Recht, welches die Germanen in ihrer ursprünglichen Verfassung gar nicht kannten, und welches ihnen erst durch die Nothwendigkeit aufgedrungen wurde, worin sie sich durch den Mangel des baaren Geldes befanden, ihre Oberherrlichkeit durch Unterdrükkung zu retten. So entwikelte sich das Lehnssystem zu einer furchtbaren Strenge, welche keine Erlösung von der einmal eingeführten Sklaverei erwarten ließ.

Das Uebel war um so grösser, je nothwendiger die Autorität der Landesfürsten in dem Lehnssystem untergehen mußte. Da, wo der Staatsdienst nur durch Ländereien remunerirt werden kann, welche die Beamten an der Stelle baarer Besoldungen erhalten, versteht sich die Unentsezbarkeit ganz von selbst; und indem die Erblichkeit mit der Unentsezbarkeit so eng verbunden ist,

verliert der Staatschef vollends alle Gewalt über die Bewegungen der ganzen Regierungsmaschine. Wir dürfen uns also gar nicht darüber wundern, daß in den ersten Jahrhunderten des Lehnssystems die Zahl der schwachen Landesfürsten so ungemein groß war; denn wo hätten sie die Stärke hernehmen sollen, da alle Concentricität aus der Regierungsmaschine gewichen war? Die Vasallen an die Person des Landesfürsten zu fesseln, gab es kein anderes Mittel, als das Prinzip der Ehre; aber wiewohl man dies Prinzip noch dadurch zu verstärken suchte, daß man die Kinder der mächtigsten Vasallen, unter dem Vorwande einer besseren Erziehung, an die Höfe nahm, und als Geiseln gebrauchte, so war doch nichts gewöhnlicher, als Felonie und Verrath von Seiten der Lehnsträger. Dieses kräftige Ringen nach Freiheit offenbarte sich schon im sechsten Jahrhundert, und sezte zu Anfang des siebenten Europa in Gefahr, von den Sarazenen verschlungen zu werden, denen Graf Julian die Pforten Spaniens geöfnet hatte. Nichts aber that den Vorrechten der Vasallen soviel Vorschub, als die Entwikelung einer neuen polizeilichen Kraft in der Gestalt der Religion. Eine längere Zeit hindurch war die geistliche Macht mit der weltlichen Hand in Hand gegangen; sobald sich aber jene durch diese gestärkt hatte, entstand die Frage, ob die Kirche in dem Staat, oder der Staat in der Kirche enthalten wäre? Eigentlich wollte man mit dieser Frage nie etwas mehr andeuten, als: ob der Geist der Regierung ein theokratischer oder kosmokratischer seyn müsse; allein in der Frage selbst, wie wenig man sie auch verstehen mochte, begegnete der Orient, von welchem die Theokratie ausgegangen war, dem Occident, in welchem sich die erste Kosmokratie entwikelt hatte, so kräftig, daß einer von beiden untergehen mußte, wenn die Welt gerettet werden sollte. Ihr Ansehen zu behaupten, benuzten die Päbste die Lehensverfassung zur Stiftung einer Mittel-

macht, welche sich erst zwischen der geistlichen und weltlichen Macht in die Mitte stellte und zulezt den unmittelbaren Einfluß der Landesfürsten auf ihre Unterthanen gänzlich verhinderte; ein Verfahren, welches um so natürlicher war, da das Lehnssystem wenigstens insofern eine Stüze in der geistlichen Macht fand, als diese das Recht der Erstgeburt dadurch im Gange erhielt, daß sie den jüngern Söhnen eines Lehnsträgers ein Unterkommen in den verschiedenen Institutionen der Kirche sicherte.

So geschah es, daß das Feudalwesen, das in seinem Ursprung nichts anderes war, als Werkzeug der Souverainetät, in dem Laufe seiner Entwikelung zum Vernichter derselben wurde. Deutschlands ganze gegenwärtige Verfassung, insofern es in diesem Reiche keine andere Souverainetät giebt, als die in der Constitution selbst enthaltene, ist durchaus das Resultat der päbstlichen Politik seit dem 8ten Jahrhundert bis zum Anfang der Reformation, durch welche der erste Grund zur Wiederherstellung der wahren Souverainetät gelegt wurde. Von dem Augenblik an, wo die Landesfürsten das gefährliche Verhältniß gewahrten, das sich zwischen der Kirche und dem Feudalwesen entwikelt hatte, war ihre ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, sich in dem sogenannten dritten Stande eine Stüze zu verschaffen; und der gesellschaftliche Zustand, so wie wir ihn auf allen Punkten Europa's antreffen, ist das Resultat ihrer Bemühungen. Alle bürgerliche Freiheit ist von ihnen ausgegangen; aber eben diese bürgerliche Freiheit hat ihnen die verlorne Souverainetät zurükgegeben. Vergeblich nennt sich der Erbadel die Stüze der Regenten; er war es zu keiner Zeit, von dem Augenblik an gerechnet, wo es ein Feudalwesen gab. Nie wollte er das Werkzeug der Souverainetät werden, nie andere als freiwillige d. h. seinen Vorrechten angepaßte Opfer darbringen; nie seinen Privilegien entsagen, wie nachthei-

lig auch die Ausübung derselben der ganzen Gesellschaft werden mochte.

Es sind aber vorzüglich drei Erscheinungen gewesen, welche die Macht des Erbadels in den lezten Jahrhunderten verringert haben, und, wenn die europäische Entwikelung fortdauert, sie künftig noch mehr verringern müssen.

Die erste dieser Erscheinungen ist die Erfindung des Pulvers und die aus dieser Erfindung hervorgegangene Errichtung stehender Heere. Indem nämlich der Adel in diese stehende Heere aufgenommen wurde, verlor er den mit seinen Vorrechten verbundenen hohen Grad von Unabhängigkeit und Freiheit. Ehemals diente er als Vasall d. h. auf eine längere oder kürzere Zeit aus eigenen Mitteln. Jezt hingegen dient er als Werkzeug, dem die nöthigen Kräfte gereicht werden. Wer mit den Inhalt der Geschichte bekannt ist, faßt den mächtigen Unterschied, der hierin liegt, und weiß zu beurtheilen, wieviel aus dieser Umwälzung der Verhältnisse sowohl für die innere Ruhe der Staaten als für die Energie der Heere hervorgegangen ist.

Die zweite Erscheinung ist die Entdekung Amerika's. Indem sich nämlich die Masse des baaren Geldes vermehrte, mußte das staatsbürgerliche Leben durch die grössere Theilung der Geschäfte vervollständigt werden; und indem sich von diesem Augenblik an in der Gesellschaft Personen befanden, deren beweglicher Reichthum den Ausschlag über jede andere Art des Besizes gab, verlor der Adel einen so wesentlichen Theil seiner Macht, daß er, um nicht in Rükstand zu gerathen, die Industrie der übrigen Staatsbürger theilen, und eben dadurch dem Vorrecht des blossen Genusses entsagen mußte. Man könnte zwar sagen, daß die Macht des Adels auf diesem Wege vermehrt worden sey; allein diese Macht stekt immer in dem Werth der Ländereien, und da dieser Werth durch die grössere Masse des baaren

Geldes sehr verringert wird, so hat der Adel selbst durch seine Theilnahme an der allgemeine Industrie verloren.

Die dritte Erscheinung ist die Reformation. Durch sie wurde, wie oben bemerkt worden ist, der Zusammenhang zwischen der Kirche und dem Adel zuerst aufgehoben; und obgleich diese Trennung nur da erfolgte, wo die Reformation wirklich Wurzel schlug, so ward doch, wenigstens im Kleinen, das Beispiel gegeben, erstlich, daß der Adel, als Mittelmacht, gar nicht nothwendig sey, um ein Land mit Erfolg zu regieren, zweitens, daß die vollendete Souverainetät nicht neben dem Adel bestehen könnte.

Alles was in neueren Zeiten zur Sicherstellung der bürgerlichen Freiheit durch Gesezgebungen geschehen ist, hängt mit diesen Erscheinungen so eng zusammen, daß es durchaus nicht davon getrennt werden kann. Diese Gesezgebungen sind geradeS Wegs von ihnen abgeflossen, und wenn das römische Recht zum Grunde gelegt wurde, so rührt dies unstreitig daher, daß der gesellschaftliche Zustand der alten Welt dem der neuen in Hinsicht der staatsbürgerlichen Verhältnisse weit ähnlicher war, als viele glauben mögen.

Was im Jahre 1789 zur Abschaffung der Feudalität in Frankreich geschah, konnte durchaus nicht früher geschehen; Montesquieu's Werk vom Geist der Gesezze beweiset in allen den Erbadel betreffenden Abschnitten, daß man zu seiner Zeit noch keine Ahnung von der Möglichkeit einer solchen Abschaffung hatte. Denkt man nun den Ursachen nach, welche die Revolution möglich gemacht haben, so muß man, die Reformation ganz aus dem Spiele gelassen, (wiewol es nicht zu läugnen ist, daß auch sie sehr wesentlich mitgewirkt hat) sich vorzüglich an den beiden ersten Erscheinungen halten. Mit Unrecht klagt der ehemalige französische Adel den kürzlich verstorbenen Finanzminister Necker als den Urheber der grossen Verluste an, die er durch die Revolution gelitten hat;

Necker ist wenigstens insofern vollkommen unschuldig zu nennen, als die schreiendsten Misverhältnisse lange vor ihm vorhanden waren, und es nur darauf ankam, ob man den ganzen französischen Staat in ihnen zu Grunde gehen lassen wollte, oder nicht. Soll, ausser den französischen Königen (welche bekanntlich zuerst auf den Gedanken geriethen, die Souverainetät auf ein stehendes Heer zu stüzen), noch irgend ein Individuum angeklagt werden, so kann es kein Anderer seyn, als Colbert, der Gründer des französischen Colonialsystems. Nach der Einführung dieses Systems blieb dem französischen Adel nichts anders übrig, als jeden französischen Bürger, den seine Industrie in den Besiz grosser Reichthümer gesezt hatte, in seinen Schooß aufzunehmen. Dies that er; wie konnte er es aber thun, ohne in den Stand der Plebejer zu versinken? Je mehr er sich erweiterte, desto mehr verschwanden seine Vorrechte; und diese zu einer Zeit festhalten zu wollen, wo sie sich nicht mehr halten liessen, war zum wenigsten kein Akt der Vernunft. Wie man auch über die Wirkungen der Revolution urtheilen mag, immer ist das Gute aus ihr hervorgegangen, daß, nachdem die Mittelmacht, mehrere Jahrhunderte hindurch, die alleinige Ursache der Schwäche und des Despotismus der französischen Könige gewesen war, das Versinken derselben den Grund zu einer neuen Souverainetät legte, welche, als leztes Produkt einer glüklich eroberten bürgerlichen Freiheit, diese nur beschüzen und vermehren, nie unterdrüken und vernichten kann.

Abstrahirt man von der Form, welche das Feudalwesen dem Adel durch die Erblichkeit gegeben hat; so bleibt in dem Begriffe selbst noch immer eine Realität übrig, welche man nur schärfer ins Auge zu fassen braucht, um sich zu überzeugen, daß der Adel unzerstörbar ist, so lange es grosse Gesellschaften giebt, welche durch die Macht zusammengehalten werden sollen. Da nemlich eine kräftige Regierung nicht gedacht wer-

den kann, ohne eine Intelligenz vorauszusezen, welche der ganzen Regierungsmaschine den Impuls giebt, diese Intelligenz aber nur immer das Produkt der Einsicht aller derjenigen seyn kann, welche als Theile der Regierungsmaschine dem impulsirenden Staatschef am nächsten stehen; so werden immer Personen erforderlich seyn, welche sich vor allen ihren Mitbürgern durch Geist und Gemüth auszeichnen, und alle diese Personen zusammengenommen werden immer der Adel einer Nation seyn. Ein solcher Adel sezt freilich keine Erblichkeit voraus, allein die Erblichkeit ist auch nie aus dem Adel, sondern nur aus der Feudalität hervorgegangen. Macht man nun einen Unterschied zwischen Naturadel und Feudalaristokratie, so wird der erstere allen denjenigen Personen zugeschrieben werden müssen, welche die Macht auf Intelligenz stüzen, die leztere hingegen solchen, welche ihre Ansprüche auf Intelligenz auf die von ihren Vorfahren erworbene Macht gründen. Die Feudalaristokratie ist darum unnatürlich, weil sie eine Erschöpfung der geistigen Kraft vorausseżt, welche nie vorhanden ist, und nur dadurch erzwungen werden kann, daß man die Macht durch allerlei Künste auf einzelne Familien concentrirt. Die Folgen dieses Verfahrens können für eine ganze Nation nicht anders als traurig seyn; denn da alle Regsamkeit des Geistes auf der Stärke oder Schwäche des Antriebes beruht, so kann da keine Entwikelung erfolgen, wo durch die Fundamentalgeseze eines Staats nur auf Stillstand hingearbeitet wird. Nichts bleibt alsdann übrig, als Mittelmäßigkeit und Schwäche, und in dem Gefolge derselben Mistrauen zur Furchtsamkeit. In unseren Zeiten kann es nicht die Aristokratie, sondern nur die Feudalaristokratie oder die Erblichkeit derselben seyn, gegen welche sich alle Stimmen erheben. Mögen diese Stimmen noch so lange vergeblich rufen, so muß doch über kurz oder lang

die Zeit eintreten, wo das, was die Natur will, allen gesellschaftlichen Institutionen zum Troz erfolgen muß.

So viel über den Adel im Allgemeinen, bis ich im nächsten Buche auf diesen Gegenstand zurükkomme.

Neuntes Kapitel.

Von der Geistlichkeit im Allgemeinen.

Kennt man den Unterschied der metaphysisch-coercitiven Macht von der physisch-coercitiven, so hat man das Wesen der Geistlichkeit, insofern sie mit der Priesterschaft einerley ist, vollkommen begriffen.

Da alle Beherrschung nur durch die Furcht zu Stande gebracht werden kann, diese aber immer ein reales oder ein ideales Objekt haben muß; so sieht man ohne grosse Mühe ein, warum diejenige Beherrschung, welche die Furcht durch ideale Objekte beschäftigte, früher vorhanden seyn mußte, als diejenige, welche nur durch Realität wirkte; denn indem die leztere einen sehr zusammengesezten Zustand der Gesellschaft und in demselben einen hohen Culturgrad vorausseżt, kann sie nur die spätere seyn.

Alle Beherrschung ist von Priestern ausgegangen; aber bei der Theokratie ist nicht sowohl an eine besondere Verfassung, als vielmehr an den Geist der Regierung zu denken. Es kann sehr wohl eine polyarchische Theokratie geben, un die Existenz der griechischen Freistaaten beweiset, daß sie wirklich statt gefunden hat. Eine monarchische Theokratie wird sich erst dann einstellen, wenn das Nationalinteresse eine starke Einheit erfordert. In diesem Fall befanden sich die Juden bei ihrer Auswanderung aus Aegypten; auch erhielten sie unmittelbar nach derselben eine monarchische Theokratie, welche, wohl verstanden, nur so lange dauerte, als der hohe Priester der belebende Geist der

ganzen Regierungsmaschine war, und zu Grabe getragen wurde, als man zur Wahl eines Königs schritt.

Die Theokratien würden, so wie sie die frühesten Regierungen gewesen sind, eben so die einzigen geblieben seyn, existirte im Menschen nicht ein Entwikelungsprinzip, welches nur darum von so vielen verkannt wird, weil seine Wirkungen so allmählig sind, daß sie in der Regel gar nicht bemerkt werden. Immer lag in der Grösse der Gesellschaft der Keim des Verderbens für die Theokratie; allein, wie sie auch modificirt werden mochte, so war an eine eigentliche Kosmokratie doch nicht eher zu denken, als bis sich unter den verschiedenen Staaten des Alterthums einer auf ganz eigenthümlichem Wege zur Ausübung einer rein-physischen Gewalt für die ganze damals bekannte Welt entwikelt hatte. Dies war der römische.

Der nachdenkende Beobachter findet in Roms Umgebung, so wie sie noch gegenwärtig ist, die erste Ursache zu der ungeheuren Grösse, welche dem römischen Staate in einem Zeitraum von ungefähr sechs Jahrhunderten zu Theil wurde. Was konnte diese felsigte Gegend anders seyn, als ein Aufenthalt für Räuber und Mörder? Romulus war der Chef einer großen Räuberbande, die, wenn sie bestehen wollte, durchaus genöthiget war, von einer Gewaltthat zur andern überzugehen. Vergeblich bemühten sich die Nachfolger des Romulus, dem durch ihn erweiterten Staate eine bleibende Form zu geben; der Grundcharakter der Römer, die Scheu vor aller anhaltenden Arbeit, siegte über alle Hindernisse, die man ihm entgegen wälzte, bis er zulezt sogar die monarchischen Formen zerbrach, worin er sich über ein Jahrhundert bewegt hatte. In der polyarchischen Regierungsform erhielt er eine doppelte Stärke; denn indem man den Regierten den Stüzpunkt nahm, den sie bisher in dem Symbol der Einheit der Regierung gehabt hatten, konnten sie nur zerstörend auf sich

selbst zurükwirken, wofern es nicht gelang, ihnen die Gegenstände der Zerstörung ausserhalb des Bezirks der sieben Hügel anzuweisen, und dies geschah, indem man die ganze damals bekannte Welt zum Gegenstand der Eroberung machte. In jedem Frieden von einiger Dauer drohte die durch die Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt verursachte Wunde sich zu schliessen; aber einem solchen Unglük kam man durch Dictatoren oder einen neuen Krieg zuvor. Dies dauerte mehrere Jahrhunderte hindurch, und indem die Römer während dieser Zeit die zusammenhaltende Kraft der Welt auf eine rein-physische Weise bildeten, mußte jede metaphysisch-zusammenhaltende Kraft ihren Werth verlieren; auch weiß man aus der Geschichte, daß in der ungeheuren Römerwelt nach und nach alle Religiosität zu Grunde gieng, und daß ihr nachstürzte, was in Künsten und Wissenschaften mit ihr zusammenhing.

Es kam dahin, daß keine Eroberungen mehr zu machen waren. In dieser Periode verwandelte sich die Polyarchie, nach mancherlei Krisen, von neuem in eine Monarchie, weil es jezt darauf ankam, das Erworbene zu behaupten, welches nur dadurch geschehen konnte, daß das Prinzip der Einheit wiederhergestellt wurde.

Die Idee der römischen Imperatoren konnte keine andere seyn, als die unterjochten Völker theils unter sich selbst, theils mit den Römern so zu verschmelzen, daß die ganze Römerwelt Eine grosse Gesellschaft bildete. Allein diese Idee, wie groß sie auch seyn mochte, war wenigstens insofern falsch, als von dem Augenblik an, wo eine solche Identifikation wirklich statt fand, auch eine allgemeine Auflösung anheben mußte, welche ihren Grund in dem allmähligen Verschwinden der physisch-coercitiven Macht hatte, wodurch die Grösse des Römerreichs zu Stande gebracht war. Diese Auflösung erfolgte wirklich von der Regierung des Marcus Aurelius an.

Die Natur hatte unterdessen für eine neue metaphysisch-coercitive Macht gesorgt, die sich zum mindesten eben so wunderbar entwikelte, als die physisch-coercitive Macht der Römer. Von allen unter das Römerjoch gebeugten Nationen waren die Juden die allerreligiösesten, weil sie an einen einigen unsichtbaren Nationalgott glaubten, der, als erster Beherrscher der Welt, sie in seinen besondern Schuz genommen und zu seinem Lieblingsvolk erkoren habe. Diese in jedem Judenkopfe haftende Idee verführte zu einer Opposition gegen die Römer, welche schwerlich anders endigen konnte, als mit dem völligen Umsturz des Judenstaats. Die Zerstörung Jerusalems war zu Anfang der christlichen Aera eben so bestimmt vorherzusehen, als die Zerstörung Londons nach dem ersten Ausbruch der französischen Revolution. Sie abzuwenden, gerieth ein patriotischer Jüngling auf den Gedanken, die Idee eines Nationalgottes in den Köpfen seiner Landsleute zu zerstören, und ihre Religiosität so zu wenden, daß sie in Moralität übergienge. Er that, was in seinen individuellen Kräften stand; doch indem er gegen die theokratische Regierung seines Vaterlandes ankämpfte, mußte er derselben unterliegen. Er starb am Kreuze; aber die grosse Idee, welche von ihm ausgegangen war, erhielt sich in seinen Schülern, welche sie durch die ganze Welt verbreiteten und ihr viele Freunde erwarben.

So wie aber die Idee des Stifters des Christenthums von mehreren Köpfen bearbeitet zu werden begann, konnte es nicht fehlen, daß man ihr wesentliche Zusäze gab. Zwar erhielt sich die Grundlage des Christenthums: die Idee eines einigen unsichtbaren Wesens, das als Weltregierer niemand eignet oder besonders begünstigt; aber auf diese Grundlage bauete man so viel Systeme, daß man zulezt zu eben dem Punkt zurükkehren mußte, von welchem Jesus ausgegangen war. Hatte dieser an die Stelle der Religiosität die Morali-

tät zu bringen gesucht, so strebte man, mit gänzlicher Verkennung seines Endzweks, dahin, die Religiosität wiederherzustellen, und nichts begünstigte dieses Bestreben mehr, als der täglich zunehmende Verfall des gesellschaftlichen Zustandes, welcher den Aberglauben durch sich selbst zurükführte.

Kurz: das Christenthum stand förmlich als Religion da, als die römische Waffenmacht aus Mangel an einem Objekt in sich selbst versank. Sollte nun die Gesellschaft nicht wesentlich leiden, so mußte die coercitive Kraft des römischen Militairs durch irgend eine neue coercitive Kraft ersezt werden. Wo diese aber auffinden, wenn sie nicht in der Religion enthalten war? Constantin der Grosse hatte gewiß, wo nicht eine entwikelte Idee, doch wenigstens eine sehr bestimmte Ahnung von der politischen Nüzlichkeit der christlichen Religion, als er dieselbe zur Staatsreligion erhob. Vergeblich bemühte sich Julian, den Polytheismus wiederherzustellen; nichts war ihm mehr entgegen, als die Armuth, worin die Welt schmachtete; denn diese Armuth vertrug sich nicht mit dem Aufwand, welchen der Polytheismus erforderte. Der Kampf des Arianismus mit dem Katholizismus konnte nur zum Vortheil des lezteren ausfallen, weil die grössere Popularität auf seiner Seite war. Als unter den lezten Imperatoren Barbarenhorden die römische Weltherrschaft zertrümmerten, da konnte das Christenthum vollends nur in der Gestalt der Religion wirken, wenn der wilde Haufen, der, dem Gefühle seiner physischen Stärke folgend, von einer Ausschweifung zur andern taumelte, noch durch irgend etwas sollte in Schranken gehalten werden. Doch noch mehr, als in diesen unglüklichen Zeiten, erstarkte der Geist der Theokratie zu Anfang des siebenten Jahrhunderts, wo arabische Abentheurer, von religiösem Fanatismus belebt, die ganze europäische Welt zu erobern droheten. Fanatismus durch Fanatismus verdrängend,

erwarb sich die katholische Geistlichkeit das Verdienst, die Nationalexistenz der Völker Europa's zu retten. Verstärkte sie ihre Macht auf diesem Wege, so behauptete sie den neuen Zuwachs, als Carl der Große sich genöthiget sah, die Theokratie förmlich neben der Kosmokratie anzuerkennen, und folglich das Prinzip der Trennung, so weit es in dem Geiste selbst liegt, zu sanctioniren. Die Zerstükelung des fränkischen Reichs nach Carls des Großen Tode war ein unschäzbarer Gewinn für die geistliche Macht, welche man vergeblich dadurch niederzuhalten geglaubt hatte, daß man in Beziehung derselben keine Erblichkeit gestattete. Die höchste gesezgebende Macht bildend und den ganzen gesellschaftlichen Körper durch eine sehr vollkommene Organisation belebend, herrschte sie mehrere Jahrhunderte hindurch mit einer Allmacht, gegen welche die weltliche Macht nichts vermochte. Das ganze Mittelalter hindurch war die Welt eine ungeheure Polyarchie. Vergeblich bemüheten sich die deutschen Kaiser, die Einheit des Geistes wiederherzustellen; große Häuser giengen in der geistlichen Macht unter; keins glänzender, als das der Hohenstaufen, dessen Geschichte nie eine Feder gefunden hat, welche seinen großmüthigen Untergang zum Besten der Welt würdig dargestellt hätte. Sollte die Kosmokratie noch einmal das Uebergewicht erhalten, so mußte sie eine neue Basis bekommen. Sie erhielt dieselbe in der Erfindung des Schießpulvers. Diese Erfindung war der Wendepunkt der Theokratie. Von ihr ging die Reformation aus; und sobald die Kirche zu dem Staate durch sie in ein anderes Verhältniß gesezt war, und der Untersuchungsgeist in der neuen Anordnung der Gesellschaft einen Stüzpunkt erhalten hatte, mußte die Religion nach und nach ihre coercitive Kraft verlieren und der Moral Plaz machen.

Da indessen die alte römisch-katholische Kirche noch

immer fortdauert, so entsteht die Frage: „Was in dem gegenwärtigen Augenblik durch sie geleistet wird?"

Da, wo Kirche und Staat wesentlich von einander getrennt sind, und der Impuls der geistlichen Macht von einem ganz andern Punkte ausgeht, als der der weltlichen, mit einem Worte: Da, wo Theokratie und Kosmokratie nicht mit, sondern neben einander existiren, da sind die Staatsbürger, sofern sie sich dem Einfluß der einen oder der andern Macht nicht auf das Bestimmteste entziehen, durchaus genöthigt, einer doppelten Richtung zu folgen, vermöge welcher sie halb von der Kirche, halb von dem Staate angezogen werden, und wenn es erlaubt ist, Handlungen durch Linien zu beschreiben, sich in einer Ellipse bewegen. Das Wesen dieser Staatsbürger besteht zur Hälfte aus Religiosität, zur Hälfte aus Moralität; und beide Hälften bekämpfen sich unaufhörlich. Da wahre Religiosität nur da statt finden kann, wo der Staat in der Kirche ist, so würde es abgeschmakt seyn, in einem solchen Staate Moralität zu suchen; sie wird höchstens insofern anzutreffen seyn, als selbst die allerkonsequenteste Theokratie nicht im Stande ist, dasjenige ganz aufzuheben, was den Menschen in seinem Innern unaufhörlich zur Moralität treibt. Moralität in der Annäherung findet da statt, wo die Kosmokratie bereits den Ausschlag über die Theokratie gegeben hat, aber die leztere noch neben sich duldet und zu ihren Zweken verbraucht. Reine Moralität kann nur bei denjenigen angetroffen werden, die sich von aller metaphysisch-coercitiven Gewalt losgerissen haben, und in dem Lichte wandeln, welches deutlich erkannte Naturgeseze gewähren. Unberechenbar viel ist durch den Protestantismus zur Hervorbringung der reinen Moralität geschehen; aber man muß nicht vergessen, daß der Lehrbegriff der Protestanten bei weitem noch nicht ist, was er werden muß, um frey zu seyn von allen Wahnbegriffen und allem coercitiven Schmuze.

Wie

Wie viel Zeit dazu erforderlich ist, läßt sich schwerlich bestimmen; indessen ist der religiöse Protestantismus das herrlichste Geschenk, das der Welt gemacht werden konnte, und die gehörige Behandlung desselben müßte zur Beschleunigung einer wahrhaft göttlichen Entwikelung dienen, welche nur darin bestehen kann, daß die höchste Moralität das Produkt der hellesten Einsicht in die Natur menschlicher Dinge wird, und Allgemeinheit gewinnt.

Nimmt man alles zusammen, was in dem gegenwärtigen Abschnitte über die metaphysisch-coercitive Macht gesagt worden ist, so ergeben sich daraus folgende Punkte:

1) Daß es Umstände giebt, wo sie ganz rein wirken muß, weil sie durch keine andere Macht zu ersezen ist.
2) Daß sie unzerstörbar seyn würde, wäre im Menschen nicht etwas vorhanden, wodurch er zu einer höheren Einsicht geleitet wird.
3) Daß, wie verschieden sich auch die Theokratie zu verschiedenen Zeiten offenbaren mochte, sie, ihrem Wesen nach, nie etwas anderes war, als ein zum Besten der Gesellschaft durch die Einbildungskraft gehandhabtes Naturrecht.
4) Daß sie ihre Existenz nur so lange vertheidigen kann, als keine eigentliche Kosmokratie möglich ist, welche, ihrem Wesen nach, nichts weiter ist, als ein zum Besten der Gesellschaft durch den Verstand gehandhabtes Naturrecht.

Selbst wenn die Theologen keinen einzigen dieser Punkte eingestehen sollten, würden sie noch immer wahr seyn, weil Theologie und Philosophie etwas sehr Verschiedenes sind, und der Philosoph zwar den Theologen, aber nicht der Theologe den Philosophen begreifen kann.

Zehntes Kapitel.

Bemerkungen über die von Montesquieu aufgestellten Verfassungsprinzipe.

Es ist oben gezeigt worden, daß Montesquieu keinen deutlichen Begriff von einer Republik hatte, weil er diese nur in der Polyarchie wiederfand, und folglich nicht ahnete, daß das Prinzip der Einheit, wodurch Monarchie zu Stande gebracht wird, dem Begriff einer Republik gar nicht widerspricht.

Gegenwärtig kommt es darauf an, die Prinzipe zu beleuchten, welche Montesquieu den verschiedenen Regierungsverfassungen zuschreibt; denn nach ihm ist die Tugend das Prinzip einer demokratischen, die Mäßigung das einer aristokratischen, die Ehre das einer monarchischen und die Furcht das einer despotischen Verfassung.

Eine Zergliederung der Begriffe von Tugend, Mäßigung, Ehre und Furcht wird hier unumgänglich nothwendig, weil Montesquieu alle diese Begriffe wie Zauberringe benuzet, die sich erweitern oder zusammenziehen, je nachdem das eine oder das andere nöthig ist.

Was ist Tugend in Beziehung auf eine Regierung? So wie sich Montesquieu darüber erklärt, muß man annehmen, daß er eine gemeinnüzige, d. h., der ganzen Staatsgesellschaft ersprießliche Verwaltung der Staatskräfte verstanden wissen wolle. Eine solche Tugend sezt beständig die Einsicht voraus. Kann man aber nicht beweisen, daß die Einsicht einer demokratischen oder aristokratischen Regierung nothwendiger ist, als einer monarchischen und despotischen, so kann man auch nicht darthun, daß jenen die Tugend eigenthümlicher sey, als diesen. In beiderlei Regierungen kann die Tugend nichts anders seyn, als wohlthätige Energie; als solche aber ist sie beiden gleich nothwendig, wofern sie ihr Ge-

schäft nicht durchaus als Sache des Genusses nehmen, und sich dadurch selbst zerstören wollen.

Was die Mässigung in Beziehung auf Regierung betrift, so wird man sie allenthalben da antreffen, wo die Regierung in sich stark ist; und da sie dies nur dann seyn kann, wenn sie das Prinzip der Einheit gehörig bewahrt, so sezet die Mässigung beständig die Tugend voraus, so wie diese die Einsicht nothwendig macht.

Die Ehre anlangend, so läßt sich, wenn aus dem Begriff derselben nicht alle Realität verschwinden soll, nichts anderes dabei denken, als die vortheilhafte Meinung, welche die ganze Gesellschaft von der intellektuellen und moralischen Kraft eines ihrer Mitglieder hat. Ist aber die Ehre nichts anders, so fällt sie zulezt mit der Tugend zusammen, so daß sie eben so wenig als die Mäßigung ein besonderes Prinzip bildet.

Wenn Montesquieu die Furcht zum Prinzip einer despotischen Regierung macht, so muß billig erst untersucht werden, erstlich, ob die despotische Regierung eine besondere Art der Regierung ist, und zweitens, ob sich überhaupt eine Regierung denken läßt, welche von diesem Prinzip keinen Gebrauch macht. Selbst, wenn man zugiebt, daß die Furcht da weniger wirksam ist, wo eine Trennung der gesezgebenden von der vollziehenden Macht statt findet, so entsteht wieder die Frage, ob bei dieser Trennung eine eigentliche Regierung denkbar ist, d. h. eine intelligente Kraft, welche durch ein ewiges Begegnen aller anarchischen Bewegungen den Zustand der öffentlichen Sicherheit und ruhigen Entwikelung möglich macht. Und muß diese Frage, wie billig, verneint werden, so ist alle Regierung zulezt nur um der Furcht willen vorhanden, und durch dieselbe möglich.

Die Monarchie unterscheidet sich von der Polyarchie sehr wesentlich dadurch, daß alle Interessen in der Person des Staatschefs zusammenlaufen, und daß er, als Mittelpunkt aller Macht, diejenigen zu sich hinzieht,

welche auf irgend eine Weise an dem Regierungsgeschäft Theil nehmen wollen. Allein folgt hieraus das Mindeste für die Verbannung und Ausschliessung der Tugend? Allerdings entscheidet bei der Anstellung die Ehre oder die vortheilhafte Meinung, welche der Staatschef und dessen nächste Umgebung von den geistigen und sittlichen Eigenschaften des Candidaten haben; aber, da ein Staat, dessen Regierung aus lauter dummen und lasterhaften Mitgliedern besteht, nothwendig entweder zu Grunde gehen oder revolutionirt werden muß, so versteht es sich immer ganz von selbst, daß die Tugend die Grundlage derselben seyn muß. Was ist die Ehre überhaupt anders, als das Symbol der Tugend? Weicht die Tugend aus einer Monarchie, so ist es nie die Schuld der Verfassung, welche, so viel an ihr ist, die Tugend immer zu sich zurükruft; es ist die Schuld einer gänzlichen Verkennung des wahren Prinzips der Monarchie, und einer daraus hervorgegangenen fehlerhaften Organisation, wodurch sie der Polyarchie ähnlich geworden ist. In der That, auf diese konnte man anwenden, was der h. Augustin von den Tugenden der Griechen und Römer sagte; nämlich, daß sie nur glänzende Laster gewesen wären. Indem durch die Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt in allen Polyarchien unter den sämmtlichen Mitgliedern der Regierung eine Zwietracht entzündet wird, welche bis zur Wiederherstellung des Prinzips der Einheit anhalten muß; so wird zwar eine Energie gewekt, welche das äussere Ansehn der Tugend hat, allein man darf die Wirkungen dieser Energie nur schärfer ins Auge fassen, um sie von der wahren Tugend leicht und für immer zu unterscheiden. Denn findet sie keinen andern Gegenstand, als den Staat, in welchem sie wirksam ist, so zerstört sie diesen in den gefährlichen Krisen, welche der Partheikampf zur Wiederherstellung des Prinzips der Einheit herbeiführt. Wer kann die Tugend der Römer oder die der Engländer

erheben, sobald er die Quelle derselben kennt? Doch die Wohlthätigkeit der Energie zugegeben, wie läßt sich die Ehre davon trennen? Ist die wahre Tugend da, so ist die Ehre ihre ewige Begleiterin; aber die Ehre ohne Tugend ist ein leerer Schatten, und hat als Prinzip durchaus keine belebende Kraft. Man untersuche den Charakter aller Bayards, die es je gegeben hat, und das Resultat der Untersuchung wird immer seyn, daß das primum mobile in ihnen etwas ganz anderes war, als der Ehrgeiz. Hieraus aber kann man mit der vollkommensten Sicherheit schliessen, daß die Ehre an und für sich, d. h. als Prinzip betrachtet, gar nichts ist.

Wahr ist, daß Tugend und Ehre da gänzlich verschwinden, wo der Selbsterhaltungstrieb durch den Despotismus in immer gleicher Lebendigkeit erhalten wird. Allein der Despotismus ist keiner besondern Verfassung eigen, sondern allenthalben das Produkt der Schwäche der Regierung. Aus diesem Grunde gehört er in den Polyarchien bei weitem mehr zu Hause, als in den Monarchien; denn es kann nicht fehlen, daß da, wo die Gewalt getheilt ist, Misbräuche aller Art entstehen, welchen, wenn das Uebel den höchsten Grad erreicht hat, nur durch ein diktatorisches Verfahren, d. h. durch ein großes Unterdrükungssystem abgeholfen werden kann.

Was den morgenländischen Despotismus betrift, den man so oft zum Stichblatt gemacht hat, wenn es darauf ankam, das Verfahren der Regierungen zu tadeln; so muß man wohl bedenken, daß Religiosität die Quelle desselben ist, und daß es daher durchaus nicht in der Macht der Regierung steht, nicht despotisch zu seyn. Diese Behauptung bedarf eines Beweises. Hier ist er:

Die Hauptstadt des türkischen Reichs ist vermöge ihrer Lage einer der gesundesten Oerter auf der ganzen Erde. Gleichwohl herrscht in Constantinopel die Pest beinah ununterbrochen. Vor ungefähr einem Jahre machte man die Bemerkung, daß sich diese Krankheit

in eben dem Maaße verloren hatte, in welchem die Kommunikation zwischen Constantinopel und Alexandrien war unterbrochen worden. Dieser Bemerkung zufolge, dachte man, nach der Räumung Aegyptens von den Engländern, auf Mittel, die Pest für immer von der Hauptstadt abzuhalten. Die in Vorschlag gebrachte Quarantaine wurde von den auswärtigen Gesandten aufs nachdrüklichste unterstüzt. Die Sache kam im Divan zur Sprache. Der Muphti erklärte, daß in dem Coran nichts enthalten sey, wodurch das Quarantaine-Halten verhindert würde. Als die Reihe, sich zu erklären, an den Reis-Efendi kam, widersezte sich dieser einer so ersprießlichen Einrichtung durch folgendes Argument: „Die ganze noch übrige Kraft des türkischen Reichs beruht auf der Bereitwilligkeit des türkischen Militairs, sich dem Tode unerschroken entgegenzustürzen, so oft es dazu aufgefordert wird. Führt man das Quarantainehalten ein, so verleitet man den türkischen Soldaten, auf sein Leben einen Werth zu legen. Seine Tapferkeit wird sich in eben dem Maaße verlieren, in welchem die Furcht vor dem Tode die Oberhand in ihm gewinnt. Da nun aber die Regierung nichts so sehr verhindern muß, als die Feigheit der Vertheidiger des Reichs, so bleibt nichts anderes übrig, als die Pest noch länger zu ertragen, um nicht den ganzen Staat auf eine gefährliche Spize zu stellen."

Will man dies für keinen Beweis gelten lassen, so darf man nur das ganze Verfahren der türkischen Regierung in seine Bestandtheile zerlegen, um sich zu überzeugen, daß Religiosität demselben überall zum Grunde liegt, und daß die Regierung sich entweder von diesem Prinzip befreien, oder ihren bisherigen Maximen so lange getreu bleiben muß, als sie möglicher Weise vorhalten können.

Man erlaube mir statt einer trokenen Zergliederung folgende Auseinandersezung der Sache, die den dogma-

tischen Ton, worin ich bisher gesprochen habe, unterbricht, ohne der Gründlichkeit des Raisonnements den mindesten Abbruch zu thun.

Angenommen, der nächste Erbe des Otomanischen Reichs erkläre an dem Tage seiner Thronbesteigung dem Großwessier, daß es sein fester Wille sey, in dem milden Geiste mehrerer europäischer Fürsten zu regieren, und den Despotismus seiner Vorgänger für immer aus dem Reiche zu verbannen, was würde der Großwessier als ein Mann von Einsicht auf solche Erklärung erwiedern?

Ungefähr folgendes:

Ew. Majestät haben als präsumtiver Thronerbe nichts so fleißig gelesen, als den Fürsten des Macchiavelli und den Antimacchiavelli Friedrichs des Zweiten; zwei Bücher, welche einer Ihrer glorreichen Vorfahren in die türkische Sprache übertragen ließ, damit es den Prinzen ihres Hauses nicht an Stoff fehlen möchte, über ihre erhabene Bestimmung nachzudenken. Bezaubert von den Idealen des grossen Friedrichs, haben Sie den festen Entschluß gefaßt, diese Ideale auf dem otomannischen Throne zu realisiren. Ich ehre diesen Entschluß als die Ausgeburt eines edlen Gemüths; da aber nicht sowohl das Gemüth, als vielmehr der Verstand regieren muß, so halt' ich es für meine Schuldigkeit, Ihrem lobenswürdigen Eifer mit einigen Bemerkungen zu begegnen, welche Sie weder in dem Fürsten des Macchiavelli, noch in dem Antimacchiavelli des Königs von Preussen antreffen konnten, weil sie aus der Verfassung des türkischen Reichs geschöpft werden mußten, die nur sehr Wenigen in ihrer Eigenthümlichkeit bekannt ist. Ew. Majestät sollen demnach wissen, daß, so wie jede Regierung ihr besonderes Geheimniß hat, das sie um keinen Preis verräth, so auch die türkische das ihrige habe. Es besteht darin, daß das Verhältniß der Regierung zu den Regierten auf einem Contrakte beruht, der weder gehalten noch gebrochen werden darf, wofern das Reich

in seiner Integrität verbleiben soll. Zwischen Ihnen und dem Volke liegt der Coran in der Mitte. In diesem heiligen Werke sind Ihre Pflichten, wie Ihre Rechte bestimmt; von allen darin enthaltenen Gesezen aber ist keins so wichtig, als dasjenige, wodurch es Ihnen verboten ist, eine neue Auflage zu creiren. Um die Zeit seiner ersten Erscheinung war dieses Gesez sehr heilsam, insofern es Muhammeds Nachfolger verhinderte, das Volk durch allzu schwere Auflagen zu erdrüken. Wenn diese Heilsamkeit sich nach und nach verlor, so rührte dies daher, daß wir durch das Schiksal in Verhältnisse geworfen wurden, die einen grösseren Aufwand der Caliphen nöthig machten, wenn das durch Muhammeds Nachfolger vergrösserte Reich in seiner Integrität erhalten werden sollte. Diese Verhältnisse allein haben es zu verantworten, wenn der ganze Coran gegenwärtig verderblich einwirkt, und das Gesez, von welchem ich so eben gesprochen habe, den Despotismus des Staatschefs erzwingt. Ihr ganzes Wesen ist darin für immer ausgesprochen und fixirt. Befolgen Sie das Gesez mit der Gewissenhaftigkeit eines Regenten, dem ein einmal eingegangener Contrakt über Alles heilig ist; so bringen Sie nicht nur sich selbst, sondern auch das ganze Reich an den Rand des Verderbens; denn von dem Augenblik an, wo es Ihnen an den Mitteln fehlt, die Vertheidiger des Reiches zu besolden, wird dieses eine Beute ehrgeiziger Nachbarn, denen Alles daran gelegen ist, daß die Rechtlichkeit in Ihnen den Ausschlag über die Einsicht gebe, weil sie alsdann ihre Endzweke nur desto schneller erreichen. Uebertreten Sie es mit der Entschlossenheit eines Monarchen, der eine bessere Ordnung der Dinge realisiren will, weil er eingesehen hat, daß die alte ins Verderben führt; so erscheinen Sie allen denjenigen Bewohnern Ihres Reiches, die von der Existenz unseres Geheimnisses keine Ahnung haben, als ein irreligiöser Regent, den man aus dem

Wege zu räumen nicht genug eilen kann; und die Folge davon ist, daß Sie von Ihrer eigenen Leibwache ermordet werden. Eludiren Sie, wie ihre Vorgänger, auf dem otomannischen Thron, das furchtbare Gesez, dem keiner unserer Regenten gewachsen war; so haben Sie davon wenigstens den Vortheil, daß Sie sich selbst erhalten, und dem Reiche, wo nicht eine ewige Dauer, doch eine möglichst lange sichern. Eludiren aber läßt es sich nur auf einem einigen Wege, der, wenn man ihn den Weg des Despotismus nennen will, freilich nicht als der beste empfohlen werden kann, uns aber die sicherste Rettung bringt. Jene Bassen, welche Sie als Unterdrükungswerkzeuge so lebhaft verabscheuen, sind nichts mehr und nichts weniger, als die Surrogate einer Souverainetät, die, wie unumgänglich nothwendig sie auch in jedem großen Reiche seyn mag, Ihnen durch alle unsere Institutionen genommen ist. Als solche sind sie nämlich die Canäle, durch welche Ihnen die Mittel zur Erhaltung des Ganzen zugeführt werden. Sie verrichten das Geschäft der Pumpen, und ihre Bestimmung ist, es auf eine dem Ganzen ersprießliche Weise zu verrichten. Thun sie dies nicht, so ist Ew. Majestät berechtigt, sie zu zerstören, wobei Sie immer in dem Lichte des Allergroßmüthigsten erscheinen, selbst, wenn von der Staatskraft, die jene in sich aufgenommen haben, nichts auf die Gegenstände ihrer Unterdrükung zurükfliesset. Betrachten Sie also die Sache, von welcher Seite Sie wollen, und Sie werden sich überzeugen, daß unsere Verfassung, insofern sie auf Religion basirt ist, kein anderes Finanzsystem gestattet, als das einmal eingeführte. Besser ist es, Sie dulden, was nicht zu ändern ist, als daß Sie in eine Neuerung eingehen, der Sie nur unterliegen können. Sie sind als Staatschef der Archimed, der ruhig an dem Ufer dasizt, und durch eine leichte Bewegung seines Armes ein grosses Schiff bewegt; soll aber die Bewegung, welche Sie dem Staatsschiff gegeben, eine ersprießliche bleiben, so müssen Sie

vor allen Dingen Ihre Hebel in der hergebrachten Ordnung erhalten. Das Genie der ersten Stifters des türkischen Reichs hat Ihnen das Recht genommen, Einsichten zu folgen, welche nicht unmittelbar aus seiner Schöpfung hergenommen sind, und da das, was Sie Ihre Menschlichkeit nennen, nur verderblich einwirken kann, so thun Sie ambesten, wenn Sie Ihrem Gemüthe als Staatschef entsagen und alles beim Alten lassen."

Man muß bekennen, daß die Vernunft, welche aus diesem Großwessier spricht, durchaus nicht im Geschmak der Idealisten unserer Zeit ist; und doch ist es die Vernunft selbst. Jeder Großherr, der, aus irgend einer Art von Eigensinn, nicht auf ihre Stimme hören wollte, würde entweder blos sich, oder sich und den Staat zugleich zu Grunde richten. Selbst der entschlossenste Idealist würde sich dieser gebietenden Realität unterwerfen müssen, wofern er nicht geradezu für einen Narren passiren wollte. Es sind ja nicht immer die Menschen, welche die Dinge machen; es sind sehr oft die Dinge, welche über die Menschen gebieten, nachdem sie zu irgend einer Zeit aus den Menschen hervorgegangen sind und durch besondere Umstände ein unwiderstehliches Ansehn bekommen haben. Mag also Montesquieu immerhin in demjenigen Kapitel seines berühmten Werks, wo er die Idee des Despotismus angiebt, ausrufen: „Wenn die Wilden von Louisiana Früchte genießen wollen, so hauen sie den Baum, der diese Früchte trägt, „an der Wurzel um," und hinzufügen: „So verfährt eine despotische Regierung;" dies ist sehr schöngeisterisch, aber die Natur des Despotismus erklärt es nicht, weil es Umstände geben kann, in welchen der Despotismus unumgänglich nothwendig wird, wofern der Staat noch länger bestehen soll.

Eine solche Idee mußte dem Cardinal Richelieu vorschweben, als er in seinem politischen Testamente die Staatschefs vor nichts so sehr warnte, als vor einer Befreundung mit Personen, welche in dem Credit stehen,

sehr rechtschaffene Männer, eifrige Patrioten, mit einem Wort: Gens de bien zu seyn. Montesquieu zieht hieraus zwar den Schluß, daß dieser genievolle Staatsmann selbst eingesehen habe, daß die Tugend nicht das Prinzip einer monarchischen Regierung seyn könne; allein alles, wovor der Cardinal Richelieu warnen konnte, war, wenn ich mich so ausdrüken darf, die isolirte Rechtschaffenheit, die, weil sie Sache des blossen Gemüthes ist, mit der Intelligenz in keiner Verbindung steht. Personen von wahrer Einsicht haben das Eigenthümliche, daß sie aller der Aufwallungen und Ebullitionen unfähig sind, welche die sogenannten rechtschaffenen Männer und eifrigen Patrioten charakterisiren. Nicht als ob es deßwegen um ihre Rechtschaffenheit und ihren Patriotismus schlechter stände, sondern weil sie in ihrer Entwikelung eine Höhe erreicht haben, auf welcher man seine Gefühle durch Ideen beherrscht und von dem, was möglich ist, nicht mehr und nicht weniger will, als sich realisiren läßt. Das Gemüth ist das Treibhaus des Geistes und hat als solches einen unschäzbaren Werth; allein so wie es Treibhäuser geben kann, in welchen ein allzu hoher Grad von Wärme die Früchte in den Blüthen verdirbt, eben so kann die allzu grosse Heftigkeit des Gemüths sehr wohl die Ursache einer grossen Geistesverwirrung werden; und obgleich Personen, bei welchen dies der Fall ist, niemals zu einer klaren Ansicht von sich selbst gelangen können, so ist es doch nur allzu sehr entschieden, daß sie von allen Individuen am wenigsten geeignet sind, da angestellt zu werden, wo die Einsicht und zwar die ruhige, unerschütterliche Einsicht allein entscheiden kann. Das Regieren ist überhaupt nicht eine Sache des Gemüths, sondern eine Sache des Verstandes. Das Gemüth kann das beste von der Welt seyn; aber da, wo der Verstand allein entscheiden muß, hat es gar keinen Werth, ausser insofern es den ewigen Antrieb zu allen Entscheidungen des Verstandes enthält. Ich möchte sogar behaupten, daß es ein Glük

für jeden Staat ist, wenn er der guten Bürger recht viele und der rechtschaffenen Männer recht wenige hat; denn wenn man beide Ausdrüke in dem von Montesquieu angegebenen Sinne nimmt, so werden diese rechtschaffenen Männer immer sehr unruhige Köpfe seyn, die allenthalben nur Laster und Verderbtheit erbliken, und, wofern ihnen die Macht dazu gegeben wird, ihre Rechtschaffenheit durch Strang und Schwerdt und Scheiterhaufen offenbaren. Die Aufgabe ist, die Tugend nothwendig zu machen; diese Aufgabe aber wird nie durch Personen gelöset, welche nur im Gemüthe existiren und der wahren Einsicht durchaus unfähig sind. Muß ich mich hierüber noch ausführlicher erklären, so kann ich es nur durch das Beispiel thun, welches Pestalozzi in neueren Zeiten gegeben hat, indem er, um die Moralisation der ärmsten und verlassensten Classe der menschlichen Gesellschaft einzuleiten, auf eine Methode bedacht war, die sich des Geistes dieser Classe einmal für allemal bemächtigt, und durch die demselben eingedrükten Formen allen feindseeligen Antrieben des Gemüths entgegenwirkt. Dieser Mann ist einer der tiefsten Denker, welche die Gegenwart aufzuweisen hat, und wieviel Widerspruch auch seine Formen finden mögen, so werden sie doch über alle Hindernisse siegen. Wie Pestalozzi, eben so sind Männer von wahrem Genie zu allen Zeiten verfahren, und die Wirkungen ihres Verfahrens sind wenigstens insofern immer dieselben gewesen, daß sie das gesellschaftliche Leben vergrösserten und heiligten.

Soviel zur Beleuchtung der montesquieuschen Regierungsprinzipe. Wie ist aber Montesquieu zu diesen Unterscheidungen gekommen? Seiner eigenen Versicherung nach auf dem Wege der Geschichte. „Ich spreche hier nichts aus, sagt er, was nicht durch die Geschichte aller Zeiten bewiesen ist.“ Bewiesen? Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Montesquieu durch das sorgfältige Studium der Geschichte auf ein Gesez für diejenigen Erscheinungen stossen wollte, die er im dritten

Buche seines berühmten Werks zergliedert; allein um dies Gesez aufzufinden, hätte er die Erscheinungen mehr generalisiren müssen. Was ihm bei seinen politischen Räsonnements am meisten vorschwebte, war die römische Republik, die er in einem früheren Werke zum Gegenstand einer ausführlichen Analyse gemacht hatte; allein diese Republik war und blieb ihm, ihrem Wesen nach, unbegreiflich. Sehr verschieden waren die Erscheinungen, welche diese Republik in der Gestalt der Polyarchie darbot, von denen, welche sie in der Gestalt einer Monarchie lieferte; aber was war die lezte Ursache dieser Verschiedenheit? die Polyarchie, antwortet Montesquieu; aber mit Unrecht. Denn nicht jede Polyarchie kann solche Wirkungen hervorbringen. Nur da, wo der Grundcharakter eines Volks Eroberungssucht ist, läßt sich durch eine Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Macht eine solche Energie weken, als die der Römer in den ersten Jahrhunderten der Republik war. Und wie wirkte diese Energie von dem Augenblik an, wo keine Eroberungen mehr zu machen waren, auf den Staat zurük? Man muß es wohl ins Auge fassen, daß sie von diesem Zeitpunkt an gar nicht umhin konnte, sich selbst zu tödten, indem sie die Verfassung zerstörte, der sie den besten Theil ihrer Entwikelung zu verdanken hatte. Für Staaten, deren Regierungsmaschine auf dem Prinzip der Einheit ruht, ist der Zustand des Krieges kein nothwendiger. Eben deßwegen hat die Energie der Bürger solcher Staaten ganz andere Gegenstände. In der Regierung offenbart sie sich durch das rastlose Bestreben, die einmal vorhandene Staatskraft zu erhalten und intensiv zu erweitern; in den Regierten durch den fleissigen Gebrauch gemachter Entdekungen und Erfindungen und durch ein unablässiges Ringen nach Erweiterung des Gebiets der Künste und Wissenschaften, mit einem Wort: durch eine Art von Industrie, welche moralisch ist, ohne antinational zu seyn. Dieselbe Industrie hätte den Römern in jener Epoche zu Theil werden sollen, wo sich

die Polyarchie in eine Monarchie verwandelte. Es lag in der Natur der Sache, daß, nachdem eine monarchische Verfassung zu Stande gebracht war, die bisherige Excentricität sich in Concentricität verwandeln und jedes Interesse nur innerhalb der Sphäre der Republik wirken konnte; doch indem in den Römern keine andere Thätigkeit vorhanden war, als die der Waffen, mußte dieselbe Kraft, von welcher die Vergrösserung des Staats ausgegangen war, zerstörend auf sie selbst zurückwirken, ungefähr eben so, wie ein Strom, dessen Lauf man hemmt, erst ein Sumpf wird, und sich sodann allmählig selbst verzehrt. Die Regierung selbst trug hierzu nicht wenig bei; denn so lange sie in der polyarchischen Form dastand, beschäftigte sie sich bei weitem mehr mit den äusseren, als mit den inneren Angelegenheiten; und als der Zeitpunkt gekommen war, wo es keine auswärtige Angelegenheiten mehr gab, da war die Grösse des Reichs eine von den wesentlichsten Ursachen der schlechten Organisation. Der schaffende Geist der Römer war zu schwach, um eine Schöpfung hervorzubringen, die innere Kraft genug gehabt hätte, das Ganze zusammen zu halten. Wie sehr man auch dies Volk zu allen Zeiten erhoben hat, so wird man doch eingestehen müssen, daß es bei weitem mehr durch Eigenschaften des Gemüths, als durch Eigenschaften des Geistes hervorstach; die Summe der von den Römern ausgegangenen Erfindungen ist nur allzu klein.

Bei Feststellung seiner Verfassungsprincipe hatte Montesquieu gewiß auch den Unterschied im Auge, der zwischen seinem Vaterlande und England, soweit sich beide Reiche zu seiner Zeit entwikelt hatten, statt fand. Der Geist der Gesetze beweiset, daß er nur allzuviel Vorliebe für die englische Verfassung hatte, und daß diese Vorliebe das ganze Werk diktirt hat. Hätte er die Revolution erlebt, um wieviel anders würde es ausgefallen seyn. Alles beweiset, daß der Verfasser von einem solchen Phänomen, als Frankreich gegenwärtig ist, auch

nicht die allerschwächste Ahnung hatte. Eine republikanische Monarchie, wer hätte hierin nicht noch vor wenigen Jahren einen Widerspruch anzutreffen geglaubt! Und doch ist kein Widerspruch darin enthalten. Montesquieu vollends konnte für Monarchen keinen andern Maasstab haben, als den ihm die französischen Könige darboten; aber wie beschränkt waren diese Könige in Vergleichung mit dem gegenwärtigen Kaiser? Werkzeuge einer zusammengeflikten Constitution, genossen sie die Souverainetät nur im Titel; Bonaparte hingegen ist wahrhaft souverain, weil er über die Constitution waltet. Jene hatte unaufhörlich mit der Geistlichkeit zu kämpfen, welche, indem sie sich die höchste gesezgebende Macht anmaßte, den Geist der Könige unaufhörlich zwischen Theokratie und Kosmokratie in der Schwebe erhielt; dieser hat die Geistlichkeit in solche Schranken eingeklemmt, daß ihr religiöser Geist in einer ewigen Knechtschaft bleiben muß, wenn er nicht untergehen will. Jene lebten in einem ewigen Zwist mit den Mitgliedern ihrer Familie, welche, um die königliche Macht zu theilen, die eigene Kraft durch die der Vasallen verstärkten; dieser hat keinen solchen Zwist zu fürchten, weil seine Familie nur im erborgten Glanze schimmert und keine Parthey vorhanden ist und werden kann, die ihren Vortheil dabei fände, sich an sie anzuschliessen. Von jenen giengen zwar alle Delegationen aus, allein sie kehrten nicht zu ihnen zurük; von diesem gehen sie gleichfalls aus, allein sie sind durch unauflösliche Fesseln an ihn gebunden und haben keine andere, als eine planetarische Bewegung. Jene konnten nie den Gedanken haben, selbst regieren zu wollen, weil alle Staatsorgane isolirt da standen; dieser hat sich in die glükliche Nothwendigkeit gesezt, selbst regieren zu müssen, weil, wenn er aufhörte, der belebende Geist der ganzen Regierungsmaschine zu seyn, diese entweder zerfallen, oder sich einen anderen ähnlichen Geist zu ihrer Belebung wählen müßte.

Kurz: alles was Montesquieu über den Despotismus bemerkt, ist vollkommen richtig. Nur die Quellen desselben hat er nicht aufgesucht und darin nicht wenig geirrt, daß er ihn zu einer besonderen Verfassung machte. Für Frankreich lag er um die Zeiten, worin Montesquieu lebte, in dem Verfall der ganzen Regierungsmaschine; und zwar in einem Verfall, dem kein Einzelner abhelfen konnte, und der deswegen mit einer allgemeinen Zerrüttung endigen mußte. Das ganze Werk vom Geist der Geseze ist eine schwarze Ahnung von den Zeiten, die da kommen mußten, und — vielleicht ein Symbol der Verwirrung derjenigen, worin der Verf. lebte. Er scheint sehr ernstlich darüber nachgedacht zu haben, wie dem Elende abzuhelfen sey, wovon er Augenzeuge war. Sein Ideal war offenbar eine Verfassung, wie die Englische. Die höchste Gewalt (Souverainetät) schien ihm kein Sterblicher zu verdienen. Darum wollte er theilen. Aber seine Idee war falsch; denn die höchste Gewalt darf nicht getheilt werden, weil sie ihrem Wesen nach untheilbar ist. Viele andere nüzliche Ideen hat er in Gang gebracht, und wohl verdient ist der Ruhm, den er bis zur Stunde geniesset; allein auch bei den besten Köpfen muß man nicht vergessen, daß sie nur Produkte ihrer Zeit sind, und daß eben daher ihre Aussprüche wohl für diese, aber nicht für alle Zeiten gelten. Lebte Montesquieu noch, so würde er sich schwerlich dabei aufhalten, über den Geist der Geseze zu schreiben und in einem solchen Werke nur leise Winke zu geben. Er würde eine Technik der Gesellschaft liefern, und, indem er seinen Genius auf diese Weise übte, der Gründer einer neuen Wissenschaft werden, und ewig unvergeßlich bleiben. Alsdann wäre das Werk nie erschienen, oder es wäre in einer unendlich vollkomneren Gestalt ans Licht getreten.

Der neue Leviathan.

Zweites Buch.

A

Frankreich seit dem Jahre 1787.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Als den übriggebliebenen Mitgliedern des berüchtigten Wohlfahrtsausschusses am Schlusse des Sommers von 1794 der erste Prozeß gemacht wurde, da sagte Collot d'Herbois auf Lecointre's Anklage:

„Man hat durch die Beschuldigungen, welche gegen uns vorgebracht werden, die Fackel angezündet, welche die Revolution auf dem Wege erleuchten muß, den sie noch zurückzulegen hat. Zwar behaupten die Politiker des Tages, sie habe ihren Kreislauf vollendet; aber dieß ist durchaus nicht der Fall. Vom Königthum ist sie ausgegangen; und allerdings scheint sie sich am äußersten Ende wieder in dasselbe verlieren zu müssen. Ehe es aber dahin kömmt, wird der Convent eine eherne Mauer errichten, welche die beiden äußersten Enden für immer von einander absondert."

Ist diese eherne Mauer im Laufe der Revolution wirklich errichtet worden?

„Wo ist sie?" fragen die Meisten. „Wir erblikken sie nicht. Da, wo sonst ein königlicher Thron stand, steht jetzt ein kaiserlicher. Die Namen sind verändert; aber die Dinge sind geblieben. Man hatte eine Idee von einer besseren Ordnung der Dinge; allein sie ist in den Blutströmen untergegangen, welche die Realisirung dieser Idee herbeiführte. Des allzulangen Kampfes müde, beugten die Franzosen den Nacken unter das alte Joch. Das letzte Senatus-Consultum vom 18 Mai 1804 war der Todesstreich sowohl für den Geist als für die Zwecke der Revolution."

Da in jedem Urtheil Anderer irgend etwas Nothwendiges liegt, wodurch es zum Vorschein tritt; so muß man es selbst dann respectiren, wenn es offenbar irrig seyn sollte. Zwar ist der ganze Inhalt des gegenwärtigen Buches gegen die Meinung gerichtet, die man im Publico von der jetzt bestehenden Ordnung der Dinge in Frankreich hat; allein, indem der Verf. durchaus nicht disputirt, wird man ihm hoffentlich eben die Nachsicht widerfahren lassen, die man für sich selbst verlangt. Weiter erstrecken sich seine Ansprüche nicht. Kann er niemand belehren, so wird man wenigstens eingestehen, daß seine Urtheile nicht so ganz willkürlich gebildet sind, und daß er Dinge zur Sprache gebracht hat, welche weder in Frankreich noch in Deutschland jemals in Betrachtung gezogen wurden.

Es könnte also doch wohl der Fall seyn, daß jene eherne Mauer, von welcher Collot d'Herbois im Jahre 1794 sprach, wirklich errichtet wäre, um das Zusammenlaufen der beiden äußersten Enden der Revolution zu verhindern. Wenn die Blicke der großen Mehrheit nicht scharf genug sind, um sie wahrzunehmen; so folgt daraus nichts für ihre Nicht-Existenz; diese große Mehrheit hat zu allen Zeiten den Fehler begangen, daß sie Dinge, welche nur allzusehr von einander verschieden waren, mit einander verwechselte, und daß sie den gegenwärtigen Augenblick zum Maaßstaab für alle künftigen machte, ohne die mindeste Rücksicht auf die Entwickelung zu nehmen, welche den Dingen im stillen Flusse der Zeit bevorsteht. Soll aber alles deutlich werden, so wird es nöthig seyn, in frühere Zeiten zurückzugehen, um die gegenwärtigen in ihnen begreifen zu lernen.

Zweites Kapitel.

Von dem Wesen der französischen Könige seit den Zeiten Ludwigs des Eilften.

Collot d'Herbois Idee war offenbar in sofern falsch, als er Königthum mit Despotismus verwechselte. Nicht vom Königthum, sondern vom Despotismus im Königthum ist die französiche Revolution ausgegangen. Hierin liegt ein sehr wesentlicher Unterschied. Das Königthum ist an und für sich etwas sehr unschuldiges. Man denke sich unter dem König einen Monarchen, und unter dem Monarchen diejenige erste Intelligenz, welche in irgend einem Staate der ganzen Regierungsmaschine den Impuls giebt, so hat man, vorausgesetzt, daß die Ideen, durch welche impulsirt wird, nicht durchaus fehlerhaft sind, den Unterschied eines Königs von einem Despoten und also auch den des Königthums vom Despotismus. Vermöge dieses Unterschiedes konnte die Tendenz der französischen Revolution nie Vernichtung der Monarchie, sondern nur Vernichtung des Despotismus in der Monarchie seyn; und wer beweisen kann, daß dieses Ziel nach einem vierzehnjährigen Umschwung erreicht ist, der beweiset zugleich, daß die Revolution keinen Kreis beschrieben hat. Dies würde also die Aufgabe seyn, welche gelöset werden soll. Uebrigens kann hier von der Revolution nur in Beziehung auf das Innere oder auf die sogenannten Socialverhältnisse zunächst die Rede seyn; was durch sie für die Nationalverhältnisse geleistet worden ist, gehört in ein anderes Kapitel und soll weiter unten davon abgehandelt werden.

Es ist oben gezeigt worden, daß man Unrecht hat,

wenn man sich den Despotismus als Stärke denkt, da er seiner ganzen Natur nach Schwäche ist. Wie er sich auch offenbaren mag, so kann man immer mit Wahrheit voraussetzen, daß er nicht eher in seine Wirksamkeit eintritt, als bis die Einheit der sämtlichen Staatsbürger bereits aufgehoben ist, und daß er nie etwas Anderes bezweckt, als momentanes Zusammenhalten in denjenigen Augenblicken, wo die Auflösung aller gesellschaftlichen Bande unvermeidlich scheint. Er ist also, in seine eigentlichen Bestandtheile aufgelöset, der Inbegriff aller derjenigen Mittel, welche die Regierung eines Landes gebraucht, um die Gesellschaft vor einer gänzlichen Zerrüttung zu bewahren, und dadurch bei weitem mehr negativer als positiver Natur, in sofern ihm nämlich diejenige Stärke fehlt, wodurch Auflösung und Zerrüttung der Gesellschaft als Erscheinungen unmöglich gemacht werden. Ist es meine Schuld, wenn das, was ich hier sage, dunkel und verworren scheint? Es ist vielleicht unmöglich, sich noch deutlicher über diesen Gegenstand auszudrücken denn wenn man auch, um ihn ganz aufzuhellen, seine Zuflucht zu einer Vergleichung nehmen und sagen wollte: „Mit der Verwaltung eines Staats verhalte es sich nicht anders, als mit der eines Hauswesens, wo gerade diejenige Herrschaft am allerwenigsten herrscht, die sich fortgesetzt genöthiget sieht, ihre Rechte geltend zu machen;" so würden nur jene Wenigen diese Vergleichung verstehen, denen es gegeben ist, ihr Hauswesen so anzuordnen, daß darin alles nach nothwendigen Gesetzen geschieht und jede Art von Opposition in sich selbst wegfällt. Was allem Despotismus abgeht, ist die Schöpfungskraft, vermöge welcher man das Bessere an die Stelle des Schlechteren setzt; und dieser Mangel hat seinen letzten Grund entweder in der geistigen Impotenz der Staatschefs, oder, was noch weit häufiger der Fall ist, in ihrer Eingeschränktheit, als impulsirende Kräfte. Wie dem aber

auch seyn mag, gerade weil der Despotismus immer die Schwäche selbst ist, führt er zur Zerstörung seiner selbst, welche dann eintritt, wenn er seine letzte Kraft zusammenrafft, um niederzuschmettern, was sich seiner Fortdauer entgegenbäumt.

Geht man nun in die Geschichte der französischen Monarchie zurück, so überzeugt man sich leicht, daß von Ludwig dem Eilften an bis auf Ludwig den Sechszehnten das Bestreben der französischen Könige unablässig dahin ging, zur Souveränität empor zu steigen, indeß sie an der wirklichen Umfassung ihres Zieles durch Alles verhindert wurden, was der Souveränität im Wege stehen kann. Diese Periode wird in der Geschichte gewöhnlich folgendermaßen überschrieben: „Von dem Verfall der ständischen Verfassung bis zur Vollendung des Despotismus unter Ludwig dem Vierzehnten und seinen Nachfolgern." Allein man hat Unrecht, wenn man in einer solchen Ueberschrift einen Blick des Bedauerns auf die ständische Verfassung wirft, welche ihrer ganzen Natur nach fehlerhaft war, weil sie die Einheit verhinderte, ohne welche es keine wahre Stärke giebt. Die ständische Verfassung konnte nur in dem Despotismus der Könige untergehen, und das letzte Resultat dieses Untergehens mußte die Souveränität des Staatschefs werden, die, indem sie sich in der Intelligenz offenbaret, den Despotismus zu Grabe trägt. Der einzige Vorwurf also, den man den französischen Königen machen könnte, würde der seyn, daß sie den Kampf mit der ständischen Verfassung nicht nachdrücklich genug geführt haben. Ein Muster ihres Verfahrens war ihnen durch Ludwig den Eilften gegeben worden; allein indem die Nachfolger dieses Despoten vor der scheinbaren Immoralität zurückbebten, womit er zu Werke gegangen war, so wurde die Revolution, welche zu Stande gebracht werden mußte, wenn sie jemals souverän werden soll-

ten, so in die Länge gezogen, daß zuletzt nichts anderes übrig blieb, als das Werk an ihrer Stelle zu vollenden, welches freilich nicht anders geschehen konnte, als durch den Untergang des letzten der Ludwige auf dem französischen Thron. Dies ist, meiner Ueberzeugung nach, der geheime Sinn der Begebenheiten der vierzehn letzten Jahre unserer Zeitrechnung. Vergeblich blickt man nur auf die Immoralität, welche dabei den Vorsitz führte; da jene einmal durch sich selbst nothwendig geworden waren, so konnte von ihrer Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit eben so wenig die Rede seyn, als von der Rechtmäßigkeit einer vulkanischen Eruption.

Will man alles, was den Despotismus der französischen Könige nothwendig machte, in eine Formel zusammenfassen; so muß man diese Formel folgendermaßen ausdrücken: die Maschine, auf welche sie als Intelligenzen einwirken sollten, hatte nur Centrifugal-, aber keine Centripetalkraft. Wer das vorhergehende Buch mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird diese Formel ohne Mühe verstehen. Die Ursachen aber, um derentwillen es der französischen Regierungsmaschine an Centripetalkraft fehlte, waren folgende:

Erstlich, mochte doch die ständische Verfassung noch so sehr der Form nach aufgelöset seyn, so dauerte sie doch dem Geiste nach fort. Nichts läßt sich schwerer zerstören, als die Zurückerinnerung an ehemals genossene Freiheiten und Vorzüge; denn der menschliche Geist, in sofern er kein philosophischer ist, denkt nur immer auf Erhaltung und Vermehrung von Bequemlichkeiten, Genüssen und Vorrechten auf Kosten der Gesellschaft. In die Regierungsmaschine aufgenommen, konnten die Mitglieder der ständischen Versammlungen nie umhin, eine Art von Opposition zu bilden; denn stärker als die vereinigende Kraft war in ihnen

die trennende, und was dem Vater eigen gewesen war, ging um so leichter und sicherer in den Sohn über, weil Widerstreben mit Tugend einerley geworden war. Was daher auch die französischen Könige thun mochten, diese feindlichen Elemente der Regierungsmaschine nach ihrem Willen zu formen; so konnte ihnen die neue Schöpfung nie ganz gelingen, weil ihr Interesse dem ihrer Werkzeuge durchaus entgegengesetzt war und auf jeden gefährlichen Druck ein noch gefährlicherer Gegendruck erfolgen mußte. Die Regierungsmaschine bekämpfte sich also selbst, anstatt, ihrer Bestimmung gemäß, den Staat zu ordnen; und die Aufgabe war nur immer, solche Auswege zu nehmen, daß jeder seine Rechnung dabei zu finden glauben mußte. Die Politik vertrat die Stelle der Moral; und das Chaos der inneren Verhältnisse blieb so furchtbar, daß man nur immer darauf bedacht seyn mußte, wie man sich der Gährungsstoffe in auswärtigen Kriegen entledigen wollte.

Zweitens. Das Feudalwesen war ganz dazu gemacht, alle Centripetalkraft der Regierungsmaschine zu verhindern, in sofern es, seiner ganzen Anordnung nach, den Geist der Unabhängigkeit mit sich führte. Ein Aragonischer Hidalgo sagte: Ich bin eben so gut ein Edelmann, als der König, nur daß dieser reicher ist, als ich. So haben nicht alle Hidalgos der Europäischen Welt gesprochen; aber alle haben so gedacht, wenn sie nicht nothgedrungen waren, Werkzeuge der Staatschefs zu seyn. Der höhere Adel in Frankreich war um so mehr berechtigt, sich jeder Unterordnung zu entziehen, weil er seine großen Besitzungen nur zum Verderben der königlichen Autorität anlegen konnte, wenn sie nicht unbenutzt bleiben sollten. Versetzet man sich in die Zeiten Franz des Ersten, so erblickt man den Connetable von Bourbon, der das Reich in einen Bürgerkrieg stür-

zet, weil er nicht länger einen Staat im Staate bilden soll. Man erinnere sich der Guisen und aller der Auftritte, welche Frankreich bis zur Schlacht von Yvry verheerten; man denke an die Sorgen zurück, welche die Ansprüche des Adels Heinrich dem Vierten verursachten; man durchlaufe die Regierungsgeschichte seines Nachfolgers und beherzige die wahre Ursache von Richelieu's Despotismus: und überall wird man die Entdeckung machen, daß das Feudalwesen Frankreich in einer beständigen Unruhe erhielt. Ludwig der Vierzehnte würde nie zu einem hohen Grad des Ansehens emporgestiegen seyn, hätte er nicht die Kunst verstanden, den Adel zu beherrschen. Louvois und Colbert wirkten gleich sehr zu diesem Endzweck, der erstere durch die unaufhörlichen Kriege, worein er Frankreich verwickelte, der letztere durch seine Colonialschöpfungen, welche das Fundament der Feudalaristokratie mehr untergruben, als alles, was von den Königen selbst ausgegangen war. Es war, wie oben angedeutet worden ist, die Tendenz zum Handel, was die meisten Staatsgebrechen unter Ludwig dem Funfzehnten und dessen Nachfolger veranlaßte; aber sie veranlaßte diese Gebrechen nicht durch sich selbst, sondern in der Verwickelung mit dem Feudalwesen, das sich noch immer erhalten wollte, selbst nachdem es seine beste Kraft verloren hatte. Für die französischen Könige war es ein besonderes Unglück, daß sie, aus Unkunde des Verhältnisses, worein die übrigen Staatsbürger gegen den Adel getreten waren, jene in eben dem Augenblick verließen, wo es einen Kampf auf Tod und Leben galt; einen Kampf, den die Könige, um zur Souveränität empor zu steigen, selbst eingeleitet hatten.

Drittens. Noch mehr als das Feudalwesen verhinderte die Hierarchie der römischen Kirche alle Centripetalkraft der Regierungsmaschine. Nicht genug, daß sie als Beschützerinn der Theokratie einen Staat im Staate bildete und den Gemüthern der Regierten eine zwiefache

Richtung gab, von welchen sich die eine auf den Chef der Kirche, die andere auf den Staatschef bezog, unterstützte sie auch das Feudalwesen eben so sehr, als sie von demselben unterstützt wurde. Der Punkt, wo sich die Kirche an das Feudalwesen anlehnte, hieß: das Gesetz der Erstgeburt. Wie unumgänglich nothwendig auch dies Gesetz zur Aufrechthaltung der Kraft des Feudalwesens seyn mochte; so war und blieb es doch, selbst in der Empfindung derjenigen, die sich ihm unterwarfen, ein unnatürliches, weil es die elterliche Liebe aristokratisirte und dadurch alle Familiengerechtigkeit über den Haufen warf. Welcher Vater konnte mit Gleichmuth den Gedanken ertragen, daß er nur Ein Kind haben dürfe, und daß alle übrigen, die er erzeugen würde, als Waisen ins Almosen gestoßen werden müßten? Hier nun kam die Kirche dem Feudalwesen trefflich zu statten, indem sie Zufluchtsörter anbot; und daher der Zusammenhang des Feudalwesens mit der Kirche. Beide unterstützten sich gegenseitig und beider Kraft schien unzerstörbar, bis der Umsturz des ersteren den der letzteren nach sich zog und eine ganz neue Organisation der Hierarchie nothwendig machte. Im Grunde war es unverantwortlich, wenn die französischen Könige, eine längere Zeit hindurch, die Geistlichkeit zur Stufe für die Souveränität benutzen wollten; denn um den Königen (Repräsentanten der Kosmokratie) ehrlich zu dienen, hätten die Geistlichen (Repräsentanten der Theokratie) sich selbst zerstören müssen. Doch so groß war die Verwirrung des Geistes der ganzen französischen Regierung, daß den Königen nichts anderes übrig blieb, als sich bald in die Arme der Geistlichkeit, bald in die Arme der Aristokratie zu werfen, wenn sie ihr Ansehn retten wollten; die Sache selbst war so nothwendig, daß dem Geschichtsforscher bei diesen Oscillationen der königlichen Autorität nichts weiter zu beobachten übrig bleibt, als die inneren Gesetze, nach

welchen sie erfolgten. Im Ganzen genommen entschied der Grad des Selbstgefühls über die Wahl des ersten Ministers in dem geistlichen oder in dem weltlichen Stande. Je schwächer dies Selbstgefühl war, desto gewisser wurde ein Geistlicher zum ersten Minister ausgeprägt; und je stärker es war, desto sicherer fiel die Wahl auf irgend einen Mann von Kopf aus dem niederern Adel. Wesentlich verschieden waren die Wirkungen dieser Wahl, weil ein geistlicher Premier-Minister seiner Natur nach nur immer auf Verstärkung der Theokratie, ein weltlicher Premier-Minister hingegen nur auf Verstärkung der Kosmokratie hinarbeiten konnte; wie diese Wirkungen aber auch im Uebrigen beschaffen seyn mochten, so vermehrten sie nie das königliche Ansehn, das sie vielmehr, so viel an ihnen war, untergruben. Nur von dem Cardinal Richelieu mag man behaupten, daß er eine Ahnung von der Souveränität hatte; dies beweiset sein politisches Testament, vorzüglich in derjenigen Stelle, wo er dem Staate seine Hauptstütze in den Tugenden des Monarchen und seiner Minister zu geben empfiehlt.

Allen diesen Hindernissen der wahren Souveränität vermochten die französischen Könige nur dadurch zu begegnen, daß sie ihnen dreierlei ganz verschiedene Kräfte entgegen setzten, nämlich das Militär, den Premier-Minister und die Maitresse. Nicht als hätten sie durch ein solches Verfahren das Wesen der Souveränität ergriffen; dies mußte ihnen vermöge der Stellung, welche sie einmal genommen hatten, ewig fremd bleiben. Alles, was sie gewinnen konnten, war der Schein, oder, wenn man lieber will, die Idealität der souveränen Macht.

Durch das Militär wirkten sie der Feudalaristokratie und der römischcatholischen Kirche in sofern entgegen, als sie den Adel durch das Princip der Ehre

zwangen, sich in dasselbe aufnehmen zu lassen und dadurch einem wesentlichen Theile seiner Unabhängigkeit zu entsagen, und als sie der Hierarchie das Uebergewicht raubten, das sie, vor Entstehung der bewaffneten Macht, als metaphysisch-coercitive Gewalt besaß.

Der Premier-Minister war, in einem gewissen Sinne des Worts, der Proletarius des Staatschefs. Von ihm ging aller Impuls der Regierungsmaschine aus, nur daß er eben so wenig als der Staatschef das Recht hatte, der bildende Geist (deus ordinans) des Staats zu seyn. Traf er nun beim Impulsiren nicht den gehörigen Punct, so fiel alle Verantwortlichkeit auf ihn allein zurück, während der Staatschef seine volle Sicherheit behielt. Dabei versteht es sich ganz von selbst, daß der Premier-Minister seine Stellung immer so nahm, daß weder der Staatschef, in sofern es ihm um Souveränität zu thun war, seinen Endzweck erreichte, noch die Feudalaristokratie und die Hierarchie der römischen Kirche, insofern sie auf eine vollendete Trennung hinwirkten, jemals zum Ziele gelangen konnten. In sich selbst war er ein Vernichter der Souveränität; denn indem er alles, was darin Reales war, für sich behielt, und das Nichtreale dem Staatschef überließ, brachte er diesen auf die leere Repräsentation zurück.

Die Maitresse hatte bei weitem mehr einen politischen, als einen diätetischen Endzweck; denn sie vollendete die Organisation der Regierungsmaschine, in sofern diese nicht ohne alle Gefahr auf den Staatschef zurückwirkte, und war gleichsam das flache Ufer, an welchem sich die Wellen der Anmaßung brachen. Merkwürdig ist es, daß die physischen Bedürfnisse der französischen Könige sich genau nach der Widerstandskraft richteten, welche in ihren Premier-Ministern enthalten war. Unter Richelieus Staatsverwaltung gab es keine königliche Maitresse, weil er ihrer zur Aufrechthaltung

der königlichen Autorität nicht bedurfte. Ludwig der Vierzehnte, welcher den edlen Ehrgeiz fühlte, selbst impulsiren zu wollen, machte Weiber zu seinen Proletarien und stieg durch sie zu einer Idealität empor, welche kein französischer König vor ihm genossen hatte. Ludwig der Funfzehnte konnte nicht ohne einen ersten Minister regieren; weil aber die Aufgabe, die der erste Minister zu lösen hatte, immer schwerer wurde, so war vor allen Dingen nothwendig, die Maitresse häufig zu wechseln. Ludwig der Sechzehnte war bestimmt, in dem Kampf unterzugehen, den seine Vorgänger unbeendigt gelassen hatten; dazu war unter andern erforderlich, daß er mit so viel anderen Tugenden eines Privatmannes die der Häuslichkeit verband.

Drittes Kapitel.

Ueber die Nationalversammlung und die von ihr ausgegangene erste Constitutionsurkunde des französischen Reichs.

Bei einer so ungeheuren Verwirrung, als der französischen Regierungsmaschine seit mehr als zwei Jahrhunderten eigen gewesen war, muß man sich vor nichts so sehr in Acht nehmen, als vor der Anklage eines Individuums; denn die Dinge geben zuletzt den Ausschlag über die Kraft selbst des Einsichtsvollsten und Gewandtesten.

Wir wollen es also auch nicht tadeln, daß Calonne, nach mehreren gewagten Finanzoperationen, im Anfange des Jahres 1787 die Notablen in der Hoffnung zusammenberief, daß sie seine Vorschläge, dem Geldmangel der Regierung abzuhelfen, auf der Stelle genehmigen

nehmigen würden. Die Voraussetzung dieses Ministers war, daß die privilegirten Stände lieber einem Theile ihrer Vorrechte, als ihrer Existenz entsagen würden; allein eine solche Voraussetzung ist darum falsch, weil jedes Individuum aus einer Art von Instinkt weiß, daß es staatsbürgerlichen Vorzügen nicht entsagen kann, ohne seine Persönlichkeit aufzugeben. Wir dürfen uns also gar nicht darüber wundern, daß die Notablen, anstatt sich bereitwillig finden zu lassen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Verwaltung des Ministers richteten und ihn dadurch zur Flucht zwangen.

Sein Nachfolger im Ministerio, der Herr von Brienne, glaubte alles gewonnen zu haben, sobald er die Landtaxe und die Stempeltaxe durchgetrieben hatte; allein, nachdem das Mistrauen einmal in Gang gebracht war, bedurfte es, um die königliche Autorität auf eine noch gefährlichere Spitze zu stellen, nur der Erklärung von Seiten des Parlements, daß dergleichen Taxen in einer Versammlung der Reichsstände bewilligt werden müßten. Das Verhältniß des Parlements zu dem Staatschef war von jeher ein gefährliches gewesen, in sofern sich die sämtlichen Mitglieder des Parlements weniger als einen Ausschuß der königlichen Macht, denn als eine Gesellschaft betrachteten, welche bestimmt wäre, den Schiedsrichter zwischen König und Volk zu machen. Unter den obwaltenden Umständen konnte man der Anmaßung des Parlements nur dadurch begegnen, daß man eine sogenannte Cour pleniere errichtete; doch indem die Wirksamkeit des Parlements dadurch aufgehoben war und der Despotismus mehr als jemals herbeigeführt schien, erhob sich von Seiten der ganzen Nation ein Murren, welches die doppelte Wirkung hervorbrachte, daß der erste Minister seinen Abschied nahm, und daß die Zusammenberufung der Stände decretirt wurde.

Der Reichstag wurde im Mai des folgenden

Jahres (1789) eröfnet; und nun zeigte sich sogleich, welch ein bestimmtes Uebergewicht die Deputirten des Bürgerstandes erhalten würden; denn kaum hatte der Adel angefangen, seine Vorrechte zu vertheidigen, so eigneten sich jene die Benennung der Nationalversammlung, welche der König den sämmtlichen Deputirten der drei Stände ertheilt hatte, ausschließend zu und nöthigten dadurch den Staatschef, den Adel und die Geistlichkeit zu bitten, daß sie sich nicht von dem dritten Stande trennen möchten.

Der Einfluß der nordamerikanischen Revolution auf den Geist der Nationalversammlung war gewiß weit geringer, als man gewöhnlich annimt. Da über die Form der Regierung nichts so sehr entscheidet, als das Verhältniß der Bevölkerung zu dem Terrain, das sie bewohnt, so fehlte es in der Nationalversammlung nicht an Männern, welche einsahen, daß eine dünne Bevölkerung in einem unermeßlichen Lande, ein neues Volk auf einem jungfräulichen Boden, ein Volk, dessen Thätigkeit sich auf leichte und zahlreiche Hülfsmittel der Arbeit und des Unterhalts beschränkt, mit einem Worte, ein Staat, der auf einer großen Halbkugel isolirt liegt und mit einem Gürtel von undurchdringlichen Wäldern und weiten Mauern umgeben ist, in keine Vergleichung gebracht werden könne mit einem Staate, der, mitten im alten Europa, zwischen unternehmenden und unruhigen Völkern eingezwängt liegt, wie alle zahlreichen und polizirten Völker unternehmend und unruhig ist und in welchem die Mittel zur Subsistenz in Verhältniß des Luxus kostbar und selten sind. Diese Sprache führte Barnave, als Vadier die amerikanische Regierungsform als ein Muster vorhielt; und der Eindruck, den er auf die constituirende Versammlung machte, bewies sehr augenscheinlich, daß eine Präsidenten- oder Föde-

ralregierung nicht ihr Ideal in Beziehung auf Frankreich war.

Indessen theilten die sämtlichen Mitglieder der Nationalversammlung einen Irrthum, der, wenn er das Unglück Frankreichs machte, seine Entschuldigung in der bloßen Existenz dieser Nationalversammlung fand. Er bestand darin, daß alle ohne Ausnahme die Souveränität mit dem Despotismus verwechselten und in dem Wahne standen, daß man, um zur Freiheit zu gelangen, die Macht des Staatschefs nicht genug einschränken könne. Das ganze republikanische oder vielmehr polyarchische System, das sich in der Folge so furchtbar entwickelte, lag in diesem Irrthum eingehüllt; allein konnte die Nationalversammlung diesem Irrthum entrinnen, da sie, selbst wenn sie ihm — was gewiß nicht der Fall war — in der Theorie entsagt hätte, verpflichtet war, ihn in der Praxis zu befolgen, nachdem sie einmal das Geschäft übernommen hatte, eine neue Regierungsmaschine aufzubauen? Ludwigs des Sechzehnten und Frankreichs Unglück lag darin, daß die Souveränität sich zwar zum Schein aber nicht in der Wirklichkeit ertheilen läßt; und da der König nicht die Macht hatte, die ganze Regierungsform selbst anzuordnen, so mußte er sich auch die Stellung gefallen lassen, die man ihm in derselben anweisen würde.

Sobald es auf Schwächung der Macht des Staatschefs ankam, so blieb nichts anderes übrig, als das Verhältniß der Regierten zu der Regierung in einen Contract zu verwandeln; und dieser Contract ließ sich nicht besser bekräftigen als durch eine Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht und durch Beschränkung des Staatschefs auf die letztere. Man lese die erste Constitution von Anfang bis zu Ende, und man wird finden, daß von der Souveränität nie in dem Sinne die Rede ist, in welchem wir dies Wort

genommen haben, und daß die Nationalversammlung sich nur allzu tief eingeprägt hatte, die Regierung eines Volks könne auf Kosten des Volks stark seyn; ein Fall, der niemals eintreten kann.

Das Beste, das aus der von der ersten Nationalversammlung zu Stande gebrachten Constitutionsurkunde hervorgehen konnte, war eine Regierungsverfassung, wie die des großbritannischen Reichs. Allein indem man festsetzte: erstlich, daß alle Bürger ohne allen Unterschied, den ihrer Tugenden und Talente ausgenommen, zu allen öffentlichen Aemtern fähig seyn sollten; zweitens, daß alle Auflagen unter alle Bürger nach Verhältniß ihres Vermögens gleich vertheilt werden sollten; drittens, daß gleiche Verbrechen, ohne allen Unterschied der Personen, mit gleichen Strafen belegt werden sollten: kurz indem man die vollkommenste Gleichheit der Staatsbürger zur Grundlage der öffentlichen Freiheit machte und das Feudalwesen für immer aufhob, war eine Verfassung wie die großbritannische einmal für allemal unmöglich gemacht; denn es konnte kein Oberhaus entstehen, um dem Kampf, worein die vollziehende Macht mit der gesetzgebenden gerathen mußte, das Verderbliche zu nehmen, das ihm an und für sich anklebt.

Der große Fehler, den Ludwig der Sechzehnte beging, bestand darin, daß er eine Constitution annahm, die ihn als Staatschef so sehr paralysirte, daß sie ihm sogar die ideale Macht raubte, welche seine Vorgänger genossen hatten. Man sage hier nicht, die Constitution sey ihm aufgedrungen worden. Er hätte sich dieselbe nicht sollen aufdringen lassen. Ein Staatschef, der sich einen deutlichen Begriff von seiner Bestimmung zu machen weiß, muß, so wie jeder anderen Leidenschaft, so auch der Furcht unzugänglich seyn, und den Muth haben, seiner Bestimmung, es

koste was es wolle, gemäß zu leben. Unstreitig würde eine entschlossene Verwerfung der Constitution sehr wichtige Folgen gehabt haben; allein da es Dinge giebt, welche keine Nachgiebigkeit gestatten, so geht man sicherer, wenn man der Wahrheit getreu bleibt, als wenn man sich von Ränken und Hinterhaltigkeit bleibende Vortheile verspricht. In der That, eine förmliche Abdankung würde den unglücklichen König viel weiter geführt haben, als die allerverschlagenste Politik. Das Einzige, was sich zu seiner Entschuldigung sagen läßt, ist, daß er in einem Zeitalter lebte, welches sich nicht besser bezeichnen läßt, als durch die Benennung des goldenen Zeitalters des Glaubens an die Kraft der Constitutionen. Dem allgemeinen Zuge seiner Zeitgenossen folgend, versprach sich Ludwig von der Schöpfung der Nationalversammlung unendlich mehr, als er sollte; und da er in einem gewissen Sinne des Worts immer das Werkzeug der Verfassung gewesen war, so konnte es ihm um so gleichgültiger scheinen, welcher Verfassung Werkzeug zu werden, er vom Schicksal bestimmt sey. Indessen mußten sich die Wirkungen der durch die Constitutionsurkunde errichteten Regierungsmaschine sehr bald offenbaren. Denn das erste Veto, welches die vollziehende Macht aussprach, mußte den Abgrund eröffnen, den die Constitution ausgehöhlt hatte. Noch war der Zeitpunkt nicht gekommen, wo der Thron in diesen Abgrund stürzen mußte; allein die mit dem Veto verbundene Gefahr kündigte sich in dem Versuch an, den der König machte, Frankreich zu verlassen, nachdem er nicht lange vorher geschworen hatte, alle Macht, die er vermöge der Constitution besitze, zur Erhaltung derselben anzuwenden und über die Ausübung der Gesetze zu wachen.

Viertes Kapitel.

Ueber die zweite Nationalversammlung und den in ihr vorherrschenden Geist.

Ich schreibe hier nicht die Geschichte der französischen Revolution; ich deute nur die Ursachen der Erscheinungen an.

Ein Volk kann nur als Masse in Betrachtung gezogen werden. Diese Masse mag mit einer größeren oder geringeren Kraft wirken, je nachdem sie besser oder schlechter geleitet wird; da aber alles, was Leitung genannt werden kann, eine Sache der Intelligenz ist, und diese niemals der Masse als solcher beiwohnt; so ist es abgeschmackt, von Volkssouveränität zu sprechen. Die Souveränität kann immer nur ein Prädikat der Regierung seyn; und dies Prädikat wird ihr alsdann zukommen, wenn sie die Richtungen, welche die Masse von ihr erwartet, mit so viel Einsicht und Weisheit giebt, daß Vertrauen zu ihr möglich ist. Wird die Regierung durch sich selbst verhindert, die Impulse mit Einsicht zu geben, so ist sie in sich vernichtet; und soll dies nicht der Fall seyn, so muß die Organisation derselben so beschaffen seyn, daß eine Einheit des Impulses durch sie möglich wird. Der allerwesentlichste Bestandtheil einer Regierung ist die Macht, womit sie wirkt. Diese schwächen, heißt das ganze Regierungsgeschäft verkehren. Die Regierten suchen in der Regierung beständig einen Stützpunkt für ihre Bewegungen; finden sie nun diesen Stützpunkt nicht, so ist nichts natürlicher, als daß sie, selbst mit der größten Vorliebe zur Concentricität, excentrisch werden.

Von dem Augenblick an, wo durch die Constitution eine Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht zu Stande gebracht war, mußte ganz Frankreich in zwei Parteien zerfallen, von welchen die eine ihre verlornen Rechte durch festeres Umklammern des königlichen Interesses wieder zu erhalten strebte, während die andere ihre neu erworbenen Rechte durch enges Anschließen an die Nationalversammlung zu behaupten suchte. Im Grunde wollten beide dasselbe, nämlich Einheit der Regierung; aber diese Einheit war für den Augenblick dadurch unmöglich geworden, daß sich durch die Constitution eine nie ausfüllbare Kluft zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Macht befestigt hatte. Was in dem Verfahren der beiden Parteien als böser Wille erschien, war nichts mehr und nichts weniger, als Wirkung des Selbsterhaltungstriebes, der den Menschen nie verläßt, und in dem Staatsbürger mit verdoppelter Stärke wirkt, sobald er sich seines bisherigen Stützpunktes in der Regierung beraubt sieht. Die Auswanderungen des Adels und der Geistlichkeit, was waren sie anders, als Bemühungen zur Wiederherstellung der Einheit der Regierung? Die Associationen im Inneren Frankreichs — waren sie nicht dasselbe? Die Jacobiner, Cordeliers u. s. w. erscheinen dem Philosophen in einem ganz anderen Lichte, als dasjenige ist, worin man sie gewöhnlich erblickt; denn er sieht in ihnen nur Personen, denen es um eigene Sicherheit zu thun ist, die sich immer nur in der Sicherheit des Ganzen wiederfinden läßt. In der That, alles, was der Philosoph bei solchen Associationen bedauern kann, ist die Nothwendigkeit ihrer Entstehung. Daß das Uebel durch sie verschlimmert wird, liegt in der Natur der Sache, da es ihnen eben so sehr an der Macht als an der wahren Einsicht gebricht und folglich nur ein gewisser moralischer In-

stinkt in ihnen walten kann. Gegenwärtig, wo die Leidenschaften ausgetobt haben, dürfte man, ohne einen heftigen Widerspruch befürchten zu müssen, wohl behaupten: daß die Jacobiner Frankreich unendlich nützlicher geworden sind, als viele glauben. Da nämlich das Verhältniß, worin sich die vollziehende Macht zur gesetzgebenden bestand, eben so wenig fortdauern konnte, als die früheren Misverhältnisse, welche eine Nationalversammlung nöthig gemacht hatten, so waren es die Jacobiner, welche am allerkräftigsten auf eine Einheit drangen, welche den in der Constitutionsurkunde niedergelegten allgemeinen Ideen von Gleichheit und Freiheit angepaßt wäre. Des Königs konnten sie sich aus einem doppelten Grunde nicht annehmen; einmal, weil aus seiner Schwäche die ganze Revolution hervorgegangen war; zweitens, weil er noch immer als Repräsentant des Feudalwesens da stand und folglich, so viel an ihm war, die Gleichheit als Fundamentalgesetz des Reichs wieder aufheben mußte. Was blieb ihnen also anderes übrig, als das Königthum, wie unschuldig es auch in sich selbst seyn mochte, in den Abgrund zu stürzen, den die Constitution eröfnet hatte und Frankreichs Rettung in einer demokratischen Verfassung zu versuchen; ein Verfahren, woran nur Mirabeau's Riesenkraft sie eine längere Zeit hindurch verhindern konnte, der, da die durch das Princip der Trennung zu Stande gebrachte Monarchie größtentheils sein Werk war, dieses so lange vertheidigte, bis seine Stärke in sich selbst verschwand und sein Tod den Umsturz einer übelberechneten Verfassung nach sich zog.

Man hat sehr oft behauptet, daß die jugendliche Heftigkeit der Mitglieder der zweiten Nationalversammlung die Schuld des lebhafteren Umschwunges trage, welchen die Dinge in Frankreich seit der Flucht des Königs erhielten; allein man hat vergessen, daß alle

menschliche Weisheit ihre Gränzen hat, und daß man der Kraft der Dinge oft nur in dem Maaße widersteht, als man zum Widerstande berechtigt ist. Der Hauptfehler lag immer in der Constitution, in sofern diese eine Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht forderte; und dieser Hauptfehler war um so bedeutender, weil er die sämtlichen Mitglieder der Regierung in Werkzeuge der Constitution verwandelte und dadurch die Souveränität unmöglich machte. Wie leicht konnte der Fall eintreten, daß die gesetzgebende und vollziehende Macht durch die ihnen in der Constitution ertheilten Rechte an einander geriethen! Dem Könige war ein Veto gestattet. Wie, wenn er dies Veto zu eben der Zeit aussprach, wo die Vollziehung sich mit keinem Aufschub vertrug, wofern der Staat nicht in die größte Gefahr gerathen sollte? Ein solcher Fall entschied über die Güte der Constitution; und dieser Fall trat wirklich ein, sobald die Nationalversammlung jene berühmten Gesetze gegen die Ausgewanderten und die widerspännstigen Priester gegeben hatte. Diese Gesetze, so wie das Veto, wodurch ihre Kraft wo nicht vernichtet, doch wenigstens suspendirt war, erfolgten auf den Antheil, welchen das übrige Europa an den Fortschritten der Revolution zu nehmen begann; und während die Nationalversammlung nur das Interesse Frankreichs im Auge hatte, verfolgte der König offenbar ein Privatinteresse, das seinen ersten Ursprung theils in der Anhänglichkeit an seiner Familie, theils in seinem religiösen Gemüthe hatte. Die Disharmonie der gesetzgebenden und vollziehenden Macht war von nun an erklärt und der Antagonismus gegenseitiger Rechte mußte zu fürchterlichen Krisen führen.

Sie löseten sich auf in den zehnten August. An diesem merkwürdigen Tage wurde das Princip der Trennung nicht sowohl vernichtet, als in seiner bishe-

rigen Form zerstört. Versank die vollziehende Macht in den Abgrund, der ihr in dem dritten Abschnitt der dritten Abtheilung der Constitutionsurkunde eröfnet war, so verlor die gesetzgebende Macht das Heft der Regierung aus ihren Händen. Wie viel geschah gegen ihren Willen, und wie überflüssig ward jetzt die Form, in welcher sie sich bis dahin bewegt hatte! Die Septemberscenen waren ein fürchterlicher Beweis von der Nothwendigkeit einer starken Regierung in einem grosen Reiche. Die Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht in der Nationalversammlung konnte, wie nothwendig sie auch nach dem Umsturz des Thrones seyn mochte, keine glücklichen Wirkungen hervorbringen, weil sie nur eine ideale war. Zwar suchte man sie dadurch in eine reale zu verwandeln, daß man den schuldlosen Ludwig den Sechzehnten als einen Verbrecher hinrichtete; allein diese Verwandlung war in sich selbst unmöglich, weil durch die Mehrheit gleichberechtigter Mitglieder die Einheit des Impulses wegfiel. Mochte also die bisherige Nationalversammlung immerhin den Titel eines Nationalconvents annehmen, so hörte sie deshalb nicht auf, eine polyarchische Regierung zu bilden.

Fünftes Kapitel.

Ueber den Terrorismus und Moderantismus der Conventsregierung.

Es war die Ungleichartigkeit der Mitglieder des Convents, was jene Kämpfe herbeiführte, worin die Girondisten den Maratisten unterlagen. Furchtbare Ungewitter hatten sich gegen die Integrität des Reichs zusammengezogen. Diese zu retten, war die höchste

Einheit der Maaßregeln erforderlich. Zurück konnte man nicht; und wollte man vorwärts, so bedurfte es bei weitem mehr derjenigen Kraft, die das Genie giebt, als derjenigen, die in bloßen Talenten enthalten ist. Die Girondisten waren die Schöngeister der Revolution; und weil sie nicht mehr waren, so konnten sie die Revolution nur verderben. Die Maratisten hingegen waren, wie sehr sie ihren Gegnern auch an Talenten nachstehen mochten, die wahren Stützen der Revolution und als solche die Einzigen, von welchen sich Rettung erwarten ließ.

Wie man auch über den persönlichen Werth der Mitglieder des Wohlfahrts- und des Sicherheitsausschusses urtheilen mag, immer muß man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, erstlich, daß sie einsahen, kein Opfer sey allzugroß, um die Integrität des Reichs zu retten, zweitens, daß sie nicht nur Erfindungskraft genug besaßen, um ganz neue Mittel zu organisiren, sondern auch den Muth hatten, ihre Grundsätze mit ihrem Leben zu verbürgen.

Das Jahr 1793 war für Frankreich das allerfürchterlichste, in sofern das Reich von allen Seiten von den tapfersten Heeren Europa's angefallen war. Es fehlte nicht an Vertheidigungsmitteln; aber die Regierung war ohne Credit, theils weil sie neu, theils weil sie vielköpfig war. Um sich nicht selbst im Wege zu stehen, reinigte sie sich zunächst von den Gährungsstoffen, welche in ihr vorhanden waren, und zentralisirte sich unmittelbar darauf in ihren Ausschüssen. Die Mehrzahl der Franzosen war noch auf ihrer Seite; aber diese Mehrzahl konnte nichts weiter darbringen, als den guten Willen, das Vaterland gegen alle Angriffe auswärtiger Feinde zu vertheidigen. Sollte dieser gute Willen nicht unbenutzt bleiben, so war es die Angelegenheit der Regierung, alles dasjenige herbeizuschaffen, was die Vertheidiger des Vaterlandes

brauchten, um mit Nachdruck und Eifer zu kämpfen. In der Natur der Sache liegt es, daß, wenn der Arme sein Blut für eine große Angelegenheit vergießet, der Reiche so viel von seinem Reichthum abgeben muß, daß das Blut des Armen nicht vergeblich vergossen werde. Aber auf den Reichen wirkt man nicht so ein, wie auf den Armen. Ist die Triebfeder des Enthusiasmus für diesen vorhanden, so ist sie es nicht für jenen; es liegt in seinem ganzen Wesen ausgedrückt, daß er zwar Opfer empfangen, aber keine darbringen will; und wie unwidersprechlich richtig auch die Maaßregeln der Regierung seyn mögen, so wird sie ihm doch nicht eher eine gute heißen, als bis sie ihn nicht mehr in Contribution setzt. Das einzige Mittel, ihn zu Aufopferungen zu bewegen, ist der Schrecken; und weil es kein anderes giebt, so muß es zu allen Zeiten gebraucht werden, wo ein gegebener Staat nur durch Anstrengung aller seiner Kräfte gerettet werden kann.

Man vergesse nicht, daß es hier gar nicht darauf ankommt, den Schrecken zu vertheidigen, sondern nur, ihn zu erklären. Durch die Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht hatte die französische Regierung den letzten Rest des Vertrauens verloren, das sie bis dahin, den Regierten eingeflößt hatte. Diese Trennung hatte freilich dadurch aufgehört, daß die Conventsregierung eine einige geworden war; allein das Vertrauen konnte um so weniger sogleich wiederkehren, weil sich die Regierung noch nicht in sich selbst geordnet hatte. Wollte nun die Regierung gleichwol ihre Bestimmung erfüllen, so blieb ihr nichts anderes übrig, als ein Vertrauen, das sie zu erwerben keine Zeit hatte, zu usurpiren. Und in diesen wenigen Worten ist alles enthalten, was man über die Schreckensperiode sagen kann.

Die Regierung mußte vor allen Dingen darauf bedacht seyn, die Mittel herbeizuschaffen, welche die Aufrechthaltung der Armeen an den Gränzen des Reiches bewirkten. Baares Geld war das schreiendste Bedürfniß; aber baares Geld ist nur durch Vertrauen vorhanden. Dies war der Stein des Anstoßes. Ließ sich das Vertrauen nicht erzwingen, so mußte das Reich seinem Schicksale überlassen werden. Doch es läßt sich erzwingen, wo nicht in sich selbst, doch wenigstens in den Wirkungen; und die Conventsregierung erzwang es auf folgendem Wege:

Mirabeau hatte unter dem Titel der Assignaten ein Papiergeld geschaffen, welches Anweisungen auf die liegenden Güter der Geistlichkeit enthielt, und vor Mirabeau war ein gewisser Guillotin Erfinder eines Werkzeuges geworden, welches eben so schnell als sicher tödtet. Es kam darauf an, die Assignatenpresse und die Guillotine in eine solche Harmonie zu setzen, daß die Bewegung der ersteren durch die der letzteren gemäßigt wurde, oder, mit anderen Worten, den Credit der Assignaten durch eine abschreckende Bestrafung derjenigen aufrecht zu erhalten, welche die Herabwürdigung derselben aus Unverstand und Bosheit betreiben würden. Von dem richtigen Verhältnisse dieser beiden Werkzeuge hing zugleich die Fortdauer der Regierung und die erfolgreiche Vertheidigung Frankreichs gegen die Anfälle der Alliirten ab; die erstere, in sofern die Regierung Gefahr lief, von der Kraft des in den Händen der Reichen befindlichen baaren Gelder erdrückt zu werden, wenn sie derselben kein Gegengewicht in einem Papiergelde gab, welches gleichen Werth mit klingender Münze hatte; die letztere, weil die Tapferkeit der Vaterlandsvertheidiger nur in soweit gesichert war, als man das baare Geld nach den Gränzen hintrieb und den innern Verkehr durch Papiergeld bestritt. Um

aber jenes richtige Verhältniß hervorzubringen, blieb nichts anderes übrig, als die Assignatenpresse und die Guillotine durch zwei andere Institutionen zu decken, welche gleichsam die Schutzwehr derselben ausmachten. Die erste dieser Institutionen war das Revolutionstribunal mit dem Auftrage, über alle revolutionäre Verbrechen zu richten; die zweite jene unermeßliche Zahl von Revolutionsausschüssen mit dem Auftrag, alle Feinde der Revolution vor das Revolutionstribunal zu stellen. Durch beide Institutionen wirkte man in sofern auf die Guillotine hin, als diese in beständiger Bewegung bleiben mußte, wofern die Assignatenpresse nicht vergeblich schwitzen sollte; und um dem ganzen Verfahren den Anstrich der Rechtmäßigkeit zu geben, wurde am 17 Septemb. ein Gesetz bekannt gemacht, in welchem die revolutionären Verbrechen aufs bestimmteste angegeben waren.

Die Bewegung der ganzen Regierungsmaschine war nun folgende: der öffentliche Ankläger bildete den Communikationspunkt zwischen den Revolutionsausschüssen und dem Sicherheitsausschuß des Convents und setzte diesen wiederum in Zusammenhang mit dem Revolutionstribunal. War die Liste der Verdächtigen dem Chef des Polizeybureau's im Sicherheitsausschuß vorgelegt worden, so bestimmte dieser, wie viel von den aufgeführten Verdächtigen vor das Revolutionstribunal gestellt werden sollten. Das Revolutionstribunal seinerseits verdammte mit demjenigen Grad von Schonung, welcher beobachtet werden mußte, wenn es nicht alles Vertrauen verlieren wollte. Die Verurtheilten wurden nach dem Revolutionsplatze geschleppt, wo die Guillotine aufgerichtet war. Hier nahm sie der Scharfrichter in Empfang, und je nachdem der Schrecken, den die langsamere oder geschwindere Bewegung der Guillotine hervorbrachte, stärker oder schwächer war, blieben die Assignaten in ihrem

Nominalwerth oder sanken unter denselben herab, womit wiederum die größere oder geringere Tapferkeit der französischen Heere im Zusammenhange stand. Eigentlich lag das Heil des Vaterlandes in den Händen des Scharfrichters.

Man verdamme eine solche Regierungsmethode so viel man wolle; und man wird ihr nach allgemeinen Begriffen niemals Unrecht thun. Allein, wenn gar nicht davon die Rede ist, was, alle Umstände bei Seite gesetzt, im Allgemeinen den Vorzug verdient, sondern davon, was, unter den einmal vorhandenen Bedingungen, das Beste ist; so wird man sich sehr wenig versucht fühlen, die Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses zur Rechenschaft zu ziehen; denn alsdann kann nur die Frage entstehen, ob Frankreichs Integrität auf einem anderen Wege gerettet werden konnte, da einmal die Regierung es nicht in ihrer Macht hatte, ein anderes Vertrauen einzuflößen, als dasjenige war, das sie durch den Schrecken erzwang? Auf diese Frage giebt es aber schwerlich eine andere, als eine verneinende Antwort. Kurz: will man gerecht seyn, so muß man eingestehen, daß durch das sogenannte Schreckenssystem ungemein viel für Frankreich geleistet worden ist. Dem consequenten Verfahren des Wohlfahrtsausschusses sind nicht bloß die Siege zuzuschreiben, welche am Schlusse des Jahres 1793 erkämpft wurden, sondern auch diejenigen, wodurch Frankreich im Sommer des folgenden Jahres in den Besitz Belgiens zurücktrat. Vergeblich würde man, um dies Phänomen zu erklären, auf Carnots tief durchdachte Operationspläne zurückkommen; Carnot konnte nur als theoretischer Strateg wirken und die Realisation seiner Ideen setzte beständig das Vorhandenseyn der Realisationsmittel voraus, welche von einer ganz anderen Seite herbeigeschafft werden mußten.

Uebrigens ist eine Schreckensregierung die schwächste, die sich denken läßt. Dies liegt in der Natur des Schreckens, der niemals gleichmäßig wirkt, und, wenn er den höchsten Punkt erreicht hat, die volle Freiheit des Geistes zurückgiebt. Eine Regierung kann den Schrecken nur dann einflößen, wenn sie mit Todesstrafen bedroht, unablässig bedroht, alle ohne Ausnahme bedroht, in immer steigenden Graden bedroht; wenn nicht nur jede Art von Handlung, sondern auch das Nichthandeln der höchsten Strafe unterworfen ist; wenn jede Art des Beweises und selbst der Schatten eines Beweises hinreichend ist, um ein Verdammungsurtheil nach sich zu ziehen. Aber was gewinnt sie dadurch? Alles für den Augenblick, nichts für die Dauer. Dadurch daß sie gestern zwanzig Köpfe abschlagen ließ, hat sie nichts geleistet, wenn sie heute nicht dreißig und morgen funfzig fallen macht; und wie reißend auch die Progression sey, so wird sie doch Mühe haben, den Fortschritten der Rache zu folgen, die sich in den Herzen der Bedrohten entwikkelt. Je verhaßter sie das Leben macht, desto schrecklicher muß sie den Tod machen, wenn er furchtbar bleiben soll. Reicht anfangs die Idee eines Giftbechers hin, die Einbildungskraft zu erschüttern, so muß man, um seinen Endzweck nicht zu verfehlen, bald darauf mit dem Bilde des Todes das Bild des Blutverströmens verbinden. Sodann muß man das Schlachtopfer mit anderen Schlachtopfern umgeben, um das eine nach dem andern abzuwürgen. Sodann muß man die Zahl verstärken und einen Unglücklichen funfzig andere Unglückliche hinrichten sehen lassen, ehe die Reihe an ihn kommt. Sodann muß man die Schlachtopfer mit grausamer Kunst zusammenkuppeln, so daß neben einem rechtschaffenen Bürger ein ausgemachter Bösewicht falle. Zuletzt geht dann das Raffinement so weit, daß der Vater nach dem Kinde, der

Gatte

Gatte nach der Gattin, der Bruder nach der Schwester stirbt. Und was hat man nach allen diesen Gradationen gewonnen? Nichts; denn die Wirkung des verstärkten Schreckens ist eben dieselbe, welche der einfache hervorbrachte, wofern der höchste Grad nicht den Vorzug hat, daß er gar keine Wirkung mehr in dem Gemüthe hervorbringt.

In Frankreich mußte die Schreckensperiode durch eben das abgekürzet werden, was sie geboren hatte. Sobald nämlich die Integrität des Reichs gerettet war, fiel die Hauptursache des Schreckenssystems in sich selbst zusammen; denn nie hatte man in diesem System etwas anderes beabsichtigt, als die Rettung dieser Integrität des Reichs. Die Schlacht bei Fleurus endigte die Spannung, welche bis dahin in Frankreichs Nationalverhältnissen geherrscht hatte; und die Rückwirkung dieser Schlacht konnte für die Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses schwerlich eine andere seyn, als daß man anfing, sie weniger zu fürchten, und daß man Lust bekam, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Vergeblich suchten sie das ihnen bevorstehende Unglück dadurch von sich abzuwenden, daß sie den Schrecken verstärkten; was bisher Furcht gewesen war, konnte sich jetzt um so leichter in Muth verwandeln, weil jede Erörterung des Verfahrens der Ausschüsse auf einen Punkt hinführen mußte, welchen die Gewalthaber alle Ursach hatten mit Stillschweigen zu übergehen; nämlich die Unförmlichkeit der Conventsregierung und den aus Creditlosigkeit abstammenden Despotismus. Auf diesem Wege erfolgte der 9te Thermidor, an welchem die Seele des Terrorismus vernichtet wurde. Es waren Privatleidenschaften, welche Robespierre's Schicksal entschieden; denn hätte man ihn auf eine förmliche Weise zur Verantwortung gezogen, so würde er sich mit eben dem Nachdruck vertheidigt haben, womit er bis zur Schlacht bei Fleu-

rus die Gemüther nach seinem Willen beugte; eine ruhige Zergliederung der besonderen Umstände, welche den Schrecken nothwendig machten, würde seine Rechtfertigung mit sich geführt haben.

Wären Robespierre's Feinde nicht für ihre eigene Existenz besorgt gewesen, so würden sie die Triebfeder des Schreckens minder rasch zerbrochen haben. Das Verhältniß, in welchem die Guillotine mit der Assignatenpresse stand, war ein so wesentliches, daß es nicht aufgehoben werden konnte, ohne den Staat in die größte Gefahr zu werfen. Ursprünglich war die ganze Assignatenmasse auf 14 Millionen festgesetzt worden, und diese Masse hatte eine mehr als zureichende Hypothek in den der Nation anheim gefallenen Ländereien der Kirche. Von dem Augenblick an, wo der Krieg ein allgemeiner wurde, und es darauf ankam, Frankreich mit Aufopferung alles baaren Geldes zu retten, mußte die Assignatenmasse freilich vermehrt werden; aber die Aufgabe war jetzt, die Vermehrung so zu leiten, daß sie nicht verderblich wurde. Der Wohlfahrts-Ausschuß hatte sich diesem Geschäft unterzogen. Unterbrach man ihn in seinen Operationen so, daß ein völliger Stillstand der Guillotine erfolgen mußte, so war vorherzusehen, daß die Bewegung der Assignatenpresse durch nichts zu hemmen war, als durch eine vollendete Creditlosigkeit dieser Papiere. Und dies erfolgte unmittelbar nach dem 9ten Thermidor.

Sobald der Convent, um seine Furcht vor dem Wohlfahrtsausschusse zu verbergen, die Miene angenommen hatte, als habe er den Sturz Robespierre's zum Besten des Publikums herbeigeführt, mußte er seine Zuflucht zu entgegengesetzten Regierungsmaximen nehmen, und da der völlige Stillstand der Guillotine eine nothwendige Folge des Moderantismus war, so folgte diesem das Versinken des Papiergeldes von seinem Nominalwerthe bis zum vollendeten Unwerth

auf dem Fuße nach. Die allerfürchterlichsten Erscheinungen standen hiermit in Verbindung. Indem nämlich ein jeder mit dem von der Regierun eingeführten Gelde zu bezahlen suchte, und niemand dies Geld nehmen wollte, mußten die Dinge zu einem ungeheuren Preis emporsteigen und eine Hungersnoth das Schicksal der Hauptstadt werden. Daher die Insurrektionen in Paris; daher der erneuerte Parteikampf der Monarchisten und Polyarchisten auf allen Punkten des Reichs; daher die allgemeine Verzweiflung aller Bewohner Frankreichs; daher endlich die Kraftlosigkeit der Armeen, deren Generale zu Verräthern wurden. Man kann mit voller Wahrheit behaupten, daß der Moderantismus der Conventsregierung Frankreich eine ungleich größere Anzahl von Staatsbürgern gekostet hat, als der Terrorismus. Wahr ist, daß die Periode des Moderantismus irgend einmal eintreten mußte, weil der Terrorismus doch nicht ewig dauern konnte; allein wenn die Schlacht bei Fleurus durch den glücklichen Ausgang für Frankreich's Integrität den Schrecken vernichtete, oder wenigstens überflüssiger machte, so zog der Moderantismus den Krieg in die Länge, indem die Ohnmacht der Conventsregierung sich allzuhell abspiegelte, um ihre Feinde nicht zu der Hoffnung zu verleiten, daß sie das Verlorne wieder gewinnen könnten.

Im Ganzen genommen giebt es zwischen dem Terrorismus und dem Moderantismus, so wie Frankreich beide erfahren hat, keinen anderen wesentlichen Unterschied, als den der Einsicht bei demselben Grade von Macht und Ansehn. Die Terroristen bildeten wenigstens eine Art von Regierung, indem sie, um das Ganze zusammen zu halten, eine Macht schufen, die ihnen nicht verliehen war; die Moderantisten hingegen wollten keine andere Macht, als welche ihre eigene Existenz heischte, und nahmen das Regieren

so sehr als eine Sache des Genusses, daß man mit Wahrheit von ihnen sagen kann, sie waren ihrer Bestimmung durchaus unwerth.

Sechstes Kapitel.

Ueber den Geist der Directorialregierung.

Eigene Lebensgefahr mußte den Convent aus dem Schlummer wecken, in welchen er durch Verzichtleistung auf die Macht versunken war.

Sollte Frankreich nicht in der Anarchie untergehen, die der Moderantismus gestiftet hatte, so war die Organisation einer neuen Regierungsmaschine unumgänglich nothwendig.

Diese Organisation erfolgte in der Darstellung der sogenannten Directorial-Regierung.

Wird die Einheit der Regierung in der Person des Staatschefs aufgehoben, so bleibt nichts anderes übrig, als sie in einem Collectiv-Wesen wieder herzustellen, welchen Namen dieses Collectiv-Wesen auch führen mag.

Gesetzgebende und vollziehende Macht waren bisher in dem Nationalconvent koncentrirt gewesen; allein da dieser Nationalconvent für die große Masse der französischen Staatsbürger keinen Stützpunkt abgab und eben deswegen zu keiner realen Macht gelangen konnte, so mußte man auf eine neue Regierungsform bedacht seyn, wofern man in der alten nicht untergehen wollte.

Von der einen Seite hatte man eingesehen, daß es unmöglich sey, in der bisherigen Form zu gebieten, ohne zugleich zu zerschmettern; von der andern leuchtete sehr deutlich ein, daß die Nachgiebigkeit zur Selbstzerstörung führte. Aber wie beiden Uebeln

entgehen? Unstreitig befanden sich unter der Commission, welche den Auftrag erhielt, eine neue Constitution zu entwerfen, mehrere Männer, welche wohl begriffen, daß der französischen Nation der souveräne Wille durch kein anderes Symbol als durch den Monarchen bedeutend gemacht werden könnte; allein wo dies Symbol finden? Hätten die Bourbons sich dazu geeignet, so würden sie Frankreich niemals verlassen haben. Sie zurückberufen, hieß, die ganze Revolution vernichten, nicht, sie beendigen. Einen solchen Gedanken konnte man um so weniger haben, weil er das Verderben selbst derjenigen werden mußte, welche ihn ausführten, und weil er nicht verfehlen konnte, die Misbilligung der Mehrheit der französischen Staatsbürger nach sich zu ziehen. Unter solchen Umständen blieb schwerlich etwas anderes übrig, als dem Prinzip der Einheit fürs erste noch zu entsagen und seine Zuflucht von neuem zu dem Prinzip der Trennung zu nehmen.

Förmliche Absonderung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht war also mit Beibehaltung der früher anerkannten Menschenrechte der Hauptgedanke der neuen durch die Eilfer-Commission zu Stande gebrachten Constitution.

Die erstere sollte zwei Räthen anvertraut werden, von welchen der eine die Imagination, der andere die Vernunft des Staats repräsentiren sollte.

Die letztere sollte einer Gesellschaft von fünf Männern übertragen werden, welche, als Directoren, die Bestimmung hätten, die Idee in That zu verwandeln, und in dieser Beschränkung die ganze Regierungsmaschine zu impulsiren.

Durch Entgegenstellung der Interessen und Verschiedenheit der Verrichtungen glaubte man dem Ehrgeize derjenigen zu begegnen, welche unbesonnen genug seyn würden, nach Oberherrschaft zu streben; da aber

der Ehrgeiz niemals etwas anderes ist, als ein Streben nach Freiheit, so muß er durch alles, was sich nur ersinnen läßt, um ihn in Schranken zu erhalten, bei weitem mehr geweckt und gereizt, als eingeschläfert und vernichtet werden. Wo man durch Absonderung und Trennung ein Zusammenwirken und eine Harmonie erzeugen will, die durch sich bestehen, da wird man sich in seinen Erwartungen immer betrogen finden; nicht als ob Zusammenwirken und Harmonie bei Absonderung unmöglich wären, sondern weil es unmöglich ist, verschiedene Gewalten in den ihnen angewiesenen Gränzen zu erhalten, so lange keine Macht vorhanden ist, welche ihre Bewegungen einer Regel unterwirft. Die nächsten und stärksten Aufforderungen zum Austritt aus der Bahn der Constitution wird die vollziehende Macht immer dadurch haben, daß sie auf die bloße That eingeschränkt ist; eine unerträgliche Schmach, weil durch diese Einschränkung die Einsicht vernichtet und die Selbstständigkeit in Instrumentalität verwandelt wird.

Da alle Regierungsmaschinen nicht um ihrer selbst willen, sondern in Beziehung auf die zu regierenden Bürger des Staats vorhanden sind; so kann man den Grad ihrer Güte und Brauchbarkeit ohne große Mühe nach dem gegenseitigen Vertrauen bestimmen, welches die Mitglieder derselben in sich setzen. Da wo kein solches Vertrauen möglich ist, weil man nicht aufhört, sich vor Beschränkungen und Unterdrückungen zu fürchten, da kann man sicher annehmen, daß die Regierungsmaschine wesentliche Fehler enthalte. Ob die gesetzgebende Macht unter zwei Körperschaften vertheilt sey, oder nicht, ist zuletzt von keiner großen Erheblichkeit; ist sie aber von der vollziehenden Macht so gesondert, daß, um das Zusammenfallen beider für immer zu verhindern, die Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts zu einer besonderen Aufgabe wird, so

kann es nicht fehlen, daß beide in einen Antagonismus gerathen, worin sie ihre ursprüngliche Bestimmung vergessen und nur für ihre persönliche Existenz kämpfen. Je vollkommner eine Waage ist, desto leichter wird das Gleichgewicht gestört, worin sie sich befindet; und dieselbe Erscheinung erfolgt da, wo die gesetzgebende und vollziehende Gewalt durch Verfassung von einander getrennt sind. In solchen Staaten müssen die Bürger sich selbst regieren; denn die ewige Aufgabe in denselben ist, das Gleichgewicht der Gewalten nicht zu unterbrechen, welches nur dadurch vermieden werden kann, daß man genau den Stützpunkt trifft, worauf der Waagebalken ruht. Daher denn auch die große Excentricität, welche diesen Staaten eigen ist. Will nämlich die Regierung nicht in ihrem Gleichgewicht gestört seyn, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als ihre Bestimmung weniger im Zusammenhalten, als im Auseinandertreiben zu finden. Ihr Wille sey noch so gut; so kann er sich doch nicht werkthätig offenbaren, ohne die schlimme Sache noch schlimmer zu machen. Sie wird sich also immer einen hohen Grad von Corruption gefallen lassen müssen, da alle Corruption von ihr selbst ausgeht, in sofern sie kein Vertrauen einflößet und, statt an sich anzuziehen, unaufhörlich von sich zurückstößt.

Frankreich konnte nie zu einer Verfassung gelangen, wie die des großbritannischen Reiches ist; die erste Idee, von welcher die Revolution ausgegangen war — die Idee der Gleichheit der Rechte — verhinderte es, in sofern sie mit dem Feudalwesen die Erblichkeit niederschmetterte. Angenommen indeß, die Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht hätte sich in Frankreich durch eine dem britannischen Oberhause ähnliche Institution verewigen lassen; was würden die Folgen dieser Verewigung gewesen seyn?

Vertrauen hätten die Franzosen zu einer solchen Regierung nicht fassen können, weil sie selbst nicht aufhören konnte, Mistrauen in sich zu setzen; allein bei dem nicht verwerflichen Grad von Macht, den die Regierung vermöge eines Oberhauses oder — nach Sieyes Idee — einer constitutionären Jury, erhalten haben würde, hätte sie es in ihrer Gewalt gehabt, den Kampf, worein sie mit den Regierten gerathen mußte, von sich selbst auf das übrige Europa abzuleiten. Es war daher nichts weniger als Unsinn, wenn mehrere europäischen Mächte erklärten, daß Frankreichs Verfassung das größte Hinderniß des Friedens sey, und daß man nicht mit einer Regierung unterhandeln könne, die es durchaus nicht in ihrer Macht habe, nachbarschaftliche Verhältnisse zu ehren. Schwerlich läßt sich behaupten, daß der Revolutionskrieg bloß in der Absicht geführt worden sey, die Monarchie in Frankreich wiederherzustellen; aber merkwürdig ist die Erklärung eines Staatsmannes, der im Dienste des Hauses Oesterreich stand und auf die Frage: „Ob er im Ernste glaube, daß man mit deutschen Heeren das Haus Bourbon wieder auf den französischen Thron setzen werde?“ zur Antwort gab: „Wir wissen sehr wohl, daß wir Frankreich nicht zwingen werden, Herren anzunehmen, die es nicht will; auch wissen wir, daß Frankreichs Heere, wie neu und unerfahren sie auch seyn mögen, die unsrigen mehr als einmal schlagen und uns großen Schaden zufügen werden: aber wir werden diese Unfälle ertragen und fortfahren, bald im Vorrücken bald im Zurückweichen, je nachdem das Glück es für gut befindet, uns aufs tapferste zu schlagen, bis es einem staatsklugen französischen General gelingt, sich der Regierung zu bemächtigen und alles auf einen regelmäßigen Fuß zurückzubringen; mit ihm werden wir alsdann den Frieden machen, der mit einer Ochs-

lokratie, die Europa unaufhörlich in Brand zu setzen droht, ein bloßes Spielwerk seyn würde." Es war der Herr von Marcy d'Argenteau, der diese merkwürdigen Worte aussprach, zu welchen die Begebenheiten vom 26 October des Jahres 1795 bis zum berühmten 18 Brumäre der beste Commentar sind. Um mit Sicherheit von der Denkungsart des Directoriums zu urtheilen, muß man Carnots Memoiren gelesen haben; eine von den allernaivesten Schriften, welche im Lauf der Revolution erschienen sind. Man sieht selbst in den Darstellungen dieses gutmüthigen Mannes, daß das Prinzip der Trennung nur auf Kosten des ganzen Europa aufrecht erhalten werden konnte; und dabei läßt man dem berüchtigten Rewbel die Gerechtigkeit widerfahren, daß er von allen seinen Collegen der einzige war, dessen Plane der einmal vorhandenen und durch kein einzelnes Mitglied abzuändernden Verfassung entsprachen. Die Universalmonarchie, vor welcher man in diesem Augenblick vergeblich zittert, mußte das letzte Resultat der Constitution des Jahres 3 werden, wofern es nur möglich war, ihr Festigkeit und Dauer zu geben. Glücklicherweise für das ganze Europa war dies unmöglich.

Verderblicher für sich selbst konnte keine neue Regierung beginnen, als die des Directoriums. Kaum zur Existenz gelangt, sah sie sich genöthigt, eine gezwungene Anleihe von 600 Millionen zu versuchen. Dieser Entwurf scheiterte auf der Stelle. War die Unförmlichkeit der Conventsregierung die Hauptursache des Mistrauens geworden, womit sich die Franzosen seit dem Umsturz des Thrones erfüllt fühlten; so mußte dies Mistrauen gegen eine Regierung fortdauern, die, welchen Namen sie auch führen mochte, eine polyarchische war und an die Stelle der Souveränität, die allein Vertrauen einflößen kann, unter der Benennung einer republikanischen Verfassung ein

Schattenbild setzte, worauf sie selbst mit Verachtung hinzublicken nicht umhin konnte. Nach dem Willen der Constitution sollten die Volkswahlen frei seyn; aber, um eine erträgliche Continuität der Regierung hervorzubringen, mußte die Regierung alles anwenden, sie zu bestechen. Die Constitution wollte, daß ohne die vorhergegangene Zustimmung der gesetzgebenden Macht kein Offensivkrieg unternommen werden sollte; allein je heftiger die Spannung wurde, worin Frankreich gegen das übrige Europa gerieth, desto größer war die Versuchung, 40000 Franzosen, ohne Vorwissen der gesetzgebenden Macht, in den Sandwüsten Afrikas landen zu lassen. Die Constitution wollte der vollziehenden Gewalt nicht die unmittelbare Verwaltung der öffentlichen Gelder übertragen; aber dem Gesetze zum Trotz wurde das Schatzamt so organisirt, daß ein Untergebener des Directoriums die unbeschränkte Disposition über alle einkommende Gelder hatte, bloß weil ohne diese Maaßregel die Vollziehung von allen Seiten gelähmt war. Flößte nun die Constitution kein Vertrauen ein, woher es sonst nehmen? Eintracht war das allgemeinste Bedürfniß; aber an ihrer Stelle erblickte man Zwietracht und Factionsgeist. Unablässig rief man zur Hingebung auf; aber nur, um von neuem zu täuschen; die Verwandlung der Assignate in Mandate war ganz dazu gemacht, der Regierung ein Brandmal aufzudrücken, weil unter ihren Händen die Hypothek verschwand, welche das Vertrauen der Staatsgläubiger allein fesseln konnte. Daher die Noth, womit das Directorium in der Folge zu ringen hatte, und die Profusion neben Gewaltstreichen. Alle großen Staatsrevenuen befanden sich zuletzt in den Händen spekulirender Entrepreneurs und wuchernder Lieferanten-Compagnien. Zwar wurden die Einnahme-Etats nie erfüllt; aber die Regierung disponirte in jedem

Augenblick über jede Summe, weil kein Vortheil so groß und ungeheuer war, daß sie ihn denen nicht bewilligt hätte, die ihr Credit und Geld verschafften. Dies dauerte, so lang' es dauern konnte. Veräußert wurden die letzten Ueberreste der Krone, und der Verkauf der Nationalgüter nahm bald diese bald jene Wendung, um den Ertrag desselben desto sicherer an sich zu nehmen. Die inneren Hülfsquellen zu vermehren, schritt man zu einer Reduction der Ausgaben. Kein öffentlicher Beamte, die nächste Umgebung des Directoriums allein ausgenommen, wurde bezahlt; die nothwendigsten Polizei-Anstalten, Hospitäler, Erziehungshäuser, Landstraßen, Kanäle verfielen; die Staatsgläubiger verschmachteten und mußten sich gefallen lassen, daß die Staatsschulden auf ein Drittel ihres Nominalwerths herabgesetzt wurden. Durch ein solches Verfahren höhlte die Directorialregierung den Abgrund aus, in welchen sie zu stürzen bestimmt war. Zwar rettete sie sich auf der anderen Seite durch die militärischen Exactionen, die sie in Italien, Deutschland und der Schweiz ausüben ließ; allein indem ein so schnödes Verfahren nur das Mittel war, den Durst nach Gold und die Feilheit der Gemüther unter den Franzosen auf die höchste Stufe zu treiben, näherte sich der Zeitpunkt ihres Unterganges nur desto schneller.

Der Untergang der Civilmacht in die Militärmacht war um so unvermeidlicher, je länger er vorbereitet war. Der erste Anfang wurde im Frühling des Jahres 1795 gemacht, wo Pichegrü den Auftrag erhielt, die Insurgenten von Paris zum leidenden Gehorsam zurück zu führen. Die Einführung der Constitution des Jahres 3 war eine noch bestimmtere Aufforderung der Militärmacht zur Theilnahme an den inneren Angelegenheiten. Indessen hatte die Regierung die Zügel noch nicht ganz verloren; und hätte

sie die Kunst verstanden, die Finanzen so zu ordnen, daß das Vertrauen der Nation zurückkehren konnte, so würde sie noch lange den alleinigen Impuls gegeben haben. Daß sie es hierin versah, machte ihr Unglück; denn diese Vernachlässigung zwang sie, den Krieg in eine einträgliche Spekulation zu verwandeln, und mit den Generalen zu kontrahiren. Die Armeen erwachten zum Gefühl ihrer Selbstständigkeit, je mehr sie ihrem Schicksal überlassen waren; und jedem nachdenkenden General mußte der Gedanke gegenwärtig werden, daß er vom Schicksal berufen sey, der Anarchie ein Ende zu machen. Als die Regierung den 18 Fructidor die Militärmacht gegen sich selbst zu Hülfe rief, da sagte sie durch die That, daß es die Sache irgend eines Generals sey, den Factionen das Todesurtheil zu sprechen, und billig muß man sich darüber wundern, daß das, was zwei Jahre später geschah, nicht auf der Stelle erfolgte. Doch alles will seine Reife haben; und vielleicht war zur Hervorbringung einer besseren Ordnung der Dinge nichts so nothwendig, als daß der General, der sich derselben unterzog, kein geborner Franzose wäre. Dies führt auf Napoleon Bonaparte.

Siebentes Kapitel.

Napoleon Bonaparte.

Der Zustand der Hochachtung und Bewunderung wird zuletzt so peinlich, daß es uns nicht befremden muß, wenn Menschen, um ihn nicht länger zu ertragen und ihre innere Freiheit wieder zu gewinnen, sich mit einer Art von Verzweiflung in den entgegengesetzten stürzen.

Sollte es indessen unmöglich seyn, aus dem, was bisher über Bonaparte bekannt geworden ist, ein Bild zusammen zu setzen, welches, frei von den Uebertreibungen der Leidenschaft, den Helden des gegenwärtigen Zeitalters so darstellt, wie er wirklich ist?

Unmöglich ist es wohl nicht; aber der Schöpfer eines solchen Bildes muß vor allen Dingen seinen Standort in der Mitte des menschlichen Geschlechts nehmen, um von den Interessen der Gegenwart unberührt zu bleiben. Historisch muß er Bonaparten zu begreifen suchen, wenn er ihn wirklich begreifen will; dazu aber ist erforderlich, daß er sein eigenes Gemüth ganz aus dem Spiele lasse.

Wie viel auch bereits über Bonaparten geschrieben seyn mag, so werden die folgenden Blätter noch immer einige neue Aufschlüsse über diesen außerordentlichen Mann enthalten.

Bonaparte ist, als Mann genommen, klein; allein man irrt, wenn man den Nebenbegriff der Schwächlichkeit mit seiner Kleinheit verbindet. Die Leichtigkeit, womit er seit dem Jahre 1793 die größten Anstrengungen ertragen hat, kündigt eine feste Constitution an, welche durch die geistige Existenz, die er seit einigen Jahren führt, noch mehr verbürgt wird. Mag Bonaparte immerhin nicht sehr muskulös seyn; dennoch muß er einen ungewöhnlichen Grad von physischer Stärke besitzen, die bekanntlich mehr das Resultat der Nerven als der Muskeln ist. Nichts spricht so sehr für diese Behauptung, als die kurze Frist, die er zum Ausruhen braucht. So stark ist das Lebensprinzip in ihm, daß er sich selbst tödten würde, wenn er es in seiner Gewalt hätte, mehr als 5 bis 6 Stunden zu schlafen.

Wie wichtig aber auch das Physische bei einer Auseinanderlegung der Eigenthümlichkeiten eines großen Mannes seyn mag, so ist doch sein Gemüth bei

weitem wichtiger. Das Gemüth ist nämlich die Basis des Geistes, dessen Kraft gänzlich von der Kraft des Gemüthes abhängt. Die Römer sagten: mala mens, malus animus. Eigentlich hätten sie umgekehrt sagen sollen: malus animus, mala mens. Ein schwaches Gemüth, ein schwacher Geist; ein starkes Gemüth, ein starker Geist! Von dieser Regel giebt es keine Ausnahmen, und es erfordert kein tiefes Nachdenken, um den nothwendigen Zusammenhang einzusehen, der zwischen dieser Ursach und dieser Wirkung statt findet. Ein Individuum, das durch seine ganze innere Construction zu einem heftigen Willen hingeleitet wird, muß durch diesen wiederum zu einer seltenen Stärke des Verstandes geführt werden; aus keinem anderen Grunde, als weil man nicht zugleich wollen und nicht wollen kann, und, wenn man einmal will, auch genöthigt ist, auf die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke zu denken. Was nun Bonaparte betrifft, so möchte man wohl die Behauptung wagen dürfen, daß er sich vor allen Franzosen durch die Kraft seines Gemüths oder seines Willens auszeichnet. Diese Kraft ist in den Franzosen nicht die stärkste; sie haben allzu viel ererbten Verstand, um sehr viel Gemüth zu haben, und sind in dieser Hinsicht anderen Nationen so weit voran — oder soll man lieber sagen: hinter anderen Nationen so weit zurück? — daß sich in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort zur Bezeichnung der Leiden befindet, welche eine Folge des Gemüthskampfes sind. Unstreitig ist der Grund dieser ihrer Eigenthümlichkeit in der Erziehung zu suchen, welche sie mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Wie dem aber auch sey, immer ist so viel gewiß, daß, indem Bonaparte sich in dieser Hinsicht auszeichnete, er nur irgend eine Laufbahn betreten durfte, um sie mit großem Erfolge zurückzulegen. Das Schicksal warf ihn in die

militärische Laufbahn; es hätte ihn aber in jede andere werfen können, um ein ausgezeichnetes Individuum aus ihm zu machen. Mit denselben Gemüthsanlagen wurde Dante ein großer Dichter, Michel Angelo ein vortrefflicher Maler, Benvenuto Cellini — ein Tausendkünstler. Im ruhigen Zustande der Gesellschaft giebt es für Personen von heftigem Gemüthe schwerlich einen anderen Ausweg, als die Kunst; denn diese schließet ihnen eine Welt auf, worin sie mit Freiheit walten können; und verschmähen sie diese Welt, so laufen sie Gefahr überall anzustoßen und im Kampfe der Leidenschaften ihren Untergang zu finden. In revolutionären Zeiten hingegen eröffnen sich für Personen von heftigem Gemüth noch andere Bahnen, um zur Freiheit zu gelangen. Die Vortheilhafteste ist indessen die militärische, weil sie am sichersten zum Ziele führt. Sie betreten, heißt den Weg zur Auszeichnung gefunden haben; denn indem sie tausend Aufforderungen zur höchsten Anstrengung der Kräfte mit sich führt, so braucht diese Anstrengung nur zu erfolgen, um ein Individuum zum Mittelpunkt für Millionen zu machen.

Angenommen, die französische Revolution wäre nie ausgebrochen — was würde aus Bonaparte geworden seyn? Nicht mehr und nicht weniger, als was aus tausend anderen Menschen wird, welche für ihre Kraft nie einen angemessenen Spielraum finden, und von welchen man also behaupten muß, daß sie in dieser Kraft untergehen. Wer die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes kennt, wird diese Behauptung bereitwillig unterschreiben. Wie sonderte er sich schon in der frühesten Jugend ab, um die Berührung derjenigen zu vermeiden, die ihm nicht gebieten konnten und denen er nicht gebieten durfte, ohne sogleich einen gefährlichen Kampf einzugehen! Unstreitig erinnert man sich des Zuges, daß er gleich

einem Wüthenden aus seinem Zufluchtsort hervorsprang, als man ihn in demselben störte. Was Bonaparte damals war, das ist er, die höhere Entwickelung abgerechnet, die er im Laufe seines thatenvollen Lebens erhalten hat, noch jetzt. Energische Gemüther respectiren die Eigenthümlichkeiten Anderer; dafür aber wollen sie auch ihrerseits respectirt seyn. Hiermit hängt sehr genau zusammen, daß Bonaparte's Leben bis zu dem Augenblick, wo es ein öffentliches werden konnte, ein sehr einsames war; denn nur durch Zurückgezogenheit konnte er allen den Händeln ausweichen, die der Charakterstrotz mit sich führt. Hiermit hängt ferner ganz unzertrennlich zusammen, daß niemand in der Erfüllung seiner Pflichten gewissenhafter und pünktlicher war, als Bonaparte in dem Zustande der Subalternität; denn nur dadurch kann man sich in diesem Zustande frei machen und selbst als Sklave herrschen. Hiermit hängt endlich zusammen, daß Bonaparte, in einem früheren Alter, sich nicht mit Worten zu behelfen wußte; denn alle Beredtsamkeit setzt bei weitem mehr Lebendigkeit und leichte Beweglichkeit, als Stärke und Heftigkeit des Gemüths voraus; Personen von starkem und heftigem Gemüthe können nämlich ihre Ideen nicht genug koncentriren, das Koncentriren der Ideen aber vernichtet die Beredtsamkeit.

Die Klippe, welche Bonaparte in einem früheren Alter am meisten zu fürchten hatte, war die mit einem starken Gemüthe innigst verbundene Ehrlichkeit und Offenheit. Es giebt zwar viele Personen, welche Bonaparten für einen Ausbund von Schlauheit und Listigkeit halten; allein diese Personen haben keine Ahnung davon, daß man der List niemals kräftiger begegnet, als durch eine vollendete Ehrlichkeit. Die Engländer sagen sprichwörtlich: Ehrlichkeit ist die beste Politik; und in der That

braucht man nur ein ehrlicher Mann im eminentesten Sinne des Wortes zu seyn, um den verschlagensten Köpfen zu gebieten. Und daß dies mit Bonaparte wirklich der Fall, geht aus allem hervor, was man von seiner Umgebung weiß. Wäre er listig, so würde er längst das Opfer seiner Listigkeit geworden seyn; da er nichts weniger als listig ist, so reißt er alles mit sich fort. Verträgt sich die List an und für sich mit keinem heftigen Gemüth, so verträgt sie sich damit noch weit weniger auf dem erhabenen Standort eines Staatschefs. Auch beweiset Bonaparte's: Ich will, wie fremd ihm die List ist, und wie sehr er in dem Gefühl seiner Stärke lebt. Man könnte zwar sagen, daß es doch zuletzt die List gewesen, die ihn auf diesen Standort geführt; allein wie will man dies beweisen, da die List dazu gar nicht nöthig war und eine vollendete Ehrlichkeit dasselbe bewirken konnte? Cromwell pflegte zu sagen: Man steigt nicht höher, als wenn man nicht weiß, wohin es geht; und Cromwell hatte vollkommen Recht. Nie würde aus Bonaparten geworden seyn, was aus ihm geworden ist, hätte er es werden wollen. Einen bedeutenden Theil seiner Größe hat das Weltgeschick ihm aufgedrungen, ohne daß er deswegen weniger groß ist; denn indem er das Organ des Weltgeschicks in sich erkannte, unterwarf er sich der Nothwendigkeit mit Freiheit, woraus zuletzt alle Größe hervorgeht. Indessen scheint Eine Idee sehr früh in ihm vorhanden gewesen zu seyn und mächtig auf sein Gemüth zurückgewirkt zu haben; ich meine die Idee von der unumgänglichen Nothwendigkeit der Vereinigung der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Macht in der Person Eines Staatschefs für ein solches Reich wie Frankreich. Unstreitig hat er als General diese Idee nie ausgesprochen; aber sie hat allen seinen Handlungen zum Grunde gelegen, indem er als Werkzeug

des Directoriums immer gegen das Interesse desselben handelte, vorzüglich durch die Schnelligkeit seiner Operationen, die Frankreichs polykratische Regierung ganz gegen ihren Vortheil zum Frieden nöthigten und eben dadurch ihren Sturz einleiteten. Vielleicht aber war dies Verfahren weniger das Resultat des Raisonnements als eines natürlichen Billigkeitsgefühls.

Ich habe bis jetzt das Gemüth von dem Geist getrennt, um Bonaparte's Eigenthümlichkeit desto bestimmter darzustellen, und vorläufig nur angedeutet, daß ein starkes Gemüth einen starken Geist nothwendig mache. Soll nun von seinem Geist besonders die Rede seyn, so ist vor allen Dingen zu bemerken, daß Bonaparte als ein zu entwickelndes Wesen erst ein Alter von 35 Jahren erreicht hat, und daß man folglich von seinem Geiste noch nicht als von etwas Vollendeten sprechen kann. Welche Ideen aus diesem Geiste noch hervorgehen können, läßt sich um so weniger angeben, als die productive Kraft nie irgend einem Calcul unterworfen ist. Alle Bemerkungen müssen sich also auf die Art der Ideen, die seinem Geiste eigen sind, einschränken.

Alle heftigen Gemüther haben das mit einander gemein, daß sie in keinem Halbdünkel leben mögen; sie wollen Licht, vollständiges Licht. Weil in ihrem Wollen Aufrichtigkeit ist, so soll in ihrem Verstande Klarheit seyn. Mögen sich also tausend und aber tausend Menschen mit halben Wahrheiten abfinden lassen; für Personen von heftigem Gemüthe sind sie so gut als nicht vorhanden. Ihnen gelten nur diejenigen Wissenschaften, die einer Zurückführung auf einfache Grundsätze fähig sind. Unstreitig ist dies bei ihnen die Sache irgend eines glücklichen Instincts; doch dem sey wie ihm wolle, so wird man immer finden, daß sie diejenige Wahrheit, die einer unmittelbaren Anschauung fähig ist, jeder anderen verziehen. Oben-

an steht die mathematische, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Harmonie, worin sie sich mit dem Gemüthe befinden. Die physische Wahrheit behauptet den nächsten Platz; aber auf sie folgt die historische, als Resultat des Zusammenhanges früherer Erscheinungen mit späteren, deren Daseyn nicht geleugnet werden kann, wofern man nicht an aller Wirklichkeit zum Zweifler werden will.

Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß Bonaparte sich vorzüglich zur Mathematik, Physik und Historie hingezogen fühlte; die Eigenthümlichkeit seines Gemüths brachte dies mit sich. Freilich so wie diese Wissenschaften in den Compendien dastehen, scheinen sie höchst trocken; aber etwas ganz anderes sind sie einem starken und einem schwachen Geiste. Wessen Einbildungskraft dadurch angeregt werden kann, der erwirbt in ihnen einen unerschöpflichen Reichthum von Ideen, indeß derjenige, der sie nur mit dem Gedächtniß in sich aufnimt, sein ganzes Leben hindurch ein armseliger Bettler bleibt. Wie Bonaparte sie in sich aufnahm, ist kein Gegenstand der Untersuchung mehr; denn was man auch von der Trockenheit seines Geistes sagen mag, so beweisen alle seine Urtheile über Poesie, Malerei, Bildhauerei und Musik, daß der Götterfunke von Genie, den die Natur ihm einblies, sich keinesweges einseitig entwickelt hat. Die Sorgfalt, die er jenen früheren Studien widmete, setzte ihn zuerst in den Stand, die Dinge in ihrer Begränzung aufzufassen, und die Geschichte seiner ersten Feldzüge beweiset die Fortschritte, die er im Gebiete des Realen machte, sobald er dahin gelangt war, unabhängiger zu handeln. Es ist in dem Leben eines Menschen gewiß kein gleichgültiger Umstand, wenn er in einem Alter von 26 Jahren an der Spitze einer Armee steht; aber selbst dieser Umstand wirkt auf verschiedene Individuen verschieden zurück. Die

Beschränktheit der meisten Generale ist weniger das Resultat ihres Berufs, als des Schicksals, das die meisten von ihnen haben, nach geendigten Feldzügen — zu rasten. An der Spitze der Armeen lassen sich die mannichfaltigen Einsichten erwerben. Dahin rechne ich die Kenntniß des Zusammenhanges des politischen Lebens, welche dadurch erworben wird, daß der General die Pflicht auf sich hat, die Maschine, deren Bewegung von ihm abhängt, in einem bewegbaren Zustande zu erhalten. Dahin rechne ich ferner eine Uebersicht des Einzelnen, welche dadurch entsteht, daß alle Anordnungen auf Hervorbringung eines großen Resultats abzwecken müssen. Dahin rechne ich endlich den Takt, nach welchem man den Werth der Individuen entscheiden lernt. Alles dieses steht in keiner Verbindung mit der theoretischen Strategie; allein es findet sich ganz von selbst, sobald aus der Theorie eine Praxis wird, und es giebt im Ganzen genommen kein Geschäft, durch welches man die allgemeine Staatsverwaltung glücklicher eingeführt wurde, als das eines Generals. Bonaparte aber hatte vor vielen Generalen noch die besondere Aufforderung zur Erwerbung allgemeinerer Einsicht, daß er die Armee, an deren Spitze er getreten war, als eine Art von Staat betrachten mußte, dessen Regierung ihm überlassen war.

Vermöge des Umstandes, daß diese Armee aus lauter Franzosen bestand, gab es für ihn allerdings ein Vaterland, aber durchaus nicht eine Regierung. Die Revolution mußte ihm theuer werden, sobald er sich selbst in ihr begriffen hatte; sollte sie ihm aber theuer bleiben, so mußte er von ihr absondern, was nicht zu ihrem Wesen gehörte; vor allen Dingen eine Regierung, welche, kraft ihrer Form, nie zu dem Grad von Stärke emporsteigen konnte, der erforderlich war, den revolutionären Umschwung zu

hemmen; eine Regierung, welche das französische Volk nur unglücklich machen konnte, weil es außer ihrem Machtgebiet lag, irgend eine große Verheißung zu erfüllen. Man weiß, daß er sein Geheimniß selbst dem vertrauten Umgang vorenthielt; aber man begreift auch, wie unumgänglich nothwendig diese Verschlossenheit war; denn wo hätte er ein Gemüth antreffen wollen, das würdig war, seine Ideale in sich aufzunehmen? Daß Ideale in ihm lagen, verrieth sich zwar bei mehreren Gelegenheiten, unter andern bei Ueberreichung des Tractats von Campo Formio im Dezember des Jahres 1797, wo er dem Directorium unumwunden erklärte: „Ganz Europa werde frei werden, wenn das Glück des französischen Volks auf den besten organischen Gesetzen beruhen werde. Allein je tiefer dergleichen Bemerkungen geschöpft waren, desto gewisser entschlüpften sie der Beurtheilung, und die scheinbare Kälte des Generals mochte nicht wenig dazu beitragen, ihm das Vertrauen der Regierung zu erhalten. Nur Wenige ahneten, welcher Entwürfe Bonaparte fähig sey, und selbst diese Wenigen fühlten sich beruhigt, sobald er den ägyptischen Feldzug angetreten hatte. Dem Anschein nach verwandelte sich von diesem Augenblick an der genialische Feldherr in einen irrenden Ritter, und schwerlich rechnete man auf seine Zurückkunft aus den syrischen Wüsten. In wiefern dieser Feldzug in Bonaparte's Plan gehörte, wird unstreitig noch lange ein Geheimniß bleiben, wiewol einem nachdenkenden Gemüthe nicht entgehen kann, daß, die Engländer zu einem dauerhaften Frieden zwingen und Frankreichs Verfassung wesentlich verändern, einerlei geworden war, da die französische Regierung sich nur durch den Krieg in ihrer einmal angenommenen Form erhalten konnte. Bekanntlich scheiterte Bonaparte mit diesem seiner Entwürfe; sein Plan blieb aber unverändert, und

seine entschlossene Rückkehr nach Frankreich bewies nur allzu sehr, daß sein Geist, selbst unter den widrigsten Umständen, unumwölkt geblieben war. Er langte zu einer Zeit in Frankreich an, wo dieser Staat seiner Auflösung nahe war, und alles, was die Revolution seit zehn Jahren verheißen hatte, sich in leeren Dunst aufzulösen schien. Jetzt war es Bonaparte, der sie festhielt. Das Directorium wurde gestürzt und der ganzen Regierungsmaschine das Prinzip der Einheit wiedergegeben. Alles fügte sich, wie von selbst, sobald ein Centralpunct vorhanden war, von welchem eine bessere Organisation ausgehen konnte. Will man aber die besondere Kraft begreifen, welche in Bonaparte lag, so dürften folgende Momente ganz vorzüglich in Anschlag gebracht werden müssen.

Erstlich achtete man in Bonaparte den Mann von Genie, dessen Ideen immer mit dem Stempel der Originalität bezeichnet gewesen waren und der Wahrheit um so näher kamen, je weniger er die Schuld einer schlechten Verwaltung den Personen und je mehr er sie den Formen zugeschrieben hatte, in welchen sich diese Personen bewegten. Zu einem solchen Mann mußte man Vertrauen fassen; und zwar um so mehr, da alle Begebenheiten seit dem Jahre 1792 die Wahrheit seiner Aussprüche verbürgten.

Zweitens hatte sich Bonaparte durch den Feldzug in Italien so große Verdienste um Frankreich erworben, daß sein durch ganz Europa verbreiteter Ruhm unwiderstehlich auf alle Franzosen zurück wirken mußte; denn außer ihm war niemand vorhanden, der sich in dieser Hinsicht auch nur von fern her mit ihm messen konnte.

Drittens war Bonaparte wo nicht der reichste, doch wenigstens einer der reichsten Bürger des französischen Staats; und dabei kam ihm der Umstand nicht wenig zu statten, daß er seinen Reich-

thum nicht in Frankreich, sondern in Italien erworben hatte; denn in diesem Umstande lag eine unendlich reinere Moralität eingeschlossen, als die Rewbel, Barras und andere Mitglieder des Directoriums aufweisen konnten.

Viertens war Bonaparte, wenn gleich ein nationalisirter Franzose, von Geburt ein Corse; ein Zufall, der die glückliche Wirkung hervorbrachte, daß man ihm einen Ehrgeiz verzieh, welcher in jedem gebornen Franzosen, die Bourbons allein ausgenommen, als ein Verbrechen gegen die Gleichheit würde erschienen seyn. So geringfügig dieser Umstand auf den ersten Anblick scheint; so erheblich wird er bei einer nähern Beleuchtung. Zur Würde eines Staatschefs gehört durchaus eine gewisse Peregrinität, wodurch er sich sowohl von seiner nächsten Umgebung, als von allen Regierten zusammengenommen unterscheidet. Sie werde nun durch das Alterthum des Geschlechts oder durch die bloße Fremdheit hervorgebracht, immer besteht sie, ihrem Wesen nach, darin, daß sie die Gleichheit in dem Verhältniß des Staatschefs zu den übrigen Mitgliedern der Regierung aufhebe, und diese, um mich recht kurz auszudrücken, der Instrumentalität fähig mache.

So viel über Bonaparte. Weder Haß noch Liebe hat meine Feder geleitet. Ich habe diesen außerordentlichen Mann zu begreifen gestrebt. Vielleicht ist es mir nicht gelungen. Dem sey wie ihm wolle, immer wird man meiner Darstellung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie frei von allen Uebertreibungen der Leidenschaft ist.

Achtes Kapitel.

Idee der Consular-Verwaltung.

Will man über den 18ten Brumäre nach Rechtsbegriffen urtheilen, so muß man Bonaparte's Verfahren allerdings verdammen; allein da alles Recht von der Macht ausgeht und die Regierung eines Landes sich zu den Regierten nie in einem solchen Verhältniß befindet, daß das positive Recht darauf angewendet werden könnte, so fällt auf den 18ten Brumäre weder irgend ein Lob noch irgend ein Tadel. Die Pflicht des Directoriums war, so stark zu seyn, daß es nicht geworfen werden konnte; und da es diese Pflicht nicht erfüllte, so mußte es sich das Schicksal gefallen lassen, welches ein überlegener Genius ihm anwies. Mit Recht ist Bonaparte seitdem immer darauf zurückgekommen, daß eine Regierung nicht gut seyn könne, ohne zugleich stark zu seyn, und daß es für ein großes Volk kein größeres Unglück gebe, als Schwäche von Seiten der höchsten Macht. Vergeblich nennt man ihn einen Usurpator. Er hat nichts usurpirt, als was, so lange die Welt steht, immer usurpirt worden ist und werden wird.

Der 18te Brumäre war in der That ein äußerst wichtiger Tag für Frankreich, in sofern nämlich an demselben das Problem gelöst wurde, die Einheit der Gewalten (die Monarchie) mit dem Fundamentalgesetz der Gleichheit, so wie dieses in der ersten Constitution ausgesprochen war, zu vereinbaren. Gehörig analysirt, bestand das Eigenthümliche des französischen Staats von diesem Augenblicke an darin, daß von

der einen Seite das Fundamentalgesetz, vermöge welches alle Staatsbürger, ohne anderen Unterschied als den ihrer Tugenden und Geschicklichkeiten, zu Aemtern und Stellen zugelassen werden sollten, in seiner Kraft blieb; und daß von der andern Seite ein neues Fnndamentalgesetz gegeben wurde, wodurch man festsetzte: Es sollten fortan keine neuen Gesetze öffentlich erlassen werden, wofern der Entwurf dazu nicht von der Regierung vorgeschlagen, dem Tribunat mitgetheilt und von dem gesetzgebenden Körper dekretirt wäre. Auf diese Weise bildete die Regierung Ein Ganzes. Die beiden so eben genannten Fundamentalgesetze als bloße Punkte betrachtet, lag die ganze Revolution zwischen ihnen in der Mitte. Jetzt endlich war geschehen, was die erste Nationalversammlung hätte zu Stande bringen sollen, aber nicht zu Stande bringen konnte, weil Ludwig der Sechzehnte nicht innere Kraft genug besaß, den Chef des Feudalwesens in sich zu überwinden. Von einem Veto war nicht länger die Rede, und ausgefüllt war die Kluft, welche seitdem zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt befestigt gewesen war; ein Abgrund für das Heil der Franzosen. Wie leise auch die Vereinigung der beiden höchsten Gewalten in der Person des Staatschefs angekündigt war, so verstand sie sich schon dadurch von selbst, daß der erste Consul, zufolge dem ein und vierzigsten Artikel der neuen Constitution der einen und untheilbaren Republik, berechtigt war, die Gesetze zu promulgiren, die Mitglieder des Staatsraths, die Minister, die Abgesandten und andere auswärtige Oberagenten, die Mitglieder der Localadministrationen und die Regierungskommissärs bei den Tribunälen nach Wohlgefallen zu ernennen und zu entsetzen und gemeinschaftlich mit seinen beiden Collegen (dem zweiten und dem dritten Consul) für die auswärtige Vertheidigung des Staats und für die

Vertheilung der Land- und Seemacht zu sorgen. Was von polyarchischen Formen beibehalten wurde, war auf die Vorurtheile des Augenblicks berechnet, und die Beschränkung des zweiten und dritten Consuls auf die bloße Repräsentation der Macht war ein unumstößlicher Beweis nicht der wiederhergestellten Souveränität, denn, genau genommen, war diese in Frankreich nie vorhanden gewesen, sondern der ersten Einführung derselben.

Schon im Jahre 1800 ließ sich vorhersehen, daß das Prinzip der Einheit in Frankreich eine glänzende Entwickelung erhalten würde, wenn gleich die Wendungen nicht zu berechnen waren, welche diese Entwickelung, durch Bonaparte's Genie geleitet, nehmen konnte. Der Feldzug von 1800 befestigte die Fundamente, die er erschüttern sollte; es war, als ob Europa's Mächte nur den Versuch machen wollten, ob Bonaparte auch probehaltig sey. Alles, was unmittelbar auf diesen Feldzug im Inneren des Reichs erfolgte, bewies, daß man den Genius der neuen Schöpfung vernichten, oder sich die Realisirung seiner Ideen gefallen lassen mußte. Welche Versuche auch von Frankreichs Feinden gemacht werden mochten, die alte Polyarchie wiederherzustellen; sie mislangen durch wunderbare Fügungen, die sich nicht begreifen lassen. In dem Staatschef selbst flossen Gemüth und Geist mit jedem Tage immer mehr zusammen; und wenn er noch vor kurzem in dem Lichte eines Ehrgeizigen erschienen war, so zeigte sich von dem Augenblick an, wo er sich auf seinem erhabenen Standort befestigt hatte, daß alle Leidenschaft in ihm ausgestorben war; sein Verfahren wurde das einer Intelligenz, welche über unermeßliche Kräfte gebietet. Je mehr er seiner großen Bestimmung nachdachte, desto schneller entwickelten sich in ihm neue Ideale. Seine Schöpferkraft fand ihre Schran-

ken nur in dem spröden Stoff, worin sie sich offenbaren mußte. Die Franzosen wirklich zu beglücken, ging er auf ihre Eigenthümlichkeit ein; da aber diese Eigenthümlichkeit im Auslande minder bekannt war (oder auch verkannt wurde, weil man den Operationen des Genies mit geheimem Unwillen zusah) so fing man jetzt zuerst an, zweifelhaft zu werden, ob Bonaparte wirklich der große Mann sey, für welchen man ihn bis dahin gehalten hatte. Man vergaß den Solonischen Ausspruch, daß nicht die am meisten idealische, sondern die dem Culturgrad und dem ganzen gesellschaftlichen Zustande einer Nation entsprechendste Gesetzgebung die beste sey; und weil man sich mit Chimären gewiegt hatte, so wollte man Bonaparte'n zum Vollstrecker derselben machen. Da, wo er, den Geist der Revolution festhaltend, idealisch verfuhr, verstand man ihn nicht; und da, wo er, den Bedürfnissen des Augenblicks nachgebend, in die Wirklichkeit einging und sie zum Vortheil eines grossen Ganzen benutzte, verstand man ihn noch weniger. Am wenigstens verzieh man ihm den hohen Grad von Gewalt, welche er ausübte, wiewol es in die Augen sprang, daß eine neue Regierung sich nur auf diesem Wege geltend machen kann und daß man, um mit Erfolg zu bauen, Meister des Platzes seyn muß, auf welchem man sein Gebäude aufführt. Was bloß für den Augenblick berechnet war, hielt man für bleibende Maaßregel, und so geschah es, daß man dem umfassendsten Genius unserer Zeiten eine Liberalität absprach, welche zu seinem Wesen gehörte. Die Finanzen wurden geordnet, die Disciplin der Heere wiederhergestellt, die Tribunäle neu organisirt, der Cultus in eine Form gegossen, welche die Entwickelung sicherte, die Schulen eröfnet, der innere Verkehr durch Verbesserung der Landstraßen und Anlegung neuer Kanäle befördert, der auswärtige Handel aufgemun-

tert, kurz jeder Zweig der öffentlichen Verwaltung mit eben so viel Eifer als Erfolg bearbeitet; aber dies gab den Gemüthern keine andere, als die einmal angenommene, Richtung, und nachdem sich die Idee festgesetzt hatte, daß die Revolution rückgängig gemacht würde, betrachtete man Bonaparten als den Verderber derselben. So sehr übereilte man sich mit seinen Urtheilen, daß man gänzlich vergaß, daß die Revolution, als solche, nur zerstören konnte, und daß, wenn etwas Gutes aus ihr hervorgehen sollte, sie vor allen Dingen zum Stillstand gebracht werden mußte.

Um zu zeigen, daß das bisher Gesagte nicht von der Oberfläche geschöpft ist, und um zu beweisen, daß die französische Revolution keinen Zirkel beschrieben hat und noch weit weniger in neueren Zeiten verdorben worden ist, wird es nöthig seyn, mehrere Operationen der französischen Regierung genauer zu beleuchten, als von Schriftstellern geschehen ist, welche, selbst nichts weiter als Gemüth, immer nur auf die Gemüther ihrer Zeitgenossen einwirkten und die Urtheile derselben durch Gefühle zu leiten suchten. Ich mache den Anfang mit der Wiederherstellung des römischen Cultus in Frankreich.

Neuntes Kapitel.

Ueber die förmliche Wiederherstellung des römischen Cultus in Frankreich und über den eigentlichen Sinn des Concordats.

Kein Act der Consular-Regierung wirkte auf Deutschland so mächtig zurück, als die Wiederherstellung des römischen Cultus. Wurde die Abschließung des Concordats mit Pius dem Siebenten von den

Katholiken mit einem Freudentaumel vernommen, welcher ihrer Anhänglichkeit an ehrwürdigen und durch ein hohes Alterthum geheiligten Glaubenslehren entsprach; so fanden die Protestanten darin nichts Geringeres, als einen Versuch zur Verewigung des Betruges und Aberglaubens und den ersten Anfang eines wesentlichen Rückschreitens auf der Bahn der Aufklärung und Entwickelung. Mit Wahrheit kann man sagen, daß der Tag, an welchem das Concordat erschien (8te April 1802) die Sonnenwende der Verehrung war, in welcher Bonaparte bis dahin bei den Protestanten gestanden hatte.

Um diesen Act der französischen Regierung gehörig zu beurtheilen, muß man für einen Augenblick allem Katholizismus und Protestantismus entsagen, und, erhaben über jedes kirchliche Dogma, den einen wie den andern nicht nur in seinen Wirkungen kennen, sondern auch im Stande seyn, nach diesen Wirkungen zu bestimmen, in wiefern die Wiederherstellung des römischen Cultus in Frankreich nothwendig war, und dem ganzen Staate nützlich und gedeihlich werden muß. Ob der Verfasser einer solchen Entäußerung von der einen und einer solchen Beurtheilung von der anderen Seite fähig sey, darüber müssen die nachfolgenden Bemerkungen entscheiden.

Die erste Bemerkung, welche er zu machen hat, ist:

daß die Mehrzahl der Protestanten keinen deutlichen Begriff von dem Wesen des Protestantismus hat.

Unaufhörlich den Protestantismus mit dem protestantischen Lehrbegriff verwechselnd, finden sie jenen in diesem und diesen in jenem wieder, ohne nur eine Ahnung davon zu haben, daß der Protestantismus gegen seine eigenen Erzeugungen wüthet und gleich dem Saturn der Fabelwelt seine eigenen

Kinder verschlingt. Ja dem protestantischen Lehrbegriff kann die volle Kraft der Religion als metaphysisch-coercitive Macht enthalten seyn; aber der Protestantismus duldet nicht, daß er diese Kraft eine längere Zeit hindurch ausübe. Ueberhaupt genommen ist der Protestantismus da, wo es auf die Erhaltung des Positiven ankommt, der Feind der menschlichen Gesellschaft, in sofern er, seiner Natur nach, alles Positive zertrümmert, die eingeführte Ordnung der Dinge über den Haufen wirft und die Anarchie an ihre Stelle setzet. Man folgere aber hieraus nicht, daß der Verfasser den Protestantismus verdamme. Er hält ihn vielmehr für das Göttlichste im Menschen, in sofern er die Grundlage alles Idealen und eben dadurch die Grundlage aller Entwickelungen ist. Alles Positive hat die Tendenz, eine bleibende Form hervorzubringen; der Mensch soll aber keine bleibende Form annehmen und von einer Verwandlung zur andern übergehen, bis alle von der Hand der Natur in ihn niedergelegte Keime ausgewickelt sind. Und zu diesem Ende gab ihm die schaffende Kraft jene Unzufriedenheit mit seinen eigenen Schöpfungen, die, wie lange sie auch zurückgehalten werden mag, irgend einmal zum Vorschein tritt und an die Stelle des schlechteren Alten das bessere Neue setzet.

Die zweite Bemerkung des Verfassers ist folgende:

> daß die Mehrzahl der Protestanten — diejenigen gar nicht ausgenommen, welche den Protestantismus von dem protestantischen Lehrbegriff zu sondern fähig sind — das Wesen dieses Lehrbegriffs nicht deutlich erkennen.

Was sie ihre Wahrheit zu nennen gewohnt sind, ist nichts weiter, als das Resultat der Critik und zwar einer bei weitem noch nicht vollendeten Critik.

Mit einem Wort: der ganze protestantische Lehrbegriff ist das Werk des Antagonismus, durch welchen man die Freiheit der Meinung retten will. Es giebt eine protestantische Kirche, weil es eine katholische giebt; aber ohne die letztere würde die erstere unmöglich seyn. Worin besteht das Wesen des Protestanten? Darin, daß er die höchste Autorität des Katholiken, als eine Quelle des Aberglaubens und Betruges, verwirft. Aber wie steht es um seine eigene höchste Autorität? Ist sie, von allen Schlacken gereinigt, durchaus lauter und zuverlässig? Was ist seit der Reformation durch den fortdauernden Protestantismus aus dem protestantischen Lehrbegriff geworden? Hat nicht die größere Einsicht der Enkel die der Väter zu Schanden gemacht? Ist die höchste Autorität des Protestanten nicht in den letzten funfzig Jahren so tief gesunken, daß man billig an ihrer Rettung verzweifeln muß? Aber auch hier tadelt der Verfasser nicht; er behauptet bloß, daß ein protestantischer Lehrbegriff sich in keiner Form erhalten kann, so lange religiöse Ideen ihm zum Grunde liegen. Vorausgesetzt, daß der Protestantismus nichts weiter ist, als das allgemeinste Entwickelungsmittel in den Händen der Natur, kommen wir durch ihn zuletzt doch auf einen Punkt, wo wir ruhen können; und schwerlich werden wir etwas verloren haben, wenn Moralität an die Stelle der Religiosität getreten ist.

Die dritte Bemerkung des Verfassers ist:

daß, streng genommen, die protestantische Kirche einen Widerspruch enthält, der durch nichts aufzuheben ist.

Soll einmal eine Kirche statt finden, so muß sie durchaus konsequent seyn, d. h. sie muß durch ein vollkommen abgerundetes System, in welchem sich Alles gegenseitig hält und stützt, eine so bestimmte

Herrschaft über die Geister ausüben, daß der Glaube an die Wahrheit ihrer Aussprüche sich von selbst einstellt und das Gemüth in den Fesseln eines scheinbar-freiwilligen Gehorsams bleibt. Diese Forderung aber erfüllt die protestantische Kirche nicht. Gerade weil sie eine protestantische ist, will sie, ohne eigentlich herrschen zu wollen, nur nicht beherrscht seyn; und indem sie auf alle coercitive Macht Verzicht thut und auf Einwendungen und Berichtigungen eingeht, zerstört sie sich selbst als Kirche und setzt sich in die Verlegenheit, den Impuls zu empfangen, welchen sie geben sollte.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen über Protestantismus, protestantischen Lehrbegriff und protestantische Kirche wird es dem Leser nicht schwer werden, sich einen deutlichen Begriff von dem Katholizismus zu machen.

Abstrahirt man von allem, was Protestanten, als solche, in dem Katholizismus erblicken; so war er, von dem ersten Augenblick seiner wirklichen Existenz an, der Inbegriff aller derjenigen Mittel, deren sich die Regierungen des Mittelalters bedienten, die Regierten zu ihren Zwecken zu leiten; er war mit einem Wort, die coercitive Macht der Theokratie im Gegensatz von Kosmokratie, nach den oben angegebenen Begriffen.

Ueber die Entstehung der christlichen Kirche ist das Nöthige gesagt worden; und erinnert man sich desselben, so wird man leicht einsehen, warum in der bloßen Religiosität kein Gehorsam eingeschlossen ist. Die Anlage dazu ist in jedem Menschen vorhanden, in sofern er der Furcht fähig ist; soll aber diese Anlage sozialen Zwecken gemäß benutzt werden, so ist vor allen Dingen nothwendig, daß man der Religiosität eine gewisse Form gebe, um sie in derselben zu handhaben. Das katholische Lehrgebäude ist weiter

nichts

nichts, als eine Sammlung solcher Formen, durch ihre Stellung in ein System gebracht. Viele Jahrhunderte hindurch hatten diese Formen die Wirkung hervorgebracht, daß sie die Menschheit in Europa an einander zogen und das, was man gegenwärtig Humanität nennt, in der Gestalt der Christianität erzielten. Ehrwürdig durch ihren Ursprung, hafteten sie nur um so tiefer in den Köpfen, und das Dunkel, worin sie gehüllt waren, verführte zu dem Glauben, daß sie ihr Daseyn einer übermenschlichen Schöpfungskraft verdankten. So gingen sie vom Vater auf den Sohn über, und derjenige, dem sie einmal beiwohnten, fand in ihnen so sehr seine Rechnung, daß er sie nicht zerstören konnte, ohne an sich selbst zu freveln. Dies dauerte fort, bis im sechzehnten Jahrhundert der Untersuchungsgeist auch die religiösen Formen in Anspruch nahm und für einen großen Theil der Bewohner Europas zertrümmerte. Sie blieben nur in denjenigen zurück, welche diesen Untersuchungsgeist nicht theilten, es sey nun, weil sie keine äußeren Veranlassungen dazu hatten, oder weil die Allmacht der Gewohnheit auch diese besiegte.

Ist also von der förmlichen Wiederherstellung des römischen Cultus in Frankreich die Rede, so muß man vor allen Dingen nicht aus der Acht lassen, daß die Revolution die religiösen Typen in den Gemüthern der Franzosen bei weitem weniger zerstört, als durch das Elend, welches alle Umwälzungen mit sich führen, befestigt hatte. Vergebens wurde für die Mehrzahl der Bewohner Frankreichs die Gewissensfreiheit proclamirt; sie war ein Geschenk, von welcher diese Mehrzahl keinen Gebrauch machen konnte, weil nichts in ihr vorhanden war, wodurch sie aus dem gewohnten Kreise ihrer Ideen und Gefühle herausgetrieben worden wäre. Sie sehnte sich vielmehr nach dem alten Glanz der Kirche zurück, weil sie nur in ihm

ihre inneren Bedürfnisse befriedigen konnte; und wollte die Regierung sich diesem Zuge nicht gewaltsam widersetzen, so blieb ihr nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Angenommen, die Regierung hätte auf das religiöse Bedürfniß der Mehrzahl der Franzosen keine Rücksicht nehmen wollen, wie würde sie sich alsdann haben verhalten müssen?

Erstlich konnte sie den Cultus in dem Wuste lassen, worein die Revolution ihn geworfen hatte.

Dann aber mußte sie sich auch die Folgen dieser Unordnung gefallen lassen; die Kämpfe der beeidigten und unbeeidigten Priester mit einander, und die Tendenz aller Priester, den Gemüthern eine der höchsten Autorität ungünstige Richtung zu geben. Man sieht leicht ein, daß auf diesem Wege die Revolution gar nicht zu beendigen war und daß eine Greuelscene nur durch die andere verdrängt werden konnte.

Zweitens konnte sie den alten Cultus durch einen neuen ersetzen.

Aber ein solches Unternehmen ist nicht so leicht, als man glaubt, wenn man von den durch das Alterthum geheiligten Formen keinen Begriff hat. Waren nicht alle Versuche, die man zu diesem Endzweck gemacht hatte, fehlgeschlagen? Hatte die moralische Feier der Dekadentage auch nur den allermindesten Eingang in die Gemüther gefunden? Und von wem hätte der neue Cultus ausgehen sollen? Etwa von Bonaparte? Man darf nur sein Bild betrachten, um sich zu überzeugen, daß er auch nicht die mindeste Anlage zu einem Sektenstifter hat; denn diese Anlage verträgt sich nicht mit einer Klarheit des Geistes, welche die Dinge in ihrem Wesen ergründet. Gesetzt aber auch, Bonaparte hätte diese Klarheit des

Geistes nicht; so ist jeder neue Cultus einer Kritik unterworfen, die ihn gewöhnlich bei seiner ersten Erscheinung vernichtet; und in sofern Religiosität die Tendenz desselben ist, muß man nicht aus der Acht lassen, daß wir in Zeiten leben, wo der Verstand so sehr den Ausschlag über die Phantasie gegeben hat, daß höchstens die Ehrwürdigkeit des Alterthums verschont bleibt.

Drittens konnte sie den protestantischen Lehrbegriff nur an die Stelle des römisch-katholischen setzen.

Aber von allen Maaßregeln, welche die Regierung nehmen konnte, würde dies nach allen weiter oben über den Protestantismus gemachten Bemerkungen die allerunverständigste gewesen seyn. Wahr ist, daß es mehrere Königreiche giebt, in welchen die sogenannte protestantische Kirche die herrschende ist; aber man muß in Beziehung auf diese Königreiche nicht vergessen, daß sie, wo nicht vollendete, doch der Vollendung nahe Kosmokratien sind, und daß die religiösen Bedürfnisse in ihnen die allerschwächsten sind.

Viertens brauchte die Regierung ja nur die Kirchen in öffentliche Anstalten zur Verkündigung einer gesunden Moral verwandeln, um dem ganzen Europa ein glänzendes Beispiel von ihrem Interesse für allgemeine Aufklärung zu geben.

Aber was ist die Moral? Versteht man darunter jene Wissenschaft, welche von philosophischen Lehrstühlen verkündigt wird, so kann nichts abgeschmackter seyn, als die Mittheilung derselben von den Kanzeln. Ist die Moral die Wissenschaft der gesellschaftlichen Verhältnisse, so muß man gestehen, daß sie in dieser Form gar noch nicht vorhanden ist. Allerdings würde ein gründlicher Unterricht — vorausgesetzt, daß er zugleich anziehend genug gemacht werden könnte —

die glückliche Folge haben, daß man die Gesellschaft um ihrer selbst willen respectiren lernte und in den allmähligen Besitz einer von allem Aberglauben gereinigten Moralität gelangte; allein wo die Lehrer einer solchen Moral auf der Stelle finden? Eine reine Moralität ist etwas, das nur die Zeit herbeiführen kann. Wollte irgend eine Regierung sich mit diesem Geschäft beladen, so würde sie eben so tyrannisch werden, als diejenige zu seyn pflegt, welche hinter der Entwickelung zurückgeblieben ist, welche die Zeit gegeben hat.

Man muß nie vergessen, daß die Welt in allen ihren Partien nur eine Welt der Verhältnisse, nicht der Ideen ist; als letztere erscheint sie nur in Büchern.

Im Grunde waren es nur zwei Betrachtungen, welche von einer förmlichen Wiederherstellung des römischen Cultus zurückhalten konnten. Die eine war von dem Chef derselben, die andere von dem Zusammenhang der römischen Kirche mit dem Feudalwesen hergenommen; und beide waren gleich wichtig.

Die Existenz eines Chefs des römischen Cultus gab von jeher den Bewohnern aller derjenigen Länder, in welchen dieser Cultus heimisch war, eine doppelte Richtung, von welchen sich die eine auf ihn als den Repräsentanten der Theokratie, die andere hingegen auf den Repräsentanten der Kosmokratie bezog. Die Folgen dieses getheilten Interesses waren mannichfaltig, löseten sich aber immer dahin auf, daß sie die Landessouveränität vernichteten, und den Staatschef zwangen, dem Zuge der Regierten in eben dem Augenblick zu folgen, wo es ihm am meisten darauf ankam, jenen den Antrieb zu geben. Namenloses Unglück entstand hieraus; und viele Jahrhunderte verstrichen, ehe man es dahin bringen

konnte, daß der Chef der Kirche in seiner Anmaßung nicht allzu weit ging.

In Hinsicht des Zusammenhanges der Kirche mit dem Feudalwesen mußte vorausgesetzt werden, daß jene, wiederhergestellt, alles aufbieten würde, um dieses aus seiner Vernichtung zu einem neuen Leben aufzurufen, theils vermöge der bloßen Macht der Gewohnheit, theils zur Wiederherstellung ihres alten Glanzes. Die Directorialregierung hatte dies Bestreben der französischen Geistlichkeit in seiner ganzen Stärke empfunden; und gab es kein Mittel, den Zusammenhang der Kirche mit dem Feudalwesen zu zerreißen, so ließ sich vorhersehen, daß die Regierung auf lange Zeit von ihr würde beunruhigt werden.

Um nun, unbeschadet der Einheit der Regierung auf der einen und der bürgerlichen Gleichheit auf der andern Seite, den römischen Cultus wiederherstellen zu können, wurde das Concordat entworfen.

Nicht genug, daß die französische Regierung die Wiederherstellung der päbstlichen Würde zu Stande gebracht und dadurch ihre Ueberlegenheit als weltliche Macht hinlänglich beurkundet hatte, zwang sie jetzt den Chef des römischen Cultus, dem französischen Staatschef in der Person seines Legaten zu schwören. Hierdurch wurde die Einheit der Macht oder die Souveränität gerettet; denn indem der Pabst es war, der die Huldigung darbrachte, erklärte er, daß er erbötig sey, keinen anderen Impuls zu geben, als welchen die französische Regierung gut heißen würde. Mit dieser förmlichen Entsagung hing folgendes unzertrennlich zusammen: erstlich, daß der französische Staatschef die Bischöfe und Examinatoren ernannte; zweitens, daß die von den Bischöfen ernannten Priester für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe verantwortlich gemacht wurden; drittens,

daß die Mönche (diese Miliz des Pabstes), die barmherzigen Brüder allein ausgenommen, für immer in Beziehung auf Frankreich abgeschafft blieben; viertens, daß den Priestern die Ehe nicht unbedingt versagt wurde.

Wurde die Trennung der Kirche von dem Feudalwesen durch alle diese Maaßregeln vorbereitet, so wurde sie durch folgende vollständig bewirkt: erstlich blieben die Güter der Geistlichkeit, deren Werth sich vor der Revolution auf mehr als drei Milliarden belief, der Nation verfallen; zweitens, indem diese für eine so große Wohlthat die Kosten des Gottesdienstes bestritt, wurde die Geistlichkeit auf ein baares Einkommen zurückgebracht, welches, aus den Staatskassen bezahlt, ihr keine andere Macht gestattete, als die geistliche, wodurch sie in keinem Widerspruch mit der Regierung stand; drittens, behielt sich die Regierung nicht nur vor, ihre Hand über den frommen Stiftungen zu halten, welche von dem Augenblick an, wo die Geistlichkeit von jedem Besitz in Grund und Boden ausgeschlossen war, nur in Renten gemacht werden konnten, die auf den Staat ausgestellt waren; sondern sie reklamirte auch das Recht, die religiösen Gebräuche in so weit zu bestimmen, als sie es für nöthig finden würde. Alle diese Maaßregeln vernichteten den Zusammenhang der Kirche mit dem Feudalwesen. Da aber die Natur des römischen Cultus eine Hierarchie nothwendig macht, in sofern nämlich alle durch ihn ausgeübte Gewalt auf menschlicher Autorität beruht und diese nur dadurch hervorgebracht werden kann, daß es eine Stufenleiter untergeordneter Autoritäten giebt, welche allmählig zu dem Statthalter Christi hinführt; so sorgte die französische Regierung dafür, daß die mit den verschiedenen geistlichen Würden verbundenen Vortheile, dem Grade von Autorität entsprachen, der

von ihnen ausgehen mußte; und wenn sie hierdurch für ihre Unumschränktheit das Meiste gewann, so sicherte Bonaparte diese noch durch die Aufnahme der ausgezeichnetsten Mitglieder der Geistlichkeit in die Ehrenlegion, wo sie, gleich den übrigen Mitgliedern derselben, dem Feudalwesen ewige Feindschaft schwören mußte.

Durch das Concordat wurden also alle die Bedenklichkeiten gehoben, welche die französische Regierung von einer förmlichen Wiederherstellung des römischen Cultus abhalten konnten; sie gewann dadurch an Centralität und durch diese an Freiheit in ihrem Wirken.

Um aber zugleich der Kraft zu begegnen, welche dieser Cultus, als Ausfluß der Theokratie dadurch ausübt, daß er den Köpfen gewisse Formen aufdringt, welche die freie Entwickelung verhindern, mußten noch andere Maaßregeln genommen werden; und ein unbefangener Blick auf das ganze Verfahren der Regierung bei und nach der Bekanntmachung des Concordats läßt schwerlich irgend einen Zweifel an der Liberalität derselben übrig.

Als der gegenwärtige Minister der Gottesdienste, Staatsrath Portalis, dem Publikum von ganz Europa die Ideen und Grundsätze entwickelte, welche die Regierung bei Entwerfung und Abfassung des Concordats geleitet hätten, da sagte er unter anderen: „Der Katholizismus ist in Frankreich zwar dermalen die Religion der Mehrheit der Mitglieder der Regierung, aber er ist nicht die der Regierung selbst.“ Der natürlichste Sinn dieser merkwürdigen Worte ist unstreitig kein anderer, als folgender: Da die Regierung die Intelligenz der ganzen Nation bildet, so giebt es für sie keine besondere Religion; anstatt von der Religion beherrscht zu werden, gebietet sie über dieselbe, und ob sie gleich dem Bedürfniß der großen Menge nachgiebt, so folgt daraus noch nicht, daß sie

dasselbe theilt. Und in diesem Sinne hat die französische Regierung bisher unverbrüchlich gehandelt.

Nicht zufrieden damit, die Anzahl der Feiertage vermindert und dadurch die Gewalt der Theokratie wesentlich geschwächt zu haben, hat sie der freieren Entwickelung vorzüglich dadurch die Schranken geöffnet, daß sie den protestantischen Cultus mit völlig gleichen Rechten in ihren Schutz genommen und der Industrie neue Bahnen gebrochen hat, welche, im Verlauf der Zeit, das schwankende Gebäude des Aberglaubens, so wie es gegenwärtig dasteht, von Grund aus zerstören müssen. Dies erfordert eine weitere Erörterung.

Frankreich hat in dem gegenwärtigen Augenblick wenigstens drei Millionen Protestanten, welche, indem sie den Katholiken gegenüber stehen, diesen, selbst wenn sie sich nicht den mindesten Angriff auf den Katholizismus erlauben, unaufhörlich zuflüstern, daß man ein achtungswerther Staatsbürger seyn kann, ohne gerade ein Katholik zu seyn, und daß man es nur in dem Grade ist, in welchem man die Gesellschaft, deren Mitglied man ist und bleibt, um ihrer selbst willen respectirt. Hierzu kommt noch, daß alle diese Protestanten, als einer höheren inneren Freiheit genießend, unausgesetzt die allmählige Entwickelung befördern, wäre es auch nur durch die Opposition, worin sie stehen. Wo so etwas statt findet, da ist an keinen Stillstand, noch weniger aber an Rückschritte auf der Bahn der Aufklärung zu denken.

Was die Industrie betrifft, so verstehe ich darunter jede Art von Thätigkeit zum Besten der Gesellschaft, die höhere Geistesthätigkeit, wodurch die Gränzen des menschlichen Wissens erweitert werden, gar nicht ausgenommen. Wie sehr das Wissen dem Meinen und Glauben entgegengesetzt ist, bedarf hier keiner Auseinandersetzung. Sey man aber dem als-

mähligen Verfalle der Theokratie in dem verflossenen Jahrhundert nach, so kann man nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß nichts so viel zu demselben beigetragen hat, als die Liebe und der Eifer, womit man in diesem Zeitraum die physischen Wissenschaften umfaßte. In der That, je mehr man in dem Studium der Natur zu bleibenden Resultaten gelangte, desto größer wurde die Unabhängigkeit des Menschen von seiner ganzen Umgebung, und damit stand die Ablegung des Aberglaubens und jeder Art von Vorurtheilen in der allerengsten Verbindung. Und sieht man nun, mit welcher Sorgfalt die französische Regierung das Studium der physischen Wissenschaften befördert und begünstiget, so kann man, vorausgesetzt, daß man ihr nicht etwas aufdringen will, was nicht in ihr ist, schwerlich leugnen, daß sie es keineswegs darauf anlegt, Aberglauben und Irrthümer zu verewigen, um sich ihr ganzes Geschäft dadurch auf eine sehr zweideutige Weise zu erleichtern. Nur eine einzige Wissenschaft fehlt Frankreich. Es ist die Bibelkritik. Was durch dieselbe für die höhere moralische Entwickelung in protestantischen Staaten geleistet worden ist, muß Frankreich fürs Erste noch fremd bleiben; indessen entsteht die Frage, ob sich dasselbe nicht auf einem anderen Wege erreichen läßt, von welchem Protestanten keinen Begriff haben?

Da man gewohnt ist, Erscheinungen, wie das französische Concordat, als Resultate des Ehrgeizes zu nehmen, und alles, was von Seiten der Regierung zur Aufrechthaltung derselben geschieht, in dem Lichte der Herrschsucht zu betrachten, so werden diese Bemerkungen wenigstens dem einen und dem andern Leser zu einer liberalerern Ansicht der Sache leiten. Wahrlich, das Concordat sollte nur moralisch wirken; es sollte nämlich die inneren Verhältnisse theils ordnen, theils berichtigen, und durch beides den An-

tagonismus besänftigen, in welchem die Regierung mit den Regierten stand. Wenn Frankreich durch dasselbe auch für seine äußeren Verhältnisse gewann, so war dies eben so sehr die Sache des Zufalls als der Klugheit. Daß es dadurch gewonnen habe — sehr gewonnen habe — ist nicht zu leugnen; und es kommt nur darauf an, die politische Nützlichkeit des Concordats aufzusuchen, um sie sogleich zu finden.

Wirft man nämlich einen Blick auf Frankreichs Gränzen, so stößt man allenthalben auf katholische Länder. Angenommen, die französische Regierung hätte den römischen Cultus nicht wiederhergestellt, würden alsdann zwischen Frankreich und Italien solche Verhältnisse möglich gewesen seyn, als wir gegenwärtig antreffen? Sollte Italien das Bollwerk Frankreichs und Bonaparte Erster Präsident der italienischen Republik (oder König der Lombardei)) werden, so war vor allen Dingen nothwendig, daß der römische Cultus wieder zu Ehren gebracht wurde; denn da das verstümmelte, zerrissene und arme Italien schwerlich eine andere coercitive Macht verträgt, als die der Religion und namentlich des Katholicismus, so war auch kein anderes Band zwischen der italienischen Republik und dem französischen Staate möglich, als dieses. Von Deutschland und der Schweiz soll hier gar nicht die Rede seyn; allein wie viel Gewalt erhielt Frankreich durch die förmliche Wiederherstellung des römischen Cultus über England. Es ist schwerlich einem Zweifel unterworfen, daß die Bekanntschaft mit dem Inhalte des Concordats die Abschließung des Tractats von Amiens beschleunigt habe; und hätte die besondere Beschaffenheit des großbritannischen Königreichs einen langen Frieden gestattet, so würde das Concordat die Ehre davon gehabt haben. Denn von dem Augenblick an, wo das Con-

cordat zu Stande gebracht war und ein päbstlicher Legat seine Anwesenheit in Frankreich durch ein Indult beurkundet hatte, welches den Franzosen einen vollständigen Ablaß für alles Vergangene in der Gestalt eines dreißigtägigen Jubileums bewilligte, betrachteten die unterdrückten Bewohner Irlands diese Franzosen als ihre Brüder, und Frankreich erhielt dadurch einen weit höheren Grad von Furchtbarkeit für England, als durch alle seine anderweitigen Operationen.

So viel von der Wiederherstellung des römischen Cultus durch das Concordat; und will man nicht ungerecht seyn, so muß man das Wohlgefallen billigen, womit Bonaparte auf diese seine Schöpfung hinblickt; ihn in derselben tadeln, würde den höchsten Grad der Anmaßung beurkunden, die immer nur der Unverstand selbst ist.

Zehntes Kapitel.

Ueber die Ehrenlegion und die derselben zum Grunde liegenden Ideen.

Keine von der gegenwärtigen französischen Regierung ausgegangene Institution ist den Ausländern unbegreiflicher, als die der Ehrenlegion. Noch immer fragt man nach dem eigentlichen Zweck derselben; noch immer betrachtet man sie als eine Schöpfung des bloßen Ehrgeizes; noch immer weiß man nicht, ob man sie loben oder tadeln, für ehrbar nehmen oder travestiren soll. In Frankreich selbst fand keine Idee der Consular-Regierung so allgemeinen Widerspruch, als diese. Kaum konnte man sich des Unwillens gegen diejenigen enthalten, welche ihr

unbedingten Beifall gaben. Die sogenannten Republikaner vereinigten sich mit den sogenannten Royalisten und gemäßigten Monarchisten, sobald es darauf ankam, diese Institution zu verdammen. Vergeblich sagte der Staatsrath Röderer, als Sprecher der Regierung: „Diese Maaßregel stütze alle republikanischen Gesetze und diene zur Befestigung der Revolution; sie tilge die Adelsauszeichnungen, welche den geerbten Ruhm über den erworbenen und die Abkömmlinge großer Männer über die großen Männer setzten; sie stärke die Triebfeder der Ehre, welche bei der französischen Nation so mächtig sey; sie sey zugleich eine moralische, eine politische und eine militärische Anstalt; sie stifte eine Münze von weit größerem Gehalt, als die aus der Schatzkammer kommende sey; eine Münze, deren Gepräge unveränderlich, deren Quelle unerschöpflich sey, weil sie auf der französischen Ehre beruhe.“ Alle diese Lobpreisungen erschienen, selbst einem großen Theil der Mitglieder der gesetzgebenden Behörden, als leerer Bombast, und die Einwendungen, welche eben diese Mitglieder in der Folge gegen die Ehrenlegion vorbrachten, bewiesen nur allzu sehr, wie entgegen ihnen Bonaparte's Idee war. Vielleicht hat man sich dieser Idee mehr gefügt, als sie begriffen; denn was könnte uns abhalten, anzunehmen, daß selbst unter den Mitgliedern der französischen Regierung mehrere sind, welche das Eigenthümliche der französischen Verfassung durchaus nicht ergründet haben?

Irre ich nicht, so ist die Ehrenlegion ein Institut, das nur da angetroffen werden kann, wo die Gleichheit neben der Souveränität statt findet und beide für und durcheinander vorhanden sind.

Die Entstehung dieses Instituts war in Frankreich die natürlichste von der Welt.

Die Kraft des Reichthums hatte den Erb-

adel verdrängt. Beide standen von dem Augenblick an, wo die Consular-Regierung, im Gefühl ihrer Stärke, ein Amnestie-Dekret bekannt gemacht hatte, wiederum wie zwei feindselige Mächte einander gegenüber. Von den zurückgekehrten Augewanderten ließ sich nicht annehmen, daß sie den Bedingungen, unter welchen sie zurückberufen waren, getreu bleiben würden; sie hätten zugleich dem Andenken an ihre ehemaligen Vorzüge und ihrem ganzen Wesen entsagen müssen, um so fügsam zu seyn, als die Regierung es verlangte. Von der andern Seite standen die homines novi in einer Insolenz da, welche der schnellerworbene Reichthum auf allen Punkten der Erde mit sich führt. Zwischen beiden Parteien mußte es über kurz oder lang zum Angriff kommen. Erschienen die Ausgewanderten denen, die sich durch sie bereichert hatten, als Memmen, die sich nicht getraut hätten, eine heftige Krisis zu bestehen; so erschienen diese jenen als Räuber, welche die Revolution aus den eigennützigsten Absichten herbeigeführt hätten. Die Regierung stand zwischen beiden in der Mitte; und diese Regierung hatte sich anheischig gemacht, die Verkäufe der Nationalgüter aus allen Kräften zu beschützen. Auf die Ansprüche der Ausgewanderten konnte sie nicht eingehen, ohne die Revolution rückgängig zu machen und sich selbst zu stürzen; den Anmaßungen der Begüterten mußte sie in den Weg treten, wofern nicht alles Idealische aus den gesellschaftlichen Verhältnissen verschwinden und einer geist- und herzlosen Crapule Platz machen sollte. Wie nun aber den Ausweg finden, auf welchem man weder den einen noch den andern allzu viel nachgab? Bei der Auflösung dieses Problems entwickelte sich das Bild der Ehrenlegion; das schönste, das jemals die Phantasie in dem Gebiete der socialen Technik geboren hat.

Es ist nämlich, wenn von der Ehrenlegion die Rede ist, weder an einen eigentlichen Orden, noch an eine Zunft, noch an irgend etwas Aehnliches zu denken; sie ist, ihrem Wesen nach, eine moralische Institution zur Aufrechthaltung der Gleichheit und Sicherung der Herrschaft der Tugend. Ich werde dies in einem der folgenden Abschnitte ausführlicher entwickeln. Gegenwärtig bemerk' ich nur, daß von der Kraft des Reichthums die Wiederkehr der Erblichkeit unendlich mehr zu befürchten war, als von dem geheimen Unwillen der in ihren Vorrechten gekränkten Adelichen. Wollte man also zu einer Zeit, wo der Reichthum auf den Trümmern der Privilegien glänzte und mit einem eisernen Patriciat bedrohete, die Gleichheit retten, so war nichts nothwendiger, als die Errichtung einer Institution, worin er ein unbesiegliches Gegengewicht erhielt, ja gewissermaßen seine ganze Kraft verlor. Der ehemalige Erbadel erblickte seinerseits in eben dieser Institution sein zeitliches und ewiges Verderben. Man erinnere sich dessen, was in einem der letzten Abschnitte des ersten Buchs über den Unterschied des Natur- und des Erbadels gesagt worden ist. Ohne Aristokratie konnte der Staat nicht bleiben, wenn er nicht vor der Zeit zu Grunde gehen sollte; aber die erbliche Aristokratie konnte ihm nicht zurückgegeben werden, ohne ihn neuen Convulsionen auszusetzen. Was blieb unter diesen Umständen anderes übrig, als eine neue Aristokratie zu heiligen, welche vor der alten den Vorzug hätte, sich nicht selbst in der Erblichkeit zu zerstören, und dieser neuen Aristokratie in der Ehrenlegion die Form ihres Daseyns anzuweisen?

Das Grundgesetz für diese Vereinigung konnte kein anderes seyn, als: „daß sich die mit ihr verbundenen Vortheile nicht über die Lebensdauer des in sie aufgenommenen Individuums hinaus erstrecken

sollten;" denn ging man über diese Gränze hinaus, so hatte man die erbliche Aristokratie. Vortheile mußten mit der Aufnahme in die Ehrenlegion verbunden seyn, weil sie dadurch allein wünschenswerth werden konnte; allein es kam darauf an, diese Vortheile so einzurichten, daß sie etwas Untergeordnetes blieben und nicht das Geistige im Leiblichen vernichteten. Zu diesem Ende wurde die sehr mäßige Summe von 200,000 Franken ausgeworfen. Da die Ehrenlegion für jeden Stand vorhanden seyn mußte, wenn Aufrechthaltung der Gleichheit ihre Hauptbestimmung war, so konnte die eben genannte Summe immerhin sehr ungleich vertheilt werden, ohne dem Endzweck des Instituts zu schaden; denn, obgleich die Tugend in jedem Stande dieselbe ist, so ist doch nicht das Bedürfniß in jedem Stande dasselbe. Das Herrliche — beinah möcht' ich sagen: das Göttliche des Instituts bestand aber darin, daß es ein Vereinigungspunkt für jede Art des Verdienstes war und daß der Staatschef, in sofern er an der Spitze der Ehrenlegion stand, den Mittelpunkt für die Virtuosität der ganzen Nation bildete. Da war von nun an auch keine wohlthätige Kraft, die nicht zu ihm hinstrebte; jede ihrer Wirkungen gehörte ihm, und der Charakter der Wohlthätigkeit war das sicherste Empfehlungsschreiben für eine günstige Aufnahme.

Die Ehrenlegion ist in jedem Betracht die Frucht eines langen Nachdenkens und das Resultat scharf abgesonderter Begriffe. Ihr ganzes Wesen beruht auf dem Unterschied der Auszeichnungen und Privilegien. Da jene immer rechtmäßig sind, in sofern Virtuosität ihre Quelle ist, diese hingegen nur durch die Gewalt existiren; so konnte der Grundcharakter der Ehrenlegion durchaus kein anderer seyn, als Rechtmäßigkeit. In Beziehung auf den gan-

zen französischen Staat bildete sie allerdings eine Aristokratie; aber diese Aristokratie war und blieb ohne alle Aeußerungen der Gewalt, bis zu dem Augenblick, wo sie sich in ihrer Existenz bedroht sah, und selbst in diesem Augenblick wirkte sie nicht als Körper, sondern nur als Organ des ganzen Staats. In Beziehung auf sich selbst war sie eine Demokratie. Von welcher Art auch das Verdienst des Legionärs seyn mochte, war er einmal in die Legion aufgenommen, so war er allen übrigen Mitgliedern derselben gleich. Ob er diese Mitglieder kannte, oder nicht, war die gleichgültigste Sache von der Welt; genug daß er beim Anblick des Symbols nicht umhin konnte, in demjenigen, der es führte, eine gleiche Bestimmung zu erkennen und auf irgend eine Virtuosität zurückzuschließen, die ihn in den Besitz dieses Symbols geführt hatte.

Wie eine ätherische Gestalt steht die Ehrenlegion überall im Hintergrunde des französischen Staats. Spricht man sie an, um sich mit ihrem Wesen bekannt zu machen, so erwiedert sie mit stolzer Bescheidenheit: „Ich bin die Tochter des Verdienstes und der Ehre. Meine Eltern bilden die vollkommenste Ehe, welche sich denken läßt. Groß ist die Anzahl ihrer Erzeugten; allein sie lebt zerstreut und ihre edle Abkunft wird nur allzu häufig verkannt. Ein großer Mann hatte den Gedanken, eine Vereinigung zu Stande zu bringen, wodurch mehrere meiner Geschwister der Dunkelheit entzogen würden, worin sie bisher geschmachtet hatten, aber neben dieser Vereinigung die örtliche Trennung bestehen zu lassen, weil hierauf unsere Wohlthätigkeit beruhte. Zu diesem Endzweck stellte er uns unter den Schutz der Macht, die wir, um frei zu bleiben, nicht selbst ausüben dürfen, deren wir aber nicht entbehren können, wenn wir unsere Eigenthümlichkeit retten wollen. Uns wieder zu erkennen

kennen, und uns zugleich durch den Glauben an uns selbst zu stärken, schenkte er uns dies Symbol, das du hier auf meiner linken Brust erblickst und dessen Schicklichkeit dir einleuchten muß, sobald du an unsere Abkunft zurückdenkst. Die Bestimmung, welche er uns gab, war die größte, die dem Menschen gegeben werden kann. Der Egoismus war nie in uns, weil er mit unserem ganzen Wesen in Widerspruch stand; aber er wurde uns durch tausend Misverhältnisse aufgedrungen, denen wir um so weniger widerstehen konnten, je mehr wir vereinzelt waren. Um die Reinheit unserer Natur zu sichern, befreite uns unser Beschützer einmal für allemal von allem, was dieselbe beflecken konnte. Ueberzeugt, daß nur das Größte für uns groß ist, ließ er uns schwören, daß wir uns dem Dienste der Republik, der Erhaltung ihres Gebiets in seiner Unversehrtheit, der Vertheidigung ihrer Regierung, ihrer Gesetze und alles durch diese geheiligten Eigenthums widmen, und durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Gesetze gutheißen, jedes Unternehmen, das auf Wiederherstellung des Feudalwesens, auf das Wiederaufkommen der dazu gehörigen Titel und Qualitäten und auf Vernichtung des Concordats und der durch diesen Akt der Weisheit geschenkten Gewissensfreiheit abzwecken möchte, standhaft bekämpfen, kurz, aus aller Macht, zur Behauptung der Gleichheit und Freiheit mitwirken wollten. Er selbst schwur: die Institution der Ehrenlegion zu handhaben. Von diesem Augenblick an, waren wir für einander da. Uns auszustatten, gab unser Beschützer uns ein Eigenthum; aber dies Eigenthum war weder persönlich noch erblich, sondern gehörte der Legion im Ganzen. Anderweitige Rechte erhielten wir nicht, weil sie uns nicht gegeben werden konnten, ohne unserer erhabenen Bestimmung zu schaden. Wir bilden unstreitig ein Ganzes; aber nur

für den Glanz der Belohnungen, nicht durch Ansprüche auf Grade und Beförderungen weder im Miltär- noch im Civilstande, die wir zwar als Staatsbürger, aber nicht als Mitglieder der Ehrenlegion haben. Unser ganzes Wesen ist vernichtet, sobald wir aus der uns von unserem Beschützer angewiesenen Bahn treten; allein wie könnten wir dies, da uns diese Bahn so bestimmt vorgezeichnet ist? Höre nicht auf das, was der große Haufen von uns spricht; er kann uns nicht begreifen, und eben deswegen auch nicht über uns urtheilen. Es mag ihm auffallen, daß Personen zu uns gehören, welchen in Beziehung auf Manier und Form nur allzu viel abgeht; allein so lange Wesen und Form etwas Verschiedenes sind, wird die Ehrenlegion durch solche Mitglieder niemals leiden; denn Virtuosität ist ihre Grundlage, und alles, was diese Grundlage verstärken kann, hat ein natürliches Recht zum Eintritt in dieselbe. Es bedarf vielleicht noch eines halben Jahrhunderts, ehe man alle die Vorurtheile ablegt, die jetzt noch gegen uns im Gange sind; aber so gewiß die Ideen unseres Beschützers siegen müssen, eben so bestimmt ist eine Zukunft für uns aufbehalten, wo wir in unserer Verklärung dastehen werden; wir sind in unserer Eigenthümlichkeit eine Ausgeburt der französischen Revolution und werden nie undankbar seyn gegen diese unsere gemeinschaftliche Mutter."

Was ich sonst noch über die Ehrenlegion zu sagen habe, wird man in einem der nächsten Abschnitte antreffen, worin von Bonaparte's Ideal die Rede ist. Ich eile jetzt zur Auseinandersetzung meiner Ideen über die Würde eines Kaisers der Franzosen. Vorher sollte vielleicht die Rede seyn von Bonaparte's Verdiensten um die Reorganisation der Justizverfassung und des Schulwesens in Frankreich; allein da die erstere nicht als vollendet betrachtet werden kann, so

lange es, neben dem Civilcodex, noch an einem Criminal- und Handelscodex fehlt, und da das letztere, wie umfassend es auch seyn mag, nicht eher wahre Kraft gewinnen wird, als bis die französische Regierung ihr Augenmerk auf die Verbesserung der Methoden richtet, so schweig' ich lieber über diese beiden Gegenstände. Nur zwei Bemerkungen erlaube man mir, welche gleich sehr gegen Bonaparte's Tadler gerichtet sind. Die erste ist, daß man von der schlechten Organisation der Parlemente und ihrer unseligen Stellung gegen die höchste Autorität nie das Mindeste begriffen haben muß, wenn man an ihnen zum Lobredner wird; durch beides konnten sie den Despotismus, den sie zu verhindern das Ansehn haben wollten, nur verstärken und folglich immer nur unterdrücken helfen. Die zweite ist, daß das Recht, das heißt, die Richtigkeit der Idee, unstreitig auf Bonaparte's Seite war, wenn er bei der Reorganisation der Schulen auf Vereinfachung der Gegenstände des Unterrichts drang und alles auf Mathematik und Geschichte zurückgeführt wissen wollte. Man ahnete nicht, daß das Gebiet des menschlichen Wissens in diesen beiden Umzäunungen vollkommen eingeschlossen liegt; man ahnete noch weniger, daß man durch die Vervielfältigung der Gegenstände des Unterrichts die Köpfe bei weitem mehr verwirrt, als aufhellt.

Eilftes Kapitel.

Ueber die Würde eines Kaisers der Franzosen und die wahre Tendenz der Verwandlung der Consularmacht in die erbliche Kaisermacht.

Wenn die französischen Staatsbehörden über die Verwandlung der Würde des Consulats in eine erbliche Kaiserwürde sprechen, so drücken sie sich darüber folgendermaßen aus:

„Man hatte die Erfahrung gemacht, daß die getheilte Gewalt ohne Harmonie und Stärke war; man hatte eingesehen, daß sie, auf eine gewisse Zeit anvertraut, nur precär war und weder anhaltende Arbeiten noch anhaltende Gedanken gestattete; man hatte sich überzeugt, daß sie, auf die Lebensdauer eines einzigen Mannes beschränkt, mit ihm dahin schwand und nur Zwietracht und Anarchie zurückließ; man sah endlich ein, daß für große Nationen nur in der erblichen Macht Heil und Rettung zu finden ist, daß sie allein ihr politisches Leben sichert und Generationen und Jahrhunderte in ihrer Dauer umfaßt. Der Senat wurde, seiner Pflicht gemäß, das Organ der gemeinschaftlichen Bekümmerniß. Sogleich offenbarte sich der Wunsch nach Erblichkeit, der in den Herzen aller wahren Franzosen lebte. Die Wahlkollegien und die Armeen sprachen ihn aus. Der Staatsrath, die Magistrate, die aufgeklärtesten Männer wurden um Rath gefragt, und alle stimmten für die Erblichkeit. Längst hatte der Erste Consul die Nothwendigkeit der erblichen Macht in einem so großen Staate, als Frankreich ist, eingesehen; aber er hatte sich gegen die Kraft der Prinzipe aufgelehnt und ein Wahlsystem einzuführen gesucht, das die höchste Autorität

ohne Gefahr und Unruhe fortpflanzte. Die öffentliche Bekümmerniß und die Hoffnungen unserer Feinde klagten sein Werk an. Jetzt konnte er nicht länger widerstehen. Er entschloß sich also, die Last, welche der Drang der Umstände ihm auflegte, für sich und für zwei seiner Brüder zu übernehmen."

Dies ist eine Sprache, wie sie der repräsentativen Verfassung Frankreichs zukommt; einer Verfassung, welche es ungewiß läßt, ob der Impuls von Seiten der Regierung mehr gegeben oder empfangen wird; einer Verfassung, welche in die Gesellschaft dasselbe Verhältniß bringt, das zwischen Montaigne und seiner Katze war, wenn der Philosoph ungewiß wurde, ob sie mit ihm, oder er mit ihr spiele, obgleich eben diese Verfassung die allerbequemste von der Welt ist, um zu dem höchsten Grad von Macht emporzusteigen.

Angenommen, Bonaparte hätte die Nothwendigkeit der Souveränität für ein so großes Reich, wie Frankreich ist, nicht schon am Schlusse des Jahres 1799 eingesehen, würde er Erster Consul geworden seyn? Daß diese Idee nicht von den Wahlkollegien und der Armee ausging, ist nur zu sehr entschieden. Sobald aber der ganzen Regierungsmaschine das Prinzip der Einheit zurückgegeben war, fand sich alles Uebrige ganz von selbst. Indem nämlich Bonaparte die Revolution in eben dem Augenblicke festhielt, wo alles, was sie jemals verheißen hatte, dem gänzlichen Verschwinden nahe war, fühlten Frankreichs aufgeklärteste Bürger den Beruf, ihn zu ihrem Stützpunkt zu machen; und indem Bonaparte sich durch ihre Einsicht stärkte, wurden Einrichtungen möglich, welche die öffentliche Ruhe sicherten. Auch hier geschah, was immer geschieht: das Vertrauen ging von der Macht aus und die Macht verstärkte sich durch das Vertrauen. Der Feldzug v. 1800 trug zur Verstärkung der

Kraft der ganzen Regierungsmaschine nicht wenig bei; denn der Ausgang desselben warf eine bleibende Scheidewand zwischen Frankreich und Oesterreich. Das Concordat, wodurch Italien an Frankreich gebunden wurde, die großmüthige Zurückberufung der Ausgewanderten, die Errichtung einer Ehrenlegion, die Wiedereröfnung der Schulen, waren allzu auffallende Wohlthaten für Frankreich, als daß man die lebenslängliche Dauer des Consulats nicht darauf hätte gründen dürfen. Auf diesem Punkt würde der französische Staatschef unstreitig noch gegenwärtig stehen, hätten die Britten den Frieden von Amiens gehalten und keine Versuche gemacht, den Helden, in welchem Frankreich seinen Erretter fand, aus dem Wege zu räumen. Je größer die Bedeutung war, welche England auf den Ersten Consul legte, desto höher stieg sein Ansehn bei den Franzosen. Zur Vollendung desselben fehlte nur Ein Schritt: die Erblichkeit der Regierung in der Familie Bonaparte's. Er blieb nicht lange aus, dieser Schritt. Nothwendig in sich selbst, wurde er durch die letzte Verschwörung gegen das Leben Bonaparte's nur beschleunigt. Das Senatus-Consultum vom 18 May 1804 erschien, und auch der flüchtigste Blick auf dasselbe zeigte, daß der Inhalt desselben, wie sehr auch frühere Formen verschont, oder vielmehr benutzt seyn mochten, nicht das Resultat eines in der repräsentativen Verfassung wirkenden Geistes seyn konnte.

Die Analyse dieses Senatus-Consultums würde hier zu weit führen; aber bemerken muß man, daß es ein Meisterstück socialer Technik ist. Entsteht die Frage, warum Bonaparte gerade den Titel eines Kaisers der Franzosen wählte; so ist diese Frage sehr leicht beantwortet, wenn man Eitelkeit, Ehrgeiz und dergleichen zum Beweggrunde angiebt. Allein in Beziehung auf wahrhaft große Männer ist die Un-

terlegung solcher Motive sehr gewagt, weil sie bei weitem weniger in ihren Gefühlen, als in ihren Ideen leben und in der Regel nur das thun, was alle Umstände zusammengenommen als Nothwendigkeit darstellen.

Von der wahren Tendenz der Kaiserwürde wird weiter unten die Rede seyn. Hier genügt es, die Bemerkung zu machen, daß die Würde eines Ersten Consuls für die großen Aufgaben, welche Bonaparte sich zu lösen getraute, nicht hinreichend war. Welcher Grad von Macht auch immer mit dieser Würde verbunden seyn mochte, so erschien der Erste Consul bei weitem mehr in dem Lichte eines Protectors oder eines Dictators, als in dem eines Staatschefs; und indem dies der Fall war, wurde es Bonaparten unmöglich, Frankreich denjenigen Grad von Stärke zu geben, den es vermöge aller der Vorzüge, die es vereinigt, erhalten konnte. Unstreitig war bei der Annahme des Titels eines Ersten Consuls darauf gerechnet, daß er eine gewisse Ehrwürdigkeit mit sich führen würde; allein dieser Calcul war falsch. Der seit mehr denn achtzehn Jahrhunderten verflogene Römergeist ließ sich nicht wieder zurückrufen; und da die Wirksamkeit des Titels eines ersten Consuls so wesentlich an jenen gebunden war, so konnte es nicht fehlen, daß diese Wirksamkeit für Franzosen gänzlich wegfiel. Für ihren ganzen Gemüthszustand wirkte dieser Titel als *neu*, da er doch eigentlich als *alt* hätte wirken sollen. Dieser Umstand war für das Geschäft eines Staatschefs von der allerhöchsten Wichtigkeit. Da nämlich alles Neue der Kritik unterworfen ist und eben dadurch seiner Natur nach zum Mistrauen führt, und da hingegen alles Alte der Kritik entgeht und das Vertrauen in sich schließt; so kann der Staatschef nicht genug eilen, sich mit solchen Formen zu umgeben, welche das schwankende Vertrauen fixiren, indem

sie ihn mit dem ganzen Gemüthe des Volks in Harmonie setzen. War demnach der Titel eines Ersten Consuls nicht glücklich gewählt, in sofern er dem Geiste neuerer Zeiten widersprach, so mußte er abgelegt und ein anderer an seiner Stelle angenommen werden. Bonaparten blieb die Wahl zwischen dem Königs- und Kaisertitel, und wenn er dem letzteren den Vorzug gab, so konnten seine Beweggründe nur folgende seyn.

Einmal war der Königstitel in Frankreich abgeschafft und eine längere Reihe von Jahren hindurch depopularisirt worden, so daß Bonaparte ihn nicht annehmen konnte, ohne eine Menge von unangenehmen Zurückerinnerungen hervorzurufen. Gesetzt aber auch, er hätte der allgemeinen Stimmung der Gemüther in diesem Punkte trotzen wollen, was würde er anderes dadurch gewonnen haben, als daß die Bourbons fortgefahren wären, ihn einen Usurpator zu nennen?

Will man sagen, daß ein solcher Vorwurf sehr gleichgültig sey, da Bonaparte in Beziehung auf diese Prinzen nie ein Usurpator gewesen ist; so muß man nicht vergessen, daß der größte Theil der Menschen gewohnt ist, das Recht über die Macht zu setzen, weil er keinen Begriff davon hat, daß alles Recht erst durch die Macht möglich wird, und daß dieser Mangel an Einsicht alle Misvergnügten eines Staats zur Parteilichkeit und Unruhe hinführt. In sofern also der Königstitel für Bonaparten nicht vorhanden war und der Kaisertitel allein übrig blieb, mußte Bonaparte diesen wählen, weil er sich durch ihn über Alles hinausschwang, was die französischen Könige jemals gewesen waren und den Vorwurf der Usurpation für immer von sich entfernte. Es kam aber noch dazu, daß der Kaisertitel der angemessenere war, weil Frankreich sich durch den Revolutionskrieg sehr wesentlich erweitert hatte und

in Beziehung auf mehrere benachbarte Staaten eine beschützende Macht geworden war.

Was ist nun aber Bonaparte als Kaiser der Franzosen?

Als bei Gelegenheit der Erscheinung des Senatus-Consultums vom 18 May im Tribunat die Rede von der Erhebung Napoleons zur erblichen Kaiserwürde war, da glaubten mehrere Tribunen dieser Würde dadurch das Wort zu reden, daß sie dieselbe eine beschützende Macht nannten. Allerdings ist dies ihr allgemeinster Charakter; allein die Frage ist, ob sie dadurch in Beziehung auf Frankreich die Souveränität ausschließet, oder nicht? Der deutsche Kaiser, wie souverän er auch in seinen Erbstaaten seyn mag, ist in Beziehung auf Deutschland durchaus nicht souverän; er bildet zwar die beschützende Macht dieses Reichs, aber als solche ist er in den Schranken der Constitution so unbeweglich eingeschlossen, daß er sich nicht über dieselben erheben kann, ohne seiner Bestimmung entgegen zu handeln. Ist nun Bonaparte in eben dem Sinne Kaiser der Franzosen, in welchem Franz der Zweite deutscher Kaiser ist? Besteht das Wesen der Souveränität in der innigsten Vereinigung der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in der Person des Staatschefs und ist die Souveränität dadurch so sehr über alles hinaus, was Constitution genannt werden kann, daß sie nur darüber schwebt, wie der Geist Gottes über dem Wasser; so vereinigt Bonaparte, als Kaiser der Franzosen, mit der beschützenden Macht die Souveränität, oder, um es kürzer auszudrücken, so ist er souverän. Alle Thatsachen beweisen dies. Die Constitution vom 15 Dec. 1799 war ganz sein Werk; aber er zerstörte es wieder, um es größer und herrlicher aufzuführen; und Carrion Nizas selbst sage, ob ihn irgend etwas verhindern kann, die jetzt beste-

hende Constitution aufs Wesentlichste abzuändern, sobald er es für gut befindet. Wäre die kaiserliche Macht in Frankreich eine bloß beschützende, so wäre der Kaiser der Franzosen das Werkzeug der Constitution; dies ist er aber nicht. Die Constitution ist vielmehr sein Werk, und anstatt dieses sein Werk zu beschwören, was er als beschützende Macht eigentlich mußte, beschwört er bloß — seine Souveränität, d. h. seine Machtvollkommenheit, die Constitution nach seinen besten Einsichten zu formen. Um sich davon zu überzeugen, erinnere man sich des Eides des Kaisers, so wie er in dem Senatus-Consultum vom 18 May ausgedrückt ist. Er lautet also: „Ich schwöre, die Integrität des Gebiets des Reichs zu behaupten; die Gesetze des Concordats und die Freiheit der Gottesdienste zu respectiren und respectiren zu machen; die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freiheit, die Unwiderruflichkeit der Verkäufe der Nationalgüter zu respectiren und respectiren zu machen; keine Abgaben zu erheben, keine Taxe aufzulegen, als in Gemäßheit des Gesetzes; die Institution der Ehrenlegion zu handhaben; und allein in Hinsicht auf das Interesse, das Glück und den Ruhm des französischen Volkes zu regieren." Dieser Eid kündigt aber nichts weniger an, als eine abgöttische Verehrung der Constitution, so wie sie gegenwärtig dasteht, und noch weit weniger irgend eine Instrumentalität des französischen Staatschefs. Wenn, wie an einem anderen Orte bewiesen worden ist, die Tendenz der französischen Revolution, in sofern sie das Innere anging, nie eine andere war, als den constitutionellen König in einen constituirenden (souveränen) Staatschef zu verwandeln; so muß man Bonaparte'n die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese Tendenz vor allen seinen Zeitgenossen am frühesten und reinsten aufgefaßt und am kräftigsten festgehalten hat.

Eben deswegen ist Er geworden, was die einsichtsvollsten französischen Könige, z. B. ein Heinrich der Vierte, werden wollten, aber niemals werden konnten, weil sie den Hindernissen nicht gewachsen waren, welche die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit ihnen in den Weg legten; Hindernisse, welche nur durch eine Revolution zu besiegen waren und von welchen wir gegenwärtig ganz anders denken, als Montesquieu und die Philosophen seiner Zeit, die keinen deutlichen Begriff von der Souveränität hatten und in der unbeschränkten Macht des Staatschefs immer nur den Despotismus sahen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß gerade die höchste Macht des Staatschefs den höchsten Grad der Freiheit der Regierten voraussetzt, nur daß diese Freiheit keine excentrische seyn darf.

So wie die Souveränität des französischen Staatschefs in ihrer Reinheit da stand, gaben sehr viele Personen, an veralteten Theorien klebend, die Republik verloren, indeß die französische Regierung noch immer fortfuhr, den Staat eine Republik zu nennen. Dies rührte unstreitig daher, daß jene sich die Freiheit nur unter der Bedingung denken konnten, daß die Regierung schwach und ohnmächtig sey, und daß diese eine Freiheit verhieß, welche der unmittelbare Ausfluß der Macht der Regierung wäre. Leugnen läßt sich nicht, daß Frankreich trotz den monarchischen Formen, die es seit dem 18ten Brumäre wieder angenommen hat, eine Republik ist, vorausgesetzt nur, daß man das Wesen einer Republik nicht in die Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht oder in das Nichtdaseyn eines souveränen Staatschefs, sondern in die Gleichheit der Rechte und in die politische und bürgerliche Freiheit der Staatsbürger setzet. Was die erstere betrifft, so findet sie sich allenthalben, wo es keine privilegirten

Stände giebt; und die letztere anlangend, so ist die Basis aller Regentenmacht in einem so hohen Grade, daß jeder Regent, der sie unterdrücken wollte, gegen seinen eigenen Vortheil wüthen würde. In Hinsicht der Gleichheit der Rechte darf nur eine einzige Ausnahme statt finden. Diese macht der Staatschef selbst durch die Erblichkeit der höchsten Magistratur; und da wir jetzt zu dem Punkt gelangt sind, der den eigenthümlichen Stein des Anstoßes ausmacht, so müssen wir einige Augenblicke bei ihm verweilen, um den Widerspruch zu heben, dessen man die französische Regierung beschuldigt.

Was im Tribunat über die Erblichkeit der höchsten Magistratur gesagt worden ist, erschöpft diese wichtige Angelegenheit keinesweges. Es giebt einen Gesichtspunkt, aus welchem betrachtet die Erblichkeit der Souveränität, unabhängig von allen Vortheilen, welche aus der Continuität der Regierung für die Regierten hervorgehen, noch immer nothwendig bleibt. Offenbaret sich nämlich die Souveränität nur in der Intelligenz, wodurch die ganze Regierungsmaschine in Bewegung gesetzt wird; so kann sie, genau genommen, weder ertheilt noch zurückgefordert werden. Hieraus aber geht ihre Erblichkeit von selbst hervor. Ist nämlich der Nachfolger eines Souveräns nicht im Besitz der zum Impulsiren erforderlichen Intelligenz, so ist auch keine Souveränität für ihn vorhanden; und erfordert die Wohlfahrt des Staats die Fortdauer derselben, so wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als entweder dem Geschäft des Impulsirens zu entsagen, oder der Kraft der ganzen Regierungsmaschine zu unterliegen. Beides kann aber nur bei demjenigen Nachfolger der Fall seyn, der es verabsäumt hat, die zum Impulsiren nothwendigen Einsichten zu erwerben. Und welche Wahrscheinlichkeit, daß man dies da vernachlässigen werde, wo es

in sich selbst nothwendig geworden ist? Das Regieren kann durchaus nicht als Sache des Genusses genommen werden, wo die Regierungsmaschine so gebaut ist, daß der Funken der Intelligenz, gleich dem Blitzstrahl, nach unten und oben zugleich hinwirkt. Der unendliche Reiz, der sich in einer solchen Regierungsmaschine befindet, gestattet keinen Stillstand der Einsicht und führt zu immer neuen Combinationen, welche die Souveränität sichern. Worin liegt denn zuletzt die Dumpfheit so vieler Staatschefs, wenn sie nicht darin liegt, daß man die Kunst verstanden hat, sie zu neutralisiren? Die Natur hat in der Regel für sie eben so viel gethan, als sie für alle Menschen von gesunden Organen thut; aber ihre nächste Umgebung, eifersüchtig auf das Vorrecht des Impulsirens, hat sie erst an der Erwerbung richtiger Einsichten verhindert und zuletzt so verwirrt, daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als ihr Geschäft an Andere abzutreten. Auf diesem Wege sind nur allzu viele Staaten zu Grunde gerichtet worden; und dies wird fortdauern, so lange man die Vorbereitung zu dem allerwichtigsten Geschäft eines Sterblichen als etwas betrachtet, das eben so wohl unterbleiben kann.

Die Sache, von welcher hier die Rede ist, ganz factisch genommen, giebt über den unzertrennlichen Zusammenhang der Souveränität und ihrer Erblichkeit nichts so bestimmte Aufschlüsse, als die Würde eines deutschen Kaisers. Da das Machtgebiet desselben sich nicht über die Beschützung hinaus erstrecken darf; so kann die Kaiserwürde in seiner Familie auch nicht gesetzlich erblich werden. Durch die Erblichkeit würde die Wahl aufhören und die Souveränität gegeben werden; jene aber muß bleiben und diese vorenthalten werden, so lange den Fürsten des deutschen Reichs an der Erhaltung ihrer Vorrechte das Mindeste gelegen ist. Die Erblichkeit der Kaiserwürde

versteht sich also ganz von selbst, sobald die Souveränität ihr vorangegangen ist; aber wo diese fehlt, ist jene unmöglich. Daher gingen alle energischen deutschen Kaiser, vor und nach Karl dem Fünften, immer darauf hinaus, die beschützende Macht in eine souveräne zu verwandeln, bis endlich in unseren Zeiten das Erzhaus Oesterreich, an der Souveränität der deutschen Kaiserwürde verzweifelnd, dieselbe in sich selbst schuf. Von diesem Augenblick an wurden demselben zwei Kaiserwürden zu Theil, von welchen die eine (die deutsche) keine Souveränität mit sich führte und eben deswegen auch nicht gesetzlich erblich war, indeß die andere (die österreichische) die Souveränität enthielt (versteht sich, so weit das Feudalwesen und die Kirche es gestatteten) und eben dadurch auch die Erblichkeit in sich schloß.

Und so ist unstreitig bewiesen, daß es mit der Würde eines Kaisers der Franzosen etwas ganz anders auf sich hat, als mit der eines deutschen Kaisers, und daß, wenn beide jemals gleich werden sollen, Deutschland sich zu eben der Einheit erheben muß, welche Frankreich bereits seit mehreren Jahrhunderten zu Theil geworden ist, und zwar so, daß zugleich alles wegfallen muß, was in Beziehung auf den deutschen Staatschef die Souveränität oder die Einheit des Impulses verhindert.

Um nun aber auch die in der Ueberschrift dieses Abschnitts angekündigte Tendenz der französischen Kaiserwürde zu beleuchten, so muß ich vor allen Dingen hier wiederholen, was ich schon oben gesagt habe, daß alles Neue im Ganzen genommen misfällig und eben deswegen der Kritik unterworfen ist, während das Alte durch seine Ehrwürdigkeit der Kritik entgeht und dem Gemüthszustande der großen Mehrheit entspricht. Hätte Bonaparte jene alten Formen des Kaiserthums um nichts und wieder nichts zurückgeru-

fen; so würde er sich für seine Eitelkeit durch die Beschwerlichkeiten bestraft haben, welche mit diesen Formen unauflöslich verbunden sind. Jenes war aber ganz gewiß nicht der Fall, und kein Schritt im Grunde mehr berechnet, als derjenige, welcher sich zuletzt in eine feierliche Salbung und Krönung verlor. Wie groß auch die Beschwerden eines zusammengesetzten Ceremoniels für Bonaparten seyn mochten (der, wie alle Männer von Genie, zuletzt zehnfach von ihnen gedrückt wird); so wollte er sie um der großen Vortheile willen ertragen, die daraus für Frankreich hervorgehen konnten. Ich weiß, daß, indem ich dieses behaupte, tausend und aber tausend Stimmen sich gegen mich erheben werden; allein, was auch kleine Gemüther zur Widerlegung meiner Behauptung vorbringen mögen, so werd' ich mich niemals irre machen lassen, sondern ruhig die Zeit abwarten, wo das, was jetzt noch im Werden, vielleicht sogar in der bloßen Idee, vorhanden ist, in seiner Vollendung da stehen wird. Bis dahin erlaube man mir, meine Meinung über den letzten Akt der französischen Regierung unverholen zu sagen.

Es muß jedem nachdenkenden Beobachter der Erscheinungen unserer Zeit aufgefallen seyn, daß Bonaparte jetzt in einem ganz andern Tone spricht, als vor zwei und drei Jahren. Die eigentliche Energie hat seinem Tone nie gefehlt; wohl aber das Vertrauen Gebietende, wodurch die Gemüther zugleich gewonnen und gefesselt werden; und dies Vertrauen Gebietende ist gegenwärtig seinem Tone eigen geworden. Jene findet sich bei allen Dictatoren und ist zuletzt nichts weiter, als das Resultat des Kampfes, worin man sich durch sein ganzes Geschäft befindet; dieses hingegen läßt sich nur bei denjenigen Regenten antreffen, welche, sich ihrer guten Absichten bewußt, die oberherrliche Gewalt in eine väterliche zu verwandeln die Kraft haben. Ich

sage: die Kraft haben; denn schwerlich wird dies jemals das Werk der Kunst, der Politik u. s. w. seyn; es muß von einem herrlichen Gemüthe selbst ausgehen, oder es wird nie zum Vorschein treten. Uebrigens verhindert nichts in der Welt, daß es benutzt werde, wenn es einmal da ist und seine Wirkung gethan hat und noch thut.

Nach dieser meiner Ansicht hat die Annahme der Kaiserwürde keine andere Tendenz, als den Regierten ein größeres Maaß von Vertrauen einzuflößen und dies Vertrauen zu ihrer Beglückung zu benutzen. Im Ganzen genommen liegt Bonaparte's Verfahren mit allen seinen Absichten schon jetzt am Tage. Mehrere seiner gegenwärtigen Dekrete tragen den Stempel einer Größe, worin alles moralisch ist, welche aber nur unter der Bedingung der Kaiserwürde zum Vorschein treten konnte. Soll diese Behauptung nicht als eine leere Schmeichelei erscheinen, so muß man mir den Beweis gestatten. Diesen kann ich aber nicht besser führen, als wenn ich hier eins der letzten kaiserlichen Dekrete einrücke. Es wurde auf der letzten Reise des Kaisers durch die Departementer von Aachen aus erlassen und lautet folgendermaaßen:

„Napoleon, Kaiser der Franzosen. Allen, die dies lesen, unseren Gruß zuvor. Da Wir die Absicht haben, die Wissenschaften und Künste, welche zur Verherrlichung der Nationen so wesentlich beitragen, aufzumuntern; da Unseren Wünschen zufolge Frankreich nicht nur dasjenige Uebergewicht, das es in allen Wissenschaften und Künsten bereits errungen hat, erhalten, sondern auch das anfangende Jahrhundert den Vorzug vor jedem vorhergegangenen bekommen soll; da Wir endlich alle die Männer kennen zu lernen wünschen, welche zum Glanz der Künste und Wissenschaften am meisten mitgewirkt haben; so dekretiren Wir wie folgt: 1) Alle zehn Jahr sollen am 18ten Brumäre von Unserer eigenen

Hand feierlich große Preise ausgetheilt werden. 2) Alle Werke der Wissenschaften, der Literatur und Künste, alle nützliche Erfindungen, alle den Fortschritten des Ackerbaues und der National-Industrie gewidmete Anstalten, die innerhalb zehn Jahren publizirt, erfunden oder errichtet worden sind, concurriren um diese großen Preise. 3) Die erste Austheilung geschieht den 18. Brumäre 18ten Jahres und die Concurrenz enthält also alle seit dem 18ten Brumäre 1sten Jahres bis dahin erschienenen Werke, Erfindungen, Anstalten. 4) Die Preise bestehen theils aus 10,000, theils aus 5000 Franken. 5) Der Preisse von 10,000 Franken sind neun, nämlich: Erstlich, für die Verfasser der besten wissenschaftlichen Werke, einen für die physikalischen, den anderen für die mathematischen Wissenschaften; zweitens, für den Verfasser der besten Geschichte, oder des besten historischen Morceau's, es sey aus der älteren oder der neueren Zeit; drittens, für den Erfinder der nützlichsten Maschine für Künste und Manufacturen; viertens für den Stifter des nützlichsten Etablissements in Beziehung auf Ackerbau und National-Industrie; fünftens, für den Verfasser der besten dramatischen Werke auf französischen Bühnen, es sey ein Trauerspiel oder ein Lustspiel; sechstens, für die Verfasser der beiden besten Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, welche auffallende Handlungen, oder merkwürdige Begebenheiten aus unserer Geschichte darstellen; siebentens, für den Komponisten der besten auf dem Theater der Kaiserlichen musikalischen Akademie vorgestellten Oper. Sechs der Großpreise von 5000 Franken sollen dreizehn seyn und ausgetheilt werden: Erstlich, an die Uebersetzer von zehn in alten, oder orientalischen Sprachen geschriebenen, für die Wissenschaften, die Geschichte, die schönen Künste, nützlichen Manuscripten aus der Kaiserlichen oder einer anderen Pariser Bibliothek; zweitens, an die Verfasser der drei besten kleinen Gedichte, welche merkwürdige Begebenheiten aus

unserer Geschichte oder für den französischen Charakter ehrenvolle Thaten enthalten. 7) Diese Preise werden ausgetheilt auf den Bericht und Vorschlag einer Jury, bestehend aus den vier beständigen Secretären der vier Classen des Nationalinstituts und aus den vier im letzten Jahre vor der Austheilung in Function gewesenen Präsidenten desselben Instituts."

Man kann mit voller Wahrheit behaupten, daß, soweit die Geschichte des menschlichen Geschlechtes reicht, auf keinem Punkte des von demselben bewohnten Planeten, nie ein solches Dekret von irgend einer Regierung gegeben worden ist; denn dies Dekret beweiset auf eine auffallende Art, daß die französische Regierung sich nicht nur jedem Entwickelungsgrad gewachsen glaubt, sondern sich auch berufen fühlt, die Entwickelung selbst auf alle Weise zu befördern. Doch ohne in eine ausführliche Analyse dieses Dekrets einzugehen, wollen wir hier bloß die Frage aufwerfen: Ob Bonaparte, als Erster Consul, ein solches Dekret erlassen konnte? Wer im Stande ist, den Sinn desselben auszumessen, muß diese Frage durchaus mit Nein! beantworten. Die dictatorische Gewalt hat das Eigenthümliche, daß sie der natürlichen Freiheit der Regierten überall Schranken setzen muß, weil nur auf diesem Wege das Ganze zusammengehalten werden kann; und daher die große Beschränkung der Preßfreiheit während der Dauer des französischen Consulats; eine Beschränkung, welche ihren Grund keinesweges in der Illiberalität der Regierung, sondern in den besonderen Umständen hatte, unter welchen sie sich wirksam beweisen mußte. Die nicht dictatorische Gewalt hingegen, sie mag nun eine königliche oder kaiserliche seyn, hat das Eigenthümliche, daß sie die Freiheit innerhalb der Schranken der Moralität und der richtigen Einsicht zurück giebt; und daher die Erscheinung, daß in Frankreich von dem Augenblick an, wo sich das Consulat in eine Kaiserwürde verwandelt

hatte, die Preßfreiheit unter den allenthalben nothwendigen Bedingungen zurückgegeben wurde, und daß Napoleon mit einem Dekret auftrat, welches alle schaffenden Geister der Nation in Bewegung setzte und der höheren Industrie ganz neue Bahnen eröfnete. Welchen Eindruck dies Dekret auf die Gemüther der Franzosen gemacht hat, läßt sich durchaus nicht bestimmen, wenn man bedenkt, daß es auf eine Masse von mehr als 34 Millionen Individuen einwirkte; aber das läßt sich festsetzen, daß es drei Jahre früher gar keinen Eindruck gemacht haben würde, aus keinem anderen Grunde, als weil Bonaparte es damals durchaus nicht in seiner Macht hatte, ein solches Versprechen zu halten. Er konnte sich damals durch ein solches Dekret nur lächerlich machen, indem er sich mit sich selbst in einen Widerspruch setzte, welcher durchaus nicht zu lösen war; jetzt hingegen erscheint er in einer Ehrwürdigkeit, die keinen anderen Maaßstab hat, als sich selbst. Angenommen nun, daß die Annahme der Kaiserwürde für Bonapar-ten nichts weiter war, als das Mittel zu einem solchen Zweck, so fragt man billig: Wo ist das Gemüth- und Geistlose Wesen, das sich getraut, ein solches Mittel zu tadeln? Wo ist der verworrene Kopf, der darin nichts weiter erblickt, als die Befriedigung einer kindischen Eitelkeit, als eine bloße Spielerei?

So wie Bonaparte sich bisher gezeigt hat, muß man annehmen, daß er in den Salbungs- und Krönungsfeierlichkeiten die allerernsthaftesten Zwecke verfolgte, und daß die nächsten Zeiten darüber hinreichende Aufschlüsse geben werden. Die französische Regierung ist offen genug, um der ganzen Welt vorher zu sagen, daß sie durch allen ihren Pomp und alle ihre Pracht nichts weiter beabsichtigt, als das Verderben Englands; aber sie ist zugleich klug genug, ihr Geheimniß zu bewahren und die Lösung des ganzen Räthsels dem Scharfsinn ihrer Beurtheiler zu überlassen. Versuchen wir in-

dessen, den Schleier zu lüpfen, welcher dies Geheimniß bedeckt, und eben dadurch eine Menge von Erscheinungen zu erklären, welche unverständigen Gemüthern bisher nur Stoff zur Verspottung und Verachtung gegeben haben.

Was auch die französische Regierung zum Vortheil der französischen Finanzen sagen mag, so weiß sie doch am besten, daß diese Finanzen bei weitem noch nicht sind, was sie werden können und werden müssen, wofern Frankreich denjenigen Grad von innerer Stärke erhalten soll, den es als eine See- und Landmacht besitzen muß, um sich unter allen Umständen kräftig zu beweisen. Nichts entscheidet so bestimmt über das Ansehen der Regierung, als das Verhältniß der Landesinteressen zu dem höheren oder niedrigeren Werth der Staatspapiere; und nach diesem Maaßstab beurtheilt, steht die französische Regierung bei weitem noch nicht in demjenigen Ansehn, worin sie stehen möchte und dem Geiste des Staatschefs nach zu stehen verdient. Da nur die Wahrheit meine Feder leitet, so trag' ich kein Bedenken, mich über diesen Gegenstand mit aller Freimüthigkeit eines Weltbürgers zu erklären.

Das Verhältniß der Landesinteressen zu dem bisher angenommenen Werth der Staatspapiere ist also, meiner Behauptung zufolge, so beschaffen, daß es keinen vortheilhaften Rückschluß auf das Ansehn gestattet, worin die französische Regierung bei den Regierten steht. Mein Beweis ist folgender: die 5 pro Cent Consolidirten stehen zu 58 und 59. Wer also ein Staatspapier von 100 Thalern kauft, bezahlt dafür nicht mehr als 58 bis 59 Thaler und bezieht davon eine jährliche Revenue von 5 Thl. Wie könnte er aber solchen Vortheil haben, wenn die Regierung in dem Credit stände, daß sie die Interessen zu allen Zeiten prompt und baar bezahlen werde? Bei einem solchen Credit müßten die Staatspapiere nicht nur ihren vollen Nominalwerth haben, sondern, ver-

möge der Bequemlichkeiten, welche sie den Inhabern gewähren, sogar bei weiten über diesen Nominalwerth hinausgehen. Da nun keins von beiden statt findet, sondern die Staatspapiere tief unter ihrem Nominalwerthe stehen und Vortheile gewähren, welche dem Ganzen nachtheilig sind, so folgt hieraus, daß, wie groß auch im Uebrigen die Achtung der Regierten für die Regierung seyn mag, sie wenigstens noch nicht das Vertrauen zu ihr haben: sie werde unter allen Umständen ihrem Versprechen in Ansehung der 5 p. C. Konsolidirten nachkommen. Rechnet man von 1 bis 100, so kann man auf das allerbestimmteste sagen: das Vertrauen der Regierten zu der Regierung in Frankreich sey die Hälfte + 9 von dem, was es eigentlich seyn sollte; denn die Staatspapiere stehen zu 59, und diese Staatspapiere sind zu fünf von Hundert konsolidirt, so daß der Staat 59 Thaler mit 5 Thl. verzinsen muß und folglich beinah 9 p. C. giebt. Wie viel hiervon ab- und wie viel hiermit zusammenhängt, sehen Personen, welche das politische Leben in seinem Zusammenhange kennen, sehr deutlich ein; aber selbst denjenigen, die hiervon gar keinen Begriff haben, braucht man nur zu sagen, daß da, wo die Kraft von 100 Thl. wirken sollte, immer nur die Kraft von 59 Thl. wirkt, um ihnen wenigstens eine Idee von der Sache zu machen.

Bei diesem Zustande der Finanzen in Frankreich muß man der gegenwärtigen französischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nichts zur Begründung des Miskredits, und alles, was in ihren Kräften stand, zur Feststellung eines neuen Credits gethan hat. Unstreitig ist ihre Unzufriedenheit über den geringen Werth der Staatspapiere größer, als man glaubt; allein der Credit ist etwas so Zartes, daß es nicht vorsichtig genug berührt werden kann. Was die Regierung sich gefallen lassen muß, ist eigentlich die Folge der wiederholten Bankerotte, welche Frankreich

unter der Convents- und Directorial-Regierung gemacht hat. Nicht als ob diese Bankerotte nicht ihre vollkommene Entschuldigung in den Krisen fänden, welche Frankreich durch den Revolutionskrieg zu bestehen hatte, sondern weil die Folge jedes Bankerotts, die Ursache desselben sey welche sie wolle, eine Verminderung oder eine Vernichtung des Credits ist. Wer einmal in seiner gegründeten Erwartung von der Rechtschaffenheit und Einsicht seines Schuldners betrogen worden ist, giebt sich demselben nicht wieder mit Unbefangenheit hin; und wer zum zweitenmale getäuscht wurde, ist nur mit der größten Mühe wieder zu gewinnen, wenn er überhaupt noch gewonnen werden kann. Und das war es, was die gegenwärtige französische Regierung seit dem 18ten Brumäre erfuhr. Auf sie konnte man den Spruch anwenden: Unsere Väter haben Härlinge gegessen und uns sind die Zähne davon stumpf geworden. Die Wiederherstellung des Credits würde indessen schneller erfolgt seyn, hätten die Engländer den Tractat von Amiens gehalten. Der Stoß, den die französischen Finanzen durch die Wegnahme des französischen Eigenthums auf allen Meeren in den letzten anderthalb Jahren litten, wirkte nur allzu nachtheilig auf den Credit zurück, wenigstens in sofern er verhinderte, daß der Credit nicht wachsen konnte. Dies gerade war es, was die englische Regierung bei dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten beabsichtigt hatte; und sollte sie ihre Zwecke nicht erreichen, so blieb dem französischen Staatschef nichts anderes übrig, als eine Stellung zu nehmen, wodurch er den Credit, den er sich bis dahin erworben hatte, fest hielt, und, wo möglich, höher trieb, ja bis zum Verderben Englands emportrieb.

Da das Mistrauen der Regierten vorzüglich in der Nicht-Continuität der Regierung gegründet war, so mußte vor allen Dingen die Continuität durch Erblich-

keit gesichert werden; und da die dictatorische Macht, wie sehr sie auch durch die Individualität des einen oder des anderen Dictators gemildert werden mochte, wohl Furcht, aber kein Vertrauen einflößen konnte, so mußte sich die Consularwürde in eine Kaiserwürde verwandeln. Die Annahme der erblichen Kaiserwürde war also so wenig die Sache der Frivolität und Eitelkeit, daß ihr vielmehr die allerverhaßtesten Zwecke zum Grunde lagen. Daß sie mit so viel Pomp vollzogen wurde, ist erklärt, so bald man bedenkt, daß die Macht, um sich zu offenbaren, der Symbole bedarf, welche in Beziehung auf dieselbe eben das sind, was die Rede in Beziehung auf Ideen ist. Es kam recht eigentlich darauf an, einen eben so starken als (für den großmüthigen Zweck der Regierung) wohlthätigen Eindruck auf die Gemüther der Regierten zu machen. Zu diesem Ende wurde der Chef der römisch-katholischen Kirche von Rom nach Paris berufen; zu diesem Ende ging der Krönung eine Salbung voran; zu diesem Ende wurde ein so ungeheurer Aufwand gemacht. Man sage nicht, daß die französische Regierung in dieser Darstellung in einem zweideutigen Lichte erscheine. Dies kann sie nur in den Augen derjenigen, welche die Dinge nicht in ihrer Nothwendigkeit begriffen haben. Daß sie gerade diese und keine andere Mittel gewählt hat, daran liegt der letzte Grund in ihrer Kenntniß des Culturzustandes der ganzen französischen Nation verborgen, von welchem wir annehmen müssen, daß er ihr am besten bekannt sey. Mag also immerhin die Religion bei der Krönungsfeierlichkeit irdischen Zwekken gedient haben, so hat sie dadurch nicht mehr gethan, als was sie zu allen Zeiten und in allen Ländern thut; denn alles was Theokratie genannt werden kann, dient immer nur der Kosmokratie.

In kurzer Zeit wird es sich ausweisen, in wiefern die Annahme der erblichen Kaiserwürde durch das größere Vertrauen, welches sie einzuflößen nicht ermangeln

kann, auf den Zustand der Finanzen zurückwirkt. Allen Gesetzen der moralischen Welt zufolge, müssen die französischen Staatspapiere in ihrem Werthe steigen. Selbst wenn der Eindruck, welchen die Salbung und Krönung des Kaisers auf die Hauptstadt gemacht hat, minder groß seyn sollte, würde er für die Departements unberechnbar seyn, und die Kühnheit rechtfertigen, womit der Minister des Inneren in seinem über die Lage der Republik an das gesetzgebende Corps abgestatteten Bericht sagte: „Der Eid, wodurch Napoleon die Integrität des Reichs, die Sicherheit des Eigenthums, die Fortdauer der Institutionen, die Achtung gegen die Gesetze und das Glück der Nation beschwor — dieser Eid wird eben so sehr das Schrecken unserer Feinde, als die Aegide der Franzosen werden."

Die natürlichen Wirkungen der angenommenen erblichen Kaiserwürde mögen sich indessen in Beziehung auf die Finanzen so früh oder so spät äußern als sie wollen; so können sie erstlich nur wohlthätig seyn und zweitens nie verfehlen, den Grund zu einem ganz neuen Creditsystem in Frankreich zu legen. Indem nämlich durch die Annahme der erblichen Kaiserwürde das metaphysische Machtgebiet des französischen Staatschefs erweitert worden ist, hängt es zuletzt nur von ihm ab, den natürlichen Wirkungen seiner neuen Würde dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er dieselbe gebraucht, das zögernde Vertrauen an sich zu locken, welches aber nur dadurch geschehen kann, daß er das Versehen der Directorial-Regierung wieder gut macht. Durch die Finanzoperation dieser Regierung verloren sehr viele Staatsgläubiger nicht nur zwei drittel ihres Vermögens, als sie sich die Reduction der Assignate gefallen lassen mußten, sondern auch dies letzte Drittel und folglich Alles, wenn sie nicht die Vorsicht gebraucht hätten, ihre Forderungen durch den Ankauf eines Nationalguts oder durch Eintragung in das sogenannte große Buch zu rea-

lisiren. Der Mangel an Credit, unter welchem die gegenwärtige französische Regierung leidet, ist ganz besonders die Folge dieses Betrugs. Soll nun diese Folge aufgehoben werden, so kann es nur dadurch geschehen, daß die Forderungen aller französischen Staatsgläubiger, sie mögen nun französische Bürger oder Ausländer seyn, so fundirt werden, daß sie ihr Capital nach dem von dem Directorium angenommenen Satz der 30 Franken Assignate verwandelt in 1 Franken Mandate wenigstens in den Zinsen retten. Diese Finanzoperation, welche die Gerechtigkeit dictirt, würde selbst in der Klugheit eine Lobrednerin finden; denn erstlich würde die Regierung durch die vorgeschlagene Fundirung die Masse des baaren Geldes gerade um so viel vermehren, als die Summe aller Forderungen dieser Classe von Staatsgläubigern beträgt, und dadurch den allerreichlichsten Ersatz für die unbedeutenden Interessen erhalten, die sie an diese Staatsgläubiger auszahlte, selbst wenn sie die Rückstände von dem Jahre 1796 an berichtigte; zweitens würde sie ihren Credit im Allgemeinen vermehren und dadurch den höheren Werth der übrigen Staatspapiere gewissermaßen erzwingen. Bei der vorgeschlagenen Fundirung könnte durch ein glückliches Verhältniß dessen, was der Staat seinen Gläubigern bestimmt, und dessen, was die Regierung ihnen jährlich auszahlt, noch besonders dahin gesehen werden, daß die neu-creirten Papiere wieder allmählig fortgeschafft würden, damit die Macht der Regierung immer eine reale bliebe und nicht, wie die Macht der englischen Regierung, in eine ideale ausartete.

Es wird von der Weisheit der französischen Regierung abhangen, die Sache so oder so anzugreifen; trifft sie aber den rechten Punkt, so ist durch die Verwandelung des lebenslänglichen Consulats in eine erbliche Kaiserwürde der Anfang zu einer Revolution von unabsehbaren Wirkungen gemacht. Der Vorzug der englischen

Regierung und der ganzen englischen Nationalkraft vor der französischen Regierung und der ganzen französischen Nationalkraft beruht zuletzt darauf, daß die 3 p. C. konsolidirten in England gerade so viel werth sind, als die 5 p. C. konsolidirten in Frankreich. So lange dies Verhältniß dasselbe bleibt, mögen die Engländer für ihre Nationalexistenz unbesorgt seyn; sobald hingegen die französische Regierung im Inneren solche Anstalten zu machen weiß, daß sie der englischen in ihrem Credit gleichkommt, bedarf es keiner Landung, keiner Schlachten, keines vergossenen Menschenbluts, um England von der Höhe herabzuwerfen, auf welcher es ganz Europa tyrannisirt. Hier heißt es also: jacta est alea; das Uebrige muß die Intelligenz thun. Verlassen kann man sich darauf, daß die französische Regierung es nicht an sich fehlen lassen wird, da von der erfolgreichen Einrichtung eines neuen Creditsystems ihr Gedeihen eben so sehr abhängt, als das Glück aller Franzosen. *)

Nach dieser Auseinandersetzung bleibt es der Discretion des Lesers überlassen, ob er die Annahme der erblichen Kaiserwürde von Seiten des französischen Staatschefs noch länger belächeln will, oder nicht. Auch mag er in den neuesten Dankadressen des gesetzgebenden Corps und des Tribunats, wenn es ihm beliebt, weit mehr die Verworfenheit morgenländischer Schmeichelei, als die Schlauheit abendländischer Politik, wahr-

*) Man suche das, was hier über die Tendenz der erblichen Kaiserwürde zur Hervorbringung eines besseren Zustandes der Finanzen gesagt worden ist, nicht dadurch zu entkräften, daß man Staaten anführt, wo es weder Kaiser noch Könige giebt und die Finanzen dennoch blühen. Ich weiß so gut als jemand, daß der Credit an keine Staatsform gebunden ist, aber ich weiß auch, daß er in einem Staat wie Frankreich an das Prinzip der Einheit gebunden. Hierin liegt kein Widerspruch.

nehmen. Wie er hätte urtheilen sollen, wird ihn die Zeit lehren. Wohl ihm, wenn er nach einigen Jahren keine Ursach findet, sich seiner Urtheile zu schämen!

Zwölftes Kapitel.

Ueber Bonaparte's Ideal in Beziehung auf den französischen Staat.

Es kann verwegen scheinen, von dem Ideal eines Staatschefs zu sprechen, dessen Werk bei weitem noch nicht vollendet ist; allein diese Verwegenheit, wie groß sie auch sey, verdient den Tadel der Einsichtsvollen um so weniger, da sie nur gegen diejenigen gerichtet ist, welche in Bonaparte bei weitem mehr den Herrscher als den Schöpfer einer ganz neuen Ordnung der Dinge erblicken, und, ihrer eigenen Trägheit zu Gefallen, die französische Revolution so gern als rückgängig betrachten möchten. Ich selbst bescheide mich dahin, daß ich zum voraus bekenne, weit hinter dem zurückgeblieben zu seyn, was die Zeit, über kurz oder lang, in einer glänzenden Realität entfalten wird, vorausgesetzt, was immer vorausgesetzt werden muß, daß das Weltgeschick nicht für gut befindet, alle bisher gemachten Anlagen zu zertrümmern. Die Schöpfungen der Genies lassen sich höchstens andeuten, nicht vorherbestimmen. Zur Sache!

Bonaparte's Lieblingsidee in Beziehung auf den französischen Staat hat sich am allerbestimmtesten in der Schöpfung der Ehrenlegion ausgedrückt. Von diesem Institut ist in einem der vorhergehenden Abschnitte die Rede gewesen. Man muß es aber nicht sowol als die Quintessenz des ganzen Frankreichs in Beziehung auf Virtuosität, denn als das Model oder den Prototypus des

ganzen französischen Reichs betrachten. In der That wäre die Ehrenlegion nichts weiter, als ein Institut zur Aufrechthaltung des Concordats und zur Verhinderung der Rückkehr des Feudalwesens, so würde sie zuletzt ein sehr überflüssiges Institut seyn; denn so nothwendig das Feudalwesen in Frankreich über den Haufen geworfen wurde, eben so nothwendig wird es durch die in der Revolution erfolgte Versetzung des Vermögens in seiner Vernichtung erhalten; und was das ehemalige Verhältniß der Kirche zu dem Staat betrifft, so darf die Rückkehr desselben um so weniger gefürchtet werden, da durch den Einsturz des Feudalsystems dieselbe unmöglich wurde. Ueberhaupt kann man sich darauf verlassen, daß dieselbe Erscheinung niemals wiederkehrt; aus keinem anderen Grunde, als weil, den Entwickelungsgesetzen zufolge, alles Menschliche sich verwandeln muß, und wenn die Verwandlung einmal geschehen ist, jeder Zurücktritt in die vorige Gestalt in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Ist aber Beschützung der Gleichheit und des Concordats nur der öffentliche (vorgegebene) Endzweck der Ehrenlegion, so entsteht die Frage, welches der geheime (wahre) Endzweck dieser Institution sey?

Auf diese Frage kann ich nur folgende Antwort geben:

Alle Virtuosität zerfällt zuletzt in die des Gemüths und in die des Geistes. Beide haben für die Gesellschaft einen gleich hohen Werth; beide sind aber sehr wesentlich von einander verschieden. Am besten erkennt man sie aus ihren Wirkungen. Die erstere offenbart sich in einzelnen kritischen Momenten, worin sie ein besonderes oder allgemeines Interesse umfaßt und sich demselben mit Verleugnung aller Selbstheit hingiebt; ihre allgemeinste Grundlage ist Wohlwollen, Liebe, Moralität. Die letztere offenbart sich entweder in ganz neuen Schöpfungen oder in Ausbildung der schon vor-

handenen; ihr Gebiet sind die Künste und Wissenschaften; ihr Fundament diejenige Intelligenz, wodurch die Schranken des menschlichen Wissens erweitert werden und die Gesellschaft mit den neuen Wahrheiten neue Bequemlichkeiten und Genüsse erhält. Bei dieser ganz verschiedenen Tendenz beider Virtuosität darf man sich nicht darüber wundern, daß sie, sehr seltene Fälle ausgenommen, nie in demselben Subject vereinigt sind. Wer in das Innere der menschlichen Natur tiefer eingedrungen ist, weiß nicht nur, daß sie sich in der Regel einander ausschließen, sondern sieht auch ein, warum sie sich einander ausschließen müssen. Die Regel ist: Je niedriger in der Intelligenz, desto heftiger in allen Gefühlen, und je höher in der Intelligenz, desto gemäßigter und gelassener in allen Gefühlen. Es versteht sich hierbei ganz von selbst, daß es für die Intelligenz kein anderes Maximum giebt, als das der jedesmaligen Entwickelung in der Zeit und im Raume; aber wenn gleich hieraus folgt, daß die menschliche Intelligenz nie als vollendet betrachtet werden kann, so hebt dieses doch den Unterschied des Gemüthes und Geistes nicht auf, und in einer großen Gesellschaft kann es sehr wohl der Fall seyn, daß man, wenn sie einander gegenüber stehen, (welches nur allzuhäufig der Fall ist) auf Mittel bedacht seyn muß, den natürlichen Antagonismus beider auszugleichen. Und dies ist, behaupte ich, Bonaparte's wahre Absicht bei Stiftung der Ehrenlegion. Gemüth und Geist, so wie sich beide in einer zahlreichen Nation offenbaren, sollen einander näher gebracht werden, sich befreunden, sich gegenseitig in einander aufnehmen und auf diese Weise einen neuen Adel bilden, welcher alle Vorzüge des Erbadels vereinigt, ohne daß noch länger von den Nachtheilen die Rede ist, welche die Erblichkeit mit sich führt.

Von dem, was Verdienst genannt werden kann, hatte man bisher allzu eingeschränkte Begriffe. Weil die

Kraft des Gemüths in den Zeiten der Crisis den Ausschlag giebt, wurde sie vorzugsweise geachtet; und daher die Erscheinung, daß das militärische Verdienst in dem ausschließenden Besitze aller Auszeichnungen war. Die Ungerechtigkeit, welche man dadurch an allen übrigen Wohlthätern der Gesellschaft beging, war um so schreiender, da alle militärische Wirksamkeit, bei der gegenwärtigen Art Krieg zu führen, ihre Basis in der Industrie der ganzen Gesellschaft hatte, und jeder, der durch irgend eine neue Entdeckung oder Erfindung das gesellschaftliche Leben vermehrte, oder auch nur besser stützte und sicherte, einen um so gegründeteren Anspruch auf Auszeichnung hatte, je dankbarer die ganze Gesellschaft, den Staatschef allein ausgenommen, für die neue Schöpfung war. Diese Ungerechtigkeit mußte irgend einmal aufhören; und ist es ein Gegenstand der Verwunderung, wenn sie da zuerst aufhörte, wo durch das Militär so weit vorgearbeitet war, daß der Staat durch seinen Umfang und seine Massen sich gleichsam von selbst beschützte? Hier mußte also die Virtuosität des Geistes in ihre unverjährbaren Rechte zuerst zurücktreten und ihre Ansprüche auf Huldigung neben der Virtuosität des Gemüths erneuern. Beide noch länger von einander getrennt zu halten, würde in der That nicht nur unpolitisch gewesen seyn, sondern sogar zu Beschwerden über denjenigen geführt haben, welcher als Staatschef die höchste Intelligenz repräsentirte und vermöge seines Geschäfts die meiste Gelegenheit hatte, den Zusammenhang und das Verhältniß zu durchschauen, worin, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Gemüthsmassen mit den Geistesmassen im Staate standen. Doch selbst unaufgefordert erkannte Bonaparte das Bedürfniß des französischen Staats und erwarb sich das Verdienst, eine Institution erdacht zu haben, worin alles, was nur als wohlthätig für die Gesellschaft erschien, zusam-

mentrat und zur Fahne des gemeinschaftlichen Vaterlandes schwur.

Die Ehrenlegion ist noch sehr jung und steht in einer Unschuld da, welche den gemeinen Beobachter nur allzu leicht verführen kann, weder etwas Gutes noch etwas Böses von ihr zu erwarten. Alles, was man indessen mit Wahrheit von ihr sagen kann, ist: daß ihre Zeit noch nicht gekommen ist. Ich meine die Zeit ihrer Reife. Bleibt die französische Regierung dem Grundsatz getreu, nur solche Mitglieder in dies Institut aufzunehmen, die sich durch Kopf oder Herz um die Gesellschaft verdient gemacht haben, so zwingt sie sich dadurch von der einen Seite selbst zur Tugend, indessen die Ehrenlegion von der andern eine nicht zu berechnende Kraft gewinnt, welche alles mit sich fortreißet. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß das übrige Europa der Entstehung dieser heiligen Schaar mit weit mehr Gleichgültigkeit zugesehen hat, als es wol sollte. Nicht als ob von ihrem Unternehmungsgeiste das Mindeste für die Ruhe anderer Länder zu befürchten wäre — ein solcher Geist ist gar nicht in ihr und kann ihr niemals eigen werden — sondern weil die Kraft, die sie dem ganzen französischen Staate zu geben nicht verfehlen kann, der französischen Revolution in ihrer ursprünglichen Richtung gegen das Feudalwesen den vollständigsten Triumph verschafft. Sie ist gleichsam die Verklärung der französischen Revolution; denn in ihr ist alles concentrirt, was Kraft genannt werden kann, und indem jeder französische Bürger in ihr die vollständigste Garantie der Gleichheit und Freiheit besitzt, hat der ganze Staat in ihr die bestimmteste Anlage zu einer Mischung von Sparta und Athen.

Dies aber ist das Ideal, das Bonaparte'n in Beziehung auf den französischen Staat unaufhörlich vorschwebt. Von ihm selbst könnte man sagen, daß er das Symbol eines solchen Staats sey; denn in seiner Indi-

vidualität ist die höchste Kraft des Gemüths mit der höchsten Kraft des Geistes verschmolzen. Im Grunde thut er nichts weiter, als diese Individualität auf den französischen Staat übertragen, ungefähr eben so, wie jeder Künstler in seinen Kunstgebilden sich zuletzt nur selbst darstellt. Den Helden und Herrscher in ihm könnte man übersehen, ohne ungerecht gegen ihn zu werden. Was eigentlich in Betrachtung gezogen werden sollte, ist der hohe poetische Schwung seines ganzen Wesens. Das Schicksal hat über ihn, wie über alle anderen Sterblichen, entschieden, als es ihn gerade in die Bahn warf, die wir ihn jetzt durchwandeln sehen. In welche Bahn es ihn aber auch geworfen haben möchte, immer würde er sich auf derselben ausgezeichnet haben durch den Schöpfergeist, der in ihm lebt und webt. Es war die Kraft des Gemüths, was ihn zu dem Militär hinzog; aber es war die Kraft des Geistes, die ihn an die Spitze der Armeen und von hier aus an die Spitze eines großen Staats führte. Beide Kräfte wirken noch unablässig in ihm; und wenn er vermöge des Umfangs seines Gemüths den französischen Staat mit wahrer Liebe umfaßt — mit einer Liebe, welche alle Selbstheit vernichtet; so weiß er vermöge des Umfangs seines Geistes alle die Mittel aufzufinden, welche ihn zu dem Wohlthäter Frankreichs machen. Die Dinge in ihrer Realität begreifen und sich wiederum über alle Realität hinauszuschwingen, in der Region der Ideen leben, neue Combinationen bilden und durch diese eine neue Realität gründen — dies ists, was ihn ausgezeichnet hat und künftig auszeichnen wird. Für ihn ist alles vorhanden, was den Menschen veredelt und, wenn man mir diesen Ausdruck gestatten will, vergöttlicht; für ihn ist nichts vorhanden, was den Menschen verschlechtert, und, nach dem Ausdruck eines römischen Dichters, den göttlichen Theil unseres Wesens zur Erde herabzieht. Ein-

fach in seiner ganzen Lebensweise, ist er vielleicht für den Augenblick aus seiner natürlichen Bahn herausgetreten; aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er um so schneller in dieselbe zurückkehren wird, je geschwinder er seine großen Zwecke erreicht. Er kann hierin keine Ausnahme von der Regel machen, nach welcher großen Männern alles lästig und zuwider ist, was sie an der Entwickelung ihrer Größe verhindert, und man wird ihn in einem höheren Alter in derselben Simplicität dastehen sehen, welche einem Friedrich dem Großen die Anbetung aller seiner Zeitgenossen erwarb. Wie er angefangen hat, so wird er endigen, und gewiß mit einem ganz anderen Gefühl von der Bühne seines thätigen Lebens abtreten, als der Imperator Augustus, der seinen umstehenden Freunden die läppische Frage vorlegte: Ecquid iis videretur mimum vitae commode transegisse? Eine solche Frage diktirt nur das Gefühl des poetischen Unvermögens, wodurch die ganze Regierungskunst in Schauspielerei verwandelt wird.

Wollte man die Schwierigkeiten, welche Bonaparte zu überwinden hat, ehe er ans Ziel gelangen kann, einzeln aufzählen, so würde man kaum zu Ende kommen. Da alle in dem Punkt zusammenlaufen, daß die Franzosen, verschüchtert durch das, was sie seit einem Jahrhundert von dem Despotismus der Verwaltung gelitten haben, kein unbedingtes Vertrauen in seine Regierung setzen; so kommt zuletzt auch alles auf eine große Operation an, wodurch das entflohene Vertrauen zurückgerufen wird. Um seinem Ideal diejenige Realität zu geben, welche erforderlich ist, damit es auch außer ihm existire, wird es vor allen Dingen nöthig seyn, daß er dem gegenwärtigen Zustande der Finanzen eine Wendung ertheile, worin alle Bürger des französischen Staats ihre Rechnung finden. Sein Werk ist von dem Augenblick an vollendet, wo alles, was Franzose heißt, sich ihm eben so hingiebt, als er selbst sich dem Staate

hingegeben hat; aber dies wird nicht eher der Fall seyn, als bis die kaiserliche Macht durch ein umfassendes Creditsystem magnetisirt worden ist. Es mag zu bedauern seyn, daß in Metallen eine Kraft enthalten ist, die einen so fähigen Staatschef auf seiner großen Bahn zurückhält; allein diese Kraft kann nun einmal nicht vernichtet werden, und Bonaparte's Sache ist es, sie in einen Hebel für seine eigene Größe zu verwandeln. Sich ihrer bemächtigen, heißt, sich aller Franzosen bemächtigen, und in der Unumschränktheit eines Gottes dastehen. Die Zeit allein kann uns lehren, ob Bonaparte diese höhere Kraft besitzet; aber wahrscheinlich ist es, daß er auch das größte aller Probleme lösen wird, da er alle bisherigen mit so viel Gewandtheit gelöset hat.

Vielleicht wird Bonaparte mit allen seinen herrlichen Eigenschaften nirgend allgemeiner verkannt, als in Frankreich selbst, wo man so sehr gewohnt ist, mit der Idee der höchsten Macht die Nebenidee des Misbrauchs derselben zu verbinden. Dies verschlägt indessen sehr wenig, da er, durch ein großes Bedürfniß gehalten, seinen Endzweck auch gegen den Willen der Mehrheit der Franzosen erreichen muß, wenn er fortfährt, in alle seine Schritte den hohen Grad von Behutsamkeit und Vorsicht zu legen, die seine Regierung bisher ausgezeichnet haben. Personen, welche, unbekannt mit den Entwickelungsgesetzen der menschlichen Natur, da Früchte suchen, wo die Saat so eben ausgestreut ist, werden sich hiervon nicht überzeugen; aber solchen Personen ist nicht zu helfen. Wird Bonaparte nicht durch das Weltgeschick selbst verhindert, seine Individualität auf Frankreich überzutragen, so wird dies Reich nach ungefähr 15 bis 20 Jahren in dem allerachtungswürdigsten Zustande dastehen. Wie viel die Engländer auch von ihrem Genie im Parteikampfe verloren haben mögen, so besitzen sie doch noch immer Einsicht genug, um

dies vorherzusehen. Alle gegen das Leben des französischen Staatschefs angestifteten Verschwörungen sind ein unumstößlicher Beweis davon. Vergebens besteht Frankreich auf Beobachtung des Völkerrechts in einem Kriege um politische Existenz; in einem solchen Kampf kann nicht von Verbrechen die Rede seyn. Was die Franzosen allein in Betrachtung ziehen sollten, ist die hohe Wichtigkeit, welche das englische Ministerium auf Bonaparte's Schöpferkraft legt. Es muß ein wahrhaft großer Mann seyn, zu dessen Vernichtung man so viele Werkzeuge in Bewegung setzet. Ganz anders verfuhr das brittische Ministerium mit den Königen von Frankreich und den Demagogen der Revolution; und richtete Bonaparte den französischen Staat eben so zu Grunde, wie jene, so konnte er vor den Engländern sehr ruhig seinen Weg fortsetzen. Wer das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden weiß, begreift ohne Mühe, daß es nicht der Kaiser in Bonaparte'n, sondern das Individuum Bonaparte im Kaiser ist, wogegen alle Höllenmaschinen und Dolche gerichtet sind. Bis jetzt haben die Engländer die allerstärksten Lobreden auf Bonaparte gehalten.

Ich glaube durch alle diese Abschnitte bewiesen zu haben, daß diejenigen sich in einem gewaltigen Irrthum befinden, welche sich überreden, die französische Revolution habe keine ihrer Verheißungen erfüllt und Bonaparte dieselbe vollends rückgängig gemacht. Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgangen seyn, daß die eherne Mauer, von welcher in der Einleitung zu diesem Buche die Rede war, wirklich errichtet worden ist, ehe die beiden äußersten Enden in einander liefen. Diese eherne Mauer heißt Ehrenlegion, und gerade der Stifter derselben, den man bisher immer beschuldigte, die Gebrechen der alten Verfassung zurückzuführen, ist derjenige gewesen, der das allermeiste zur völligen Vernichtung derselben gethan hat. Nur wenn man die

ungleichartigsten Dinge mit einander vermengt und von keiner Sache in der Welt einen deutlichen Begriff hat, kann man das Gegentheil behaupten, ohne es jemals erweisen zu können.

Dreizehntes Kapitel.

Ueber Bonaparte's politische Wichtigkeit.

Vor dem Jahre 1802 glaubte man an die Möglichkeit eines dauerhaften Friedens zwischen Frankreich und England. Nach dem Bruch des Tractats von Amiens wurde es problematisch, ob ein solcher Friede ohne Aufhebung der politischen Existenz des einen oder des anderen Reichs statt finden könne. Die Schuld dieses Bruchs fällt nicht auf Frankreich zurück; nur England trägt sie, England, das in einem Zeitraum von ungefähr 150 Jahren eine Entwickelung erhalten hat, vermöge welcher der Wohlstand jedes Europäischen Reichs sein Verderben ist. In die Forderungen des englischen Ministeriums konnte Bonaparte nicht willigen, ohne die politische Freiheit der ganzen französischen Nation der Willkühr unerbittlicher Tyrannen hinzugeben; und indem er sich widersetzte, blieb nichts anderes übrig, als ein Kampf um politische Existenz. Seit dem Wiederausbruch der Feindseeligkeiten, standen zwei mächtige Reiche einander gegenüber, von welchen das eine (England) seine Eigenthümlichkeit, das andere (Frankreich) seine Freiheit retten wollte; und da Europa eine große Republik bildet, worin, selbst bei der höchsten Getheiltheit der Interessen ein so unzerstörbarer Zusammenhang statt findet, daß die Schicksale des einen Reichs immer, mehr oder weniger, die der übrigen sind, so richteten sich alle Blicke auf den Mann, der es wagte,

einem Ministerium zu widerstehen, welches bisher immer den Ausschlag gegeben hatte. Es kam auf nichts Geringeres an, als die Kraft eines ungeheuren Capitals zu überwinden, das, so lange es wachsen konnte, mit unwiderstehlicher Gewalt wirkte. Von der einen Seite eine Marine, welche der ganzen Welt trotzte, indem sie eine zusammenhängende Reihe beweglicher Festungen bildete; von der andern Seite Muth und Unternehmungsgeist bei unzureichenden Angriffsmitteln; mit einem Wort: die größte Seemacht und die größte Landmacht in einem Kampf begriffen, worin es nicht eher zur Entscheidung kommen konnte, als bis es für die letztere auf dem Meere ein Schlachtfeld gab, oder bis die erstere sich in eine tüchtige Landmacht verwandelt hatte. An Englands Verwandlung in eine bedeutende Landmacht war nicht zu denken. Natürlicher war Frankreichs Verwandlung in eine Seemacht; denn nachdem es seit anderthalb Jahrhunderten amphibischer Natur gewesen war, durfte es seine Kräfte nur vermehren, um sich zur vollendeten Seemacht auszubilden. Auch sah man große Anstalten, welche die feindliche Tücke vergeblich zu vernichten strebte. Nur blieb es bisher ungewiß, ob diese Anstalten mehr der Vertheidigung oder dem Angriffe gewidmet waren. Nie gab es einen ähnlichen Krieg. Hatte er anfangs das Ansehn, als ob die übrigen Mächte Europa's in demselben neutral bleiben könnten, so verschwand dieser Anschein von dem Augenblick an, wo Spanien durch Englands Gewaltthätigkeiten gegen seinen Willen auf den Kampfplatz gezogen wurde. Englands Verfahren gegen diese friedliche Macht bewies, daß England, wo möglich, mit der ganzen Welt Krieg haben wollte, wiewol es sich bis jetzt noch nicht dahin erklärt hat. Ein kleiner Schritt bleibt noch übrig; er besteht in der Erklärung, daß das brittische Ministerium keine Neutralität anerkenne. Von diesem Augenblick an ist Bonaparte eben so sehr der Mittelpunkt des Conti-

nents, als er der Mittelpunkt Frankreichs ist. Und hierin liegt seine politische Wichtigkeit.

Die Natur des gegenwärtigen Krieges und Bonaparte's eigentliche Bestimmung gehörig zu beurtheilen, muß man mit Englands Verfassung und dem Entwickelungsgrad, den diese Verfassung in den letzten 50 Jahren unserer Zeitrechnung erreicht hat, bekannt seyn. Ich werde in dem folgenden Buche zeigen, daß das Foment aller Antipathien, welche Europa in dem gegenwärtigen Augenblick ängstigen, in dem Mittelpunkt des großbritannischen Reichs zu suchen sey; daß die englische Constitution eine Quelle unaussprechlicher Leiden für Europa zu werden bestimmt ist; daß ein .... englischer König durch seinen Premierminister der Opferpriester des ganzen Continents wird, wofern der gegenwärtige Krieg nicht zum Vortheil Frankreichs ausschlägt. Dies alles werde ich so klar und bündig entwickeln, daß man endlich aus dem alten Irrthum erwachen soll, worin man in Beziehung auf England so lange gelebt hat. Wer nicht meines Glaubens ist, bekämpfe mich; aber er bekämpfe mich mit eben den Waffen, die ich gebraucht habe, das Vorurtheil zu zerstören, womit man der englischen Constitution abwechselnd ein: Jo triumphe und ein: Perpetua esto zurufte. Auf dem Wege der bloßen Spekulation kann man aus allem alles machen; es ist keine Unwahrheit so unwahr, daß sie sich auf ihm nicht in eine Scheinwahrheit verwandeln ließe. Die Erfahrung muß entscheiden und diese Erfahrung hab' ich allein zu Rathe gezogen.

Der neue Leviathan.

Drittes Buch.

England

in seiner Entwickelung seit dem Jahre 1688.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Jeder Zeitraum läßt irgend eine Spur zurück, in welcher man nach vielen Jahren nicht nur sein Daseyn, sondern auch seinen eigenthümlichen Charakter wiedererkennen kann. Seit mehr als dreitausend Jahren aber sind es vorzüglich die Autoren einer jeden Nation, welche ihr Andenken verewigen. Ich sage Autoren, nicht Schriftsteller; denn wenn es auch irgend einmal eine Zeit gegeben haben sollte, wo beides einerlei war, so ist diese Zeit längst vorüber. Von der großen Anzahl derer, welche eine größere oder kleinere Welt in Schriften anreden, können jetzt nur diejenigen für Autoren gehalten werden, die den Geist ihres Zeitalters am würdigsten darstellen und eben dadurch am stärksten auf ihre Mitwelt zurück wirken. Ubrigens besteht das Eigenthümliche des menschlichen Geistes darin, daß er von seiner Beschränktheit nicht eher eine Ahnung erhält, als bis die Schranken weggeräumt oder versunken sind. Immer glaubt er die Wahrheit erhascht zu haben; und immer ist er hinter derselben zurückgeblieben, oder ihr zuvor geeilt. Selbst das Absolute wird, vermöge der höheren Entwickelung, die wir erreichen, immer wieder zum Bedingten; und von allem, was der menschliche Verstand im Gebiete der Spekulation erwerben kann, ist die Kenntniß der Entwickelungsgesetze unstreitig das einzige Bleibende.

Wenn irgend einem Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts das Prädicat eines Autoren zukommt, so ist es Bacon, von welchem man mit Wahrheit sagen kann: er habe das ganze Gebiet des mensch-

lichen Wissens, so wie es in jenen Jahrhunderten da lag, umwandelt. Sogar sein Zeitalter erblickte in ihm das Licht der Welt; so sehr ehrte es in ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, die allgemeine Vernunft. Gleichwol stellen die Werke dieses Autors ihn beinah auf jeder Seite als das Produkt seines Zeitalters dar; denn selbst da, wo er das Absolute und Ewige auszusprechen glaubte, hat er nur immer das Bedingte und Vergängliche ausgesprochen. Um sich von der unermeßlichen Umwälzung zu überzeugen, welche in dem Gebiete des menschlichen Wissens seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, wo Bacon lebte und schrieb, zu Stande gebracht ist, darf derjenige, der dies Gebiet in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit kennt, nur eine Vergleichung mit dem Bilde anstellen, welches Bacon von demjenigen entwirft, das Er kannte. Das Resultat dieser Vergleichung kann, wenn man aufrichtig seyn will, nie ein anderes seyn, als zuletzt alles in der Geschichte untergeht und als etwas Bedingtes in ihr fortlebt.

Auch über Staatskraft und Staatenerweiterung philosophirte Bacon; dies beweisen seine vermischten Schriften, vorzüglich aber seine Abhandlung de profe-rendis finibus imperii. Man lese diese Abhandlung, um sich zu überzeugen, daß, wie scharfsinnig auch jede einzelne Bemerkung in derselben seyn mag, Bacon dennoch sehr weit davon entfernt war, irgend ein Prinzip zu kennen, nach welchem die Erweiterung des Staates nothwendig erfolgen muß, und daß er in eine nicht geringe Verlegenheit gekommen seyn würde, wenn ihm der Auftrag geworden wäre, an der Spitze des englischen Staates die Vorwürfe zu vermeiden, die er in der Einleitung zu seiner eben genannten Abhandlung den Staatsmännern seiner Zeit mit einer Freimüthigkeit macht, aus welcher nur allzu viel Erbitterung durchschimmert. Indessen enthält diese Abhandlung Einen Gedanken, der, wiewol er dem Insulaner näher liegt,

als dem Bewohner des festen Landes, ein rühmliches Zeugniß für Bacons große Beurtheilungskraft ablegt und so glücklich ausgedrückt ist, daß er, besonders in unseren Zeiten, nicht oft genug wiederholt werden kann. England hatte bis zu Bacons Zeiten seine Stärke bei weitem mehr in Land- als in Seekriegen offenbart; und gerade als wenn der Philosoph seine Zeitgenossen auf diese zwecklose und verkehrte Anwendung der Nationalkraft hätte aufmerksam machen wollen, ruft er ihnen rasch und unvorbereitet zu:

„Die Herrschaft zur See ist die Quintessenz der Universalmonarchie. Cicero sagt in einem seiner Briefe an den Attikus, worin von den Rüstungen des Pompejus gegen den Cäsar die Rede ist: „„der Plan des Pompejus ist beinah ein Themistokleischer; denn er glaubt, daß derjenige, der sich des Meeres bemächtigt, in den Besitz der Weltherrschaft komme.““ Auch hätte Pompejus den Cäsar gewiß aufgerieben, wäre er nicht in einer Art von Aberwitz von seinem ersten Plan abgegangen. Wie viel von dem Ausgange der Seeschlachten abhängt, liegt in mehreren Beispielen am Tage. Die Schlacht bey Actium entschied über die Weltherrschaft; die Schlacht bei Lepanto zog dem Türken einen Ring durch die Nase. Es ist wenigstens sehr oft der Fall gewesen, daß Siege zur See den ganzen Endzweck des Krieges vereitelt haben, wiewol dies nur immer dann geschehen konnte, wenn Alles dahin gediehen war, daß eine Seeschlacht den Ausschlag geben mußte. Uebrigens ist es keinem Zweifel unterworfen, daß, wer sich der Herrschaft zur See bemächtigt, in einer großen Freiheit existirt, in sofern es in seiner Macht steht, an dem Kriege gerade so viel Antheil zu nehmen, als er will, während die überlegenste Landarmee mit tausend Bedrängnissen zu ringen hat. Bei uns Europäern, wenn irgend jemals und irgendwo, ist die Seemacht zur Erlangung der Oberherrlichkeit von der höch-

sten Bedeutung, einmal, weil die meisten Europäischen Monarchen nicht bloß mittelländische, sondern auch größtentheils vom Meere umgebene sind; zweitens, weil die Schätze und Reichthümer beider Indien als das Accessorium der Herrschaft zur See betrachtet werden können. Glücklicherweise ist die Herrschaft zur See bestimmt, die Morgengabe des britannischen Reiches zu werden." *)

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß Bacon in dieser Stelle nur die Tendenz seines Vaterlandes angab. Von den Mitteln und Wegen zur Erreichung des großen Zieles hatte er eben so wenig eine Ahnung, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Angenommen, daß alles, was seit zwei Jahrhunderten in England wirklich geschehen ist, um sich in den Besitz der Quintessenz der Universalmonarchie zu setzen, unumgänglich nothwendig geschehen mußte; wo war alsdann der menschliche Verstand, der sich getraute, eine solche Reihe von Begebenheiten anzuordnen und zu leiten? Wäre er vorhanden gewesen, so würde er ein übermenschlicher gewesen seyn. So wie die einsichtsvollsten Franzosen von der Revolution behaupten, sie sey nicht gemacht worden, sondern sie habe sich selbst gemacht; eben so kann man auch von Britanniens Größe behaupten, daß sie, weit entfernt das Produkt der Absicht zu seyn, nur das des Zufalls ist. Wie sie gegenwärtig in halber Realität und in halber Idealität dastehet, ist sie das Werk des Antagonismus, in welchen die Aristokratie unter Carls des Ersten Regierung mit der Suveränität des Staatschefs gerieth. Von dem Augenblick an, wo das Prinzip der Trennung der ganzen Regierungsmaschine zum Grunde gelegt war, und das, was gegenwärtig englische Constitution genannt wird, unerschütterlich dastand, von diesem Augenblick an wurde auch der erste Anfang der englischen National-

*) S. Francisci Baconi Operum Vol. VI.

schuld gemacht. Beide waren von jetzt an nur für und durch einander vorhanden, und die gegenseitige Unterstützung, die sie sich leisteten, entschied über den ganzen Nationalcharakter so sehr, daß alles, was in einer früheren Epoche von Antinationalität in demselben gewesen war, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet wurde, und die Engländer, welche als eine handeltreibende Nation die Freunde des ganzen menschlichen Geschlechts seyn sollten, die entschlossensten Feinde desselben werden und so zu ihrer gegenwärtigen Größe empor steigen mußten. Da, wo der Rhein entspringt, kann man über ihn wegschreiten; da wo er sich ins Meer ergießet, ist er der majestätischste der Ströme. Auf gleiche Weise verhält es sich mit Britanniens Größe. Die Furcht vor dem Despotismus des Staatschefs gab ihr Entstehung, die Excentricität, welche immer das Resultat der Trennung der gesetzgebenden und vollziehens Macht ist, schenkte ihr Leben, die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens führte sie zur Idealität hin.

Was hier behauptet wird, soll auch bewiesen werden; das ganze gegenwärtige Buch ist diesem Endzweck gewidmet. Vorher aber erlaube man mir, Hume's Gedanken über den öffentlichen Credit einzuschalten. Es ist mir dabei nicht sowol um eine Autorität, als um einen festen Punkt zu thun, von welchem ich ausgehen kann. Man wird sich überzeugen, daß Hume, wie richtig er auch über den öffentlichen Credit raisonnirt, weder den Ursprung der englischen Nationalschuld, noch die Nothwendigkeit einer beinah unendlichen Progression derselben begriffen hat. Wäre das erstere der Fall gewesen, so hätte er als Philosoph das Verfahren der englischen Regierung durchaus nicht tadeln können; und hätte ihm die letztere eingeleuchtet, so würde er den Augenblick der Krisis minder nahe gewähnt haben. Auch seine Abhandlung beweiset, daß die Zeit eine Entwickelung mit sich führt, die sich selbst

durch den umfassendsten Geist nicht anticipiren läßt. Mögen doch alle seine Warnungen für den gegenwärtigen Augenblick noch so überflüssig scheinen; ja mögen sie, in sofern dabei auf das Unabänderliche der englischen Constitution keine Rücksicht genommen wurde, zu allen Zeiten sehr überflüssig gewesen seyn; immer ist und bleibt es ausgemacht, daß die Größe der Nationalschuld das Verderben des großbritannischen Reichs ausmacht. Vergeblich sagt man: Ein Staat, der bisher jeder Prophezeihung eines nahen Unterganges getrotzt habe, werde derselben noch länger trotzen; dies heißt nicht mehr und nicht weniger, als: ein Kranker, den die Aerzte aufgegeben haben, weil der Keim des Verderbens in allen seinen Organen wirkt, werde ewig leben, weil er noch nicht gestorben ist.

Doch wir wollen uns nicht vorgreifen, um nicht das Ansehn zu gewinnen, als folgten wir in unserer Untersuchung weniger den Aussprüchen des Verstandes, als denen des Gemüths, da es doch durchaus nicht in unseren Plan gehört, irgend einem Vorurtheil nachzugeben. Wir wollen vielmehr nach den einmal vorhandenen Facten ganz neue Urtheile bilden und auf jeden Sieg Verzicht leisten, den der Verstand nicht über den Verstand davon trägt.

Zweites Kapitel.

Hume's Gedanken über öffentlichen Credit.

„Es war das allgemeine Verfahren des Alterthums, in Friedenszeiten für die Bedürfnisse des Krieges zu sorgen und Schätze zu sammeln, um in ihnen die Werkzeuge der Eroberung oder Vertheidigung zu besitzen und

nicht genöthigt zu seyn, in den Zeiten der Unordnung und Verwirrung zu außerordentlichen Auflagen seine Zuflucht zu nehmen oder wohl gar zu borgen. Platon sagt uns, daß selbst die frugalen Lacedämonier einen großen Schatz gesammelt hatten, und Arrian und Plutarch führen die Reichthümer an, welche Alexander bei der Eroberung von Susa und Ecbatana in Besitz nahm; Reichthümer, welche zum Theil seit den Zeiten des Cyrus zurückgelegt waren. Irr' ich nicht, so erwähnt die Schrift des Schatzes des Hesekias und der jüdischen Fürsten; aber gewiß ist es, daß die Profan-Geschichte von dem Schatz der macedonischen Könige Philippus und Perseus spricht. Die alten gallischen Republiken hatten nach Strabo immer große Summen vorräthig. Jeder hat von dem Schatz gehört, den Julius Cäsar während der Bürgerkriege zu Rom in Beschlag nahm. Die weiseren Imperatoren Augustus, Tiberius, Vespasianus, Severus u. s. w. beobachteten die kluge Vorsicht, große Summen zur Bestreitung dringender Staatsbedürfnisse zurückzulegen.

In neueren Zeiten hingegen ist es beinah allgemeine Gewohnheit geworden, die öffentlichen Einkünfte zu verpfänden und sich darauf zu verlassen, daß die Nachkommenschaft in Friedenszeiten die Schulden bezahlen werde, die während des vorhergegangenen Krieges gemacht sind. Diese aber, indem sie das schöne Beispiel ihrer weisen Väter vor Augen hat, setzt kein geringeres Vertrauen in die Bereitwilligkeit ihrer Enkel; und diese sehen sich denn bei weitem mehr aus Noth denn aus freier Wahl bewogen, die verdreifachte Bürde auf ihre Nachkommen abzuwälzen. Doch um die Zeit nicht mit Declamationen über ein Verfahren zu verschwenden, das so handgreiflich verderblich ist, wollen wir bloß bemerken, daß die Maximen der Alten in dieser Hinsicht bei weitem klüger waren, als die der Modernen, selbst wenn die letzteren sich in vernünftigen Schranken gehalten und gewissen-

haft dafür gesorgt hätten, Schulden, welche während eines kostspieligen Krieges gemacht waren, in Friedenszeiten wieder abzutragen. Denn warum sollte der Fall zwischen dem Publikum und einem Individuum so verschieden seyn, das wir genöthiget wären, verschiedene Maximen für das Verhalten beider aufzustellen? Ist das Vermögen des ersteren größer, so sind die nothwendigen Ausgaben, die es zu machen hat, verhältnißmäßig stärker; sind seine Hülfsquellen zahlreicher, so sind sie nicht unendlich; und indem seine Verfassung auf eine weit längere Dauer berechnet werden sollte, als die Existenz eines Individuums oder selbst einer Familie, so sollte sie auch Maximen umfassen, welche groß, dauerhaft und edelmüthig, kurz der vorauszusetzenden Ausdauer ihrer Existenz angepaßt wären. Allerdings zwingt der Drang menschlicher Angelegenheiten nur allzu häufig zum Vertrauen auf glücklichen Zufall und temporäre Hülfsmittel; allein wer sich aus freiem Entschluß von solchen Rettungsmitteln abhängig macht, hat im Unglück mehr seine eigene Thorheit anzuklagen, als das Misgeschick, das ihn verfolgt.

Sind die Misbräuche eines Schatzes gefährlich, indem derselbe zu unüberlegten Unternehmungen oder zur Vernachlässigung der militärischen Disciplin verleitet; so sind die Misbräuche des Verpfändens öffentlicher Einkünfte noch weit gewisser und unvermeidlicher. Armuth, Unvermögen und Unterwerfung unter fremde Mächte sind die letzten Folgen eines solchen Verfahrens.

Dem modernen Verfahren zufolge ist der Krieg mit allen nur möglichen Nachtheilen verbunden; nämlich, mit Menschenverlust, mit Vermehrung der Taxen, mit Verfall des Handels, mit Verschleuderung des Geldes, mit Raub zu Wasser und zu Lande. Dem Verfahren der Alten zufolge, diente die Eröfnung des öffentlichen Schatzes, weil sie immer mit einem ungewöhnlichen Zufluß an Gold und Silber verbunden war, zu einer tem-

prären Aufmunterung der Industrie, und machte dadurch, wenigstens in einem gewissen Maaße, die unvermeidlichen Calamitäten des Krieges wieder gut.

Was soll man also zu dem Paradoxon sagen: daß öffentliche Bürden, abgesehen von aller Nothwendigkeit sie aufzulegen, an und für sich selbst vortheilhaft sind, und daß folglich ein Staat, selbst wenn er von keinem auswärtigen Feinde gedrängt wird, schwerlich auf ein weiseres Mittel zur Beförderung des Handels und Reichthums verfallen könnte, als in der unbegränzten Schöpfung neuer Fonds, Schulden und Taxen enthalten ist? Dergleichen Reden würden, wie die Lobreden auf die Narrheiten und das Fieber, auf Busiris und Nero, für Uebungen des Witzes in den Schulen der Rhetoren gehalten worden seyn, hätten wir diese abgeschmackten Maximen nicht von großen Ministern und einer ganzen Partei in England in Schutz nehmen gesehen. Und diese verfänglichen Argumente (denn die Benennung der spezidsen verdienen sie nicht einmal) dienten wenigstens, die Partei des Lords Oxford in Athem zu erhalten und den Verstand der Nation zu verwirren, wenn sie auch nicht die Grundlage seines eigenen Verfahrens werden konnten, weil er allzu viel Einsicht dazu hatte.

Untersuchen wir die Folgen öffentlicher Schulden sowohl für unsere häusliche Wirthschaft, vermöge ihres Einflusses auf Handel und Industrie, als für unsere auswärtigen Verhandlungen, vermöge ihrer Einwirkung auf Kriege und Negotiationen.

Es giebt ein Wort, das hier zu Lande in dem Munde eines Jeden ist, und, wie ich finde, sogar von auswärtigen Schriftstellern eben so häufig gebraucht wird, als von den englischen. Das Wort heißt Circulation und muß, gleich einem Universalmittel, für alles haften. Nun gestehe ich sehr gern, daß ich, seit meinen Schuljahren die Bedeutung desselben in Beziehung

auf den vorliegenden Gegenstand gesucht habe, daß ich sie aber niemals habe finden können. Welchen möglichen Vortheil kann die Nation von der leichten Versetzung eines Papiergeldes aus einer Hand in die andere einernten? Oder läßt sich irgend ein Vergleich zwischen der Circulation anderer Bequemlichkeiten und der Circulation der Schatzkammerscheine und India-Obligationen anstellen? Wo ein Manufacturist seine Waren mit Leichtigkeit an den Kaufmann, dieser an den Krämer und dieser an seine Kundleute verkauft, da findet Industrie statt; denn da hat der erste Vertheiler (der Manufacturist) die nöthige Aufmunterung, und die Folge davon ist, daß er mehrere und bessere Bequemlichkeiten derselben Gattung producirt. Eine Stagnation ist hier verderblich; denn sie wirkt zurück und lähmt die industriöse Hand in der Hervorbringung dessen, was dem menschlichen Leben ersprießlich ist. Aber welche Production wir dem Börsensaal verdanken, ja selbst welche Consumtion, die des Kaffees, der Federn, der Dinte und des Papiers allein ausgenommen, hab' ich bis jetzt noch nicht einsehen können; und eben so wenig läßt sich der Verlust oder Verfall irgend eines wohlthätigen Handels oder irgend einer Bequemlichkeit absehen, sollte auch die Börse mit allen ihren Besuchern in die Wellen des Oceans versinken.

Doch obgleich dieser Ausdruck von denjenigen, welche am allernachdrücklichsten auf die aus der Circulation hervorgehenden Vortheile dringen, nie erklärt worden ist, so scheint gleichwohl eine Wohlthat ähnlicher Art aus unseren öffentlichen Lasten zu entstehen. In der That, welches menschliche Uebel ist nicht von irgend einem Vortheil begleitet? Hierüber müssen wir uns ausführlicher erklären, um das Gewicht, das wir ihm zugestehen können, genau zu bestimmen.

Oeffentliche Sicherheit ist bei uns eine Art von Geld geworden und circulirt um den kurrenten Preis eben so

schnell, als Gold und Silber. Wo sich irgend eine vortheilhafte Unternehmung darbietet, sey sie auch noch so kostspielig, da fehlt es nie an Händen, die bereitwillig sind, sich mit ihr zu befassen. Auch braucht ein Handelsmann, der in den öffentlichen Stocks bedeutende Summen besitzet, niemals Bedenken zu tragen, sich in den ausgebreitetsten Verkehr einzulassen, da er ein Vermögen besitzet, wodurch er den plötzlichsten Anforderungen, die man an ihn machen kann, gewachsen ist. Kein Kaufmann hält es für nöthig, viel baares Geld im Hause zu haben; Banknoten, India-Obligationen, besonders aber die letzteren, erfüllen dieselbe Absicht; denn er kann sie innerhalb einer Viertelstunde bei einem Bankier verkaufen oder versetzen, und bis dahin sind sie, selbst eingeschlossen, nicht müssig, sondern bringen ihm eine sichere Revenue. Kurz: Unsere Nationalschulden versehen den Kaufmann mit einer Art von Geld, das sich in seinen Händen ununterbrochen vermehrt, und abgesehen von allen Handelsvortheilen, sichern Gewinn bringt. Und dies muß ihn in den Stand setzen, gegen einen geringeren Vortheil zu verkehren. Der kleine Profit des Kaufmanns aber macht jede Bequemlichkeit wohlfeiler, verursacht eine große Consumtion, belebt die Arbeit des gemeinen Volks und hilft Künste und Industrie durch die ganze Gesellschaft verbreiten.

Es giebt auch in England, wie in allen Staaten, welche Handel und öffentliche Schulden haben, eine Classe von Menschen, welche halb Kaufleute, halb Stocksinhaber sind und allen Voraussetzungen nach um einen geringen Vortheil verkehren müssen, weil der Handel nicht ihre Haupt- oder einzige Stütze ist und ihre Einkünfte aus den Fonds eine sichere Hülfsquelle für sie selbst und für ihre Familien sind. Wo es keine Fonds giebt, da fehlt es Großhändlern an den Mitteln, einen Theil ihres Profits zu realisiren, oder zu sichern, wofern sie

ihn nicht zum Ankauf von Ländereien verbrauchen. Ländereien aber stehen in mehr als einer Hinsicht hinter Fonds zurück. Da sie nämlich sehr viel Sorgfalt und Aufsicht erfordern, so zersplittern sie die Zeit und Aufmerksamkeit des Kaufmanns. Bei einer in Versuchung führenden Veranlassung zu großem Gewinn lassen sie sich ferner nicht so leicht in Geld verwandeln; und da sie theils durch die mannichfaltigen Vergnügungen, die mit dem Besitz derselben verbunden zu seyn pflegen, theils durch das staatsbürgerliche Ansehen, das sie gewähren, allzu stark anziehen, so verwandeln sie den Städter nur allzu leicht in einen Landedelmann. Es läßt sich also annehmen, daß da, wo es Fonds giebt, mehrere Menschen von großem Vermögen und Einkünften dem Handel getreu bleiben werden; und dies, man muß es gestehen, ist von einigem Vortheil für den Handel durch Verminderung des Profits, Beförderung der Circulation und Belebung der Industrie.

Allein man erwäge im Gegensatz von diesen beiden günstigen Umständen, welche vielleicht von keinem grossen Belange sind, die mannichfaltigen Nachtheile, welche unsere öffentlichen Schulden in Beziehung auf die innere Staatsökonomie begleiten; und man wird finden, daß das Böse und Gute, das aus ihnen hervorgeht, keine Vergleichung zuläßt.

Erstlich, ist es ausgemacht, daß Nationalschulden einen mächtigen Zufluß des Volkes und der Reichthümer nach der Hauptstadt verursachen, theils vermöge der großen Summen, welche zur Bezahlung der Interessen dieser Schulden in den Provinzen gehoben werden, theils auch vermöge der Vortheile, welche sie den Kaufleuten der Hauptstadt vor allen übrigen Kaufleuten des Königreichs gewähren. Hier entsteht die Frage: Ob es dem öffentlichen Besten entspricht, daß auf London so mannichfaltige Privilegia gehäuft werden, da diese Stadt bereits einen ungeheuren Umfang ges-

wonnen hat und sich täglich zu erweitern scheint? Sehr viele Personen zittern vor den Folgen. Was mich betrifft, so bin ich der Meinung, daß, obgleich der Kopf für den Körper, der ihn trägt, bei weitem zu dick ist, dennoch die ungemein glückliche Lage dieser Hauptstadt viele von den Nachtheilen aufhebt, welche eine bei weitem kleinere Hauptstadt für ein größeres Königreich haben würde. Es ist ein weit größerer Unterschied in den Preisen aller Provisionen von Paris und Languedoc, als in denen von London und Yorkshire.

Zweitens, da öffentliche Stocks eine Art von Papiercredit sind, so führen sie auch alle die Nachtheile mit sich, welche diese Art von Geld begleiten. Sie verbannen Gold und Silber aus dem beträchtlichsten Handel des Staats, bringen beides auf die gewöhnliche Circulation zurück, und machen dadurch alle Vorräthe und Arbeit theurer, als sonst der Fall seyn würde.

Drittens, alle zur Bezahlung der Interessen dieser Schulden eingeforderten Taxen sind eine Hemmkette für die Industrie, erhöhen den Preis der Arbeit und sind eine Art Unterdrückung für die ärmere Classe.

Viertens, da Ausländer einen Antheil an unseren Nationalfonds haben, so machen sie sich das Publikum gewissermaßen tributbar, und können im Verlauf der Zeit eine Versetzung unseres Volks und unserer Industrie zu Wege bringen.

Fünftens, da der größte Theil der Stocks sich immer in den Händen der Müssiggänger befindet, welche von ihren Revenuen leben; so geben unsere Fonds einem unthätigen Leben alle nur mögliche Aufmunterung.

Doch, wie beträchtlich auch der Nachtheil seyn mag, der aus unseren öffentlichen Fonds für den Handel und die Industrie entspringt, wenn man das Ganze erwägt; so ist dieser Nachtheil noch immer eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem, der daraus für den Staat als einen politischen Körper hervorgeht, der sich in der

Gesellschaft der Nationen stützen und mannichfaltige Verhandlungen in Kriegen und Negotiationen mit anderen Staaten haben muß. Hier ist das Uebel rein und unvermischt; und dies Uebel ist zugleich von der allerwichtigsten Beschaffenheit.

Man hat uns sehr oft gesagt, daß das Publicum um seiner Schulden willen nicht schwächer sey, da sie nur Beziehung auf uns selbst haben, und dem Einen eben so viel Eigenthum geben, als sie dem Anderen nehmen; es sey nichts weiter als eine Versetzung des Geldes aus der rechten Hand in die linke; wobei die Person weder reicher noch ärmer werde, als zuvor. Dergleichen lockere Raisonnements und spezidse Vergleichungen mögen hingehen, wenn nicht nach Prinzipien geurtheilt wird. Ich werfe die Frage auf: Ist es in der Natur der Dinge möglich, eine Nation mit Taxen zu überladen, selbst wo der Souverän in ihrer Mitte residirt? Der bloße Zweifel scheint ausschweifend, da es in jedem Gemeinwesen erforderlich ist, daß ein gewisses Verhältniß zwischen dem arbeitsamen und müssiggängerischen Theil desselben beobachtet werde. Wenn aber alle unsere gegenwärtigen Taxen verpfändet sind, müssen wir dann nicht neue erfinden? Und kann dies nicht so weit getrieben werden, daß es verderblich und zerstörend wird?

In jeder Nation trifft man gewisse Erhebungsmethoden, welche leichter sind, weil sie der Lebensart des Volks entsprechen und sich auf die am allgemeinsten gebrauchten Bequemlichkeiten beziehen. In Britannien gewährt die Accise von Malz und Bier eine sehr große Revenue, weil die Operationen des Malzens und Brauens sehr langweilig sind und nicht gut verborgen gehalten werden können. Indessen sind diese Bequemlichkeiten nicht so unumgänglich nothwendig für die Existenz, daß die Erhöhung ihres Preises die ärmere Classe sehr afficiren würde. Sind diese Taxen aber einmal verpfändet, wel-

che Beschwerde, neue zu erfinden! Welche Quälerei und welcher Ruin für die Armen!

Auflagen auf Consumtionen sind gleicher und leichter, als Auflagen auf Besitzungen. Welch ein Verlust für das Publikum, daß die ersteren gänzlich erschöpft sind, und daß wir unsere Zuflucht zu einer beschwerlicheren Methode, Taxen zu erheben, nehmen müssen!

Werden alle Landeigenthümer nur Pächter des Publikums, so wird die Noth sie dahin bringen, daß sie alle die Künste der Unterdrückung ausüben, welche unter Pächtern gäng und gebe sind, die durch die Abwesenheit oder Fahrlässigkeit der Eigenthümer der Untersuchung und Controlle entgehen.

Kaum wird man die Behauptung wagen, daß man der Nationalschuld keine Gränzen setzen müsse, und daß das Publikum nicht schwächer seyn werde, wenn 12 bis 15 Shillings von einem Pfund Sterling Landtaxe mit allen gegenwärtigen Zöllen und Accisen verpfändet sind.

Es ist also in einem solchen Falle noch etwas mehr als bloße Versetzung von einer Hand in die andere. In 500 Jahren wird die Nachkommenschaft derjenigen, die gegenwärtig in den Kutschen sitzen und derjenigen, welche hinten aufstehen, aller Wahrscheinlichkeit nach die Plätze ausgetauscht haben, ohne das Publikum durch diese Revolutionen zu afficiren.

Ich muß gestehen, daß sich, vermöge einer langen Gewohnheit, in Hinsicht der öffentlichen Schulden bei allen Ständen eine auffallende Schläfrichkeit eingestellt hat, die derjenigen nicht unähnlich ist, worüber sich die Geistlichkeit in Ansehung ihrer religiösen Lehren so heftig beklagt. Wir Alle gestehen, daß selbst die am meisten sanguinische Einbildungskraft nicht erwarten kann, dieses oder ein zukünftiges Ministerium werde eine so strenge und standhafte Frugalität beweisen, daß wirkliche Fortschritte in der Abbezahlung unserer Schul-

den gemacht werden könnten, oder die Lage der auswärtigen Angelegenheiten werde ihm, auf einen längeren Zeitraum hin, Ruhe und Muße zu einem solchen Unternehmen lassen. Und was wird alsdann aus uns werden? Wären wir auch noch so gute Christen und dem Willen der Vorsehung noch so ergeben, so würde dies, dünkt mich, noch immer eine wichtige Frage seyn, selbst wenn wir sie als eine bloß spekulative betrachteten; eine Frage, auf welche sich wohl eine vermuthliche Antwort geben ließe. Die Ereignisse werden hierbei sehr wenig von den Zufälligkeiten abhangen, welche Schlachten, Unterhandlungen, Intriguen und Factionen mit sich führen. Es scheint ein natürliches Fortschreiten der Dinge vorhanden zu seyn, das unser Raisonnement leiten kann. So wie es bei dem ersten Anfang des Verpfändens nur einen sehr mäßigen Grad von Einsicht erfordert haben würde, um aus der Natur der Menschen und der Minister vorherzusagen, daß die Dinge gerade die Höhe erreichen würden, auf welcher wir sie gegenwärtig erblicken; eben so dürfte es jetzt, wo diese Höhe glücklich erreicht ist, nicht schwer seyn, die Folgen zu errathen. In der That, es muß eins von beiden geschehen: Entweder die Nation muß den öffentlichen Credit zerstören, oder der öffentliche Credit zerstört die Nation. Unmöglich können beide mit einander bestehen, versteht sich nach der Art und Weise, wie sie bisher sowohl in England als in einigen anderen Ländern behandelt worden sind.

Vor ungefähr 30 Jahren wurde von einem vortrefflichen Staatsbürger ein Plan zur Bezahlung unserer Schulden vorgelegt, der, ob er gleich den Beifall mehrerer Personen von Verstand erhielt, schwerlich jemals die gewünschte Wirkung hervorbringen konnte. Es war nämlich Herr Hutchinson; welcher behauptete: es wäre ein Irrthum, wenn man sich einbildete, daß das Publikum diese Schuld zu bezahlen hätte; jedes Individuum

hätte seinen verhältnißmäßigen Antheil und bezahlte in seinen Taxen, außer den Erhebungskosten, noch einen verhältnißmäßigen Antheil der Interessen. Thäten wir also nicht besser daran, sagte er, wenn wir die Schuld verhältnißmäßig unter uns vertheilten, und wenn jeder von uns eine, seinem Vermögen angemessene Summe herschösse, um einmal für allemal alle unsere Fonds und öffentlichen Verpfändungen zu tilgen? Er scheint aber nicht bedacht zu haben, daß der arbeitsame Arme einen beträchtlichen Theil der Taxen durch die jährliche Consumtion bezahlt, wenn er gleich nicht auf einmal einen verhältnißmäßigen Theil der erforderlichen Summe hergeben kann. Dazu kommt noch, daß das Eigenthum in Geld und Stocks sehr leicht im Handel verborgen oder verschleiert werden könnte, und daß das sichtbare Eigenthum in Ländereien und Häusern zuletzt für das Ganze stehen müßte: eine Ungleichheit und Unterdrückung, die man sich nie gefallen lassen würde. Aber obgleich dieser Entwurf nie wird ins Werk gerichtet werden, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß zu einer Zeit, wo die Nation ihrer Schulden von Herzen überdrüssig ist, weil sie sich dadurch zu Boden gedrückt fühlt, irgend ein verwegener Projectmacher mit visionären Planen zur Entledigung derselben auftreten wird. Und da der öffentliche Credit um diese Zeit ein wenig schwach seyn dürfte, so wird die leiseste Berührung ihn zerstören und er selbst an der Hülfe des Arztes sterben.

Wahrscheinlicher ist es indessen, daß der Untergang des Nationalcredits die Wirkung der Kriege, Niederlagen, Calamitäten und Unglücksfälle seyn wird; vielleicht sogar der Siege und Eroberungen. Ich muß gestehen, wenn ich Fürsten und Staaten mitten unter ihren Schulden, Fonds und öffentlichen Verpfändungen kämpfen und streiten sehe, so erinnere ich mich beständig einer Prügelei in einem Porcellanladen. Wie läßt es sich erwarten, daß Staatschefs irgend eine Art von Eigen-

thum verschonen werden, das für sie selbst und das Publikum verderblich ist, wenn sie so wenig Erbarmen mit dem Leben und Eigenthum, das beiden so nützlich ist, haben? Man lasse die Zeit kommen (und sie kommt unfehlbar), wo die für die Bedürfnisse des Jahres creirten neuen Fonds nicht bewilligt werden, oder die festgesetzte Summe nicht einbringen. Angenommen, daß die Casse der Nation erschöpft ist, oder, daß unser Credit, der bisher so ungemessen war, uns zu fehlen beginnt; angenommen ferner, das die Nation in dieser mißlichen Lage mit einer Invasion bedroht wird, daß eine Rebellion im Innern ausbricht, daß aus Mangel an Sold, Victualien und dergleichen ein Geschwader nicht ausgerüstet werden kann, daß es unmöglich geworden ist, eine auswärtige Subsidie vorzustrecken — Was muß der Staatschef oder der Minister in einem solchen Gedränge thun? Das Recht der Selbsterhaltung ist in jedem Individuum unveräußerlich; noch weit unveräußerlicher aber in jeder Gemeinheit. Die Thorheit unserer Staatsmänner müßte noch größer seyn, als die ihrer Vorgänger, welche die Staatsschuld contrahirten, oder vielmehr derjenigen, die ihnen ihr Vermögen anvertrauten und sich in ihrem Vertrauen gleich blieben — oder sie werden die Rettungsmittel, die sie in Händen haben, gebrauchen. Die (creirten und verpfändeten) Fonds müssen um diese Zeit eine große jährliche Revenue bringen, welche zur Vertheidigung und Sicherstellung der Nation hinreichend ist. In der Schatzkammer liegt das Geld zur Bezahlung der vierteljährigen Interessen. Die Nothwendigkeit gebietet. Die Furcht drängt. Die Vernunft ermuntert. Das Erbarmen allein läßt seine Stimme hören. Unter solchen Umständen wird das Geld für den laufenden Staatsdienst verwandt werden, vielleicht unter den feierlichsten Versicherungen eines schleunigen Ersatzes. Doch mehr bedarf es nicht. Das ganze Gebäude, welches schon seit längerer Zeit wankte, stürzt zusammen und

begräbt Tausende unter seinen Trümmern. Und dies könnte man, dünkt mich, den natürlichen Tod des öffentlichen Credits nennen; denn diesem Endziel strebt er eben so natürlich entgegen, als jeder thierische Körper seiner Auflösung und Zerstörung.

Diese beiden Ereignisse, deren ich so eben erwähnt habe, sind verderblich; aber sie sind nicht die verderblichsten. Tausende werden dadurch der Rettung von Millionen aufgeopfert. Allein wir befinden uns ganz und gar nicht außerhalb der Gefahr, daß der entgegengesetzte Fall eintreten kann, wo Millionen für immer der temporären Rettung von Tausenden aufgeopfert werden müssen. Unsere Volksregierung wird es vielleicht einem Minister erschweren, daß er seine Zuflucht zu einem so verzweifelten Mittel nimmt, als ein freiwilliger Bankerott ist. Es kommt noch dazu, daß das Oberhaus aus lauter Güterbesitzern und das Unterhaus größtentheils aus solchen besteht, und daß beide nicht so wohl um ihres Eigenthums als um ihres Zusammenhanges mit den Capitalisten willen auf die Aufrechthaltung des öffentlichen Credits nachdrücklicher dringen werden, als Klugheit, Politik und Gerechtigkeit im engern Sinne des Wortes gestatten. Auch unsere auswärtigen Feinde, oder vielmehr unser auswärtiger Feind, denn wir haben nur einen zu fürchten, kann verschlagen genug seyn, um die Entdekkung zu machen, daß unsere Rettung in der Verzweiflung liegt, und um uns die Gefahr, worin wir schweben, nicht eher in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als bis sie unvermeidlich ist. Unsere Großväter, unsere Väter und wir selbst haben immer und mit Recht dafür gehalten, daß das Gleichgewicht von Europa sich ohne unsere Aufmerksamkeit und unseren Beistand nicht erhalten läßt; aber unsere Nachkommen, überdrüssig des allzu langen Kampfes und mürbe gemacht durch einen allzu heftigen Druck, werden sich vielleicht ruhig verhalten und ihre Nachbarn unterdrückt und unterjocht sehen, bis

sie endlich mit sammt ihren Gläubigern der Gnade des Eroberers preis gegeben sind. Und dies könnte man füglich den gewaltsamen Tod unseres öffentlichen Credits nennen.

Diese Ereignisse scheinen nicht weit entfernt zu seyn, und die Vernunft sieht sie eben so bestimmt vorher, als irgend etwas, das noch in dem Schooß der Zeit schlummert. Und obgleich die Alten behaupteten, daß, um die Gabe der Prophezeiung zu besitzen, eine gewisse göttliche Wuth oder Tollheit erforderlich sey, so kann man doch mit Wahrheit versichern, daß, um Prophezeiungen, wie diese, zu bilden, nichts weiter erforderlich ist, als, frei von dem Einflusse der Volkswuth und Täuschung, nur bei gesunden Sinnen zu seyn."

Drittes Kapitel.

Ueber den Ursprung und Fortgang der englischen Staatsschuld.

Ich habe mich aller Bemerkungen über die vorhergegangene Abhandlung enthalten, weil ich nur eine einzige zu machen hatte, die, wie ich glaube, alles erschöpft, was sich mit Grund dagegen einwenden läßt. Sie besteht in der Behauptung: daß es etwas sehr Ueberflüssiges ist, die Vortheile und Nachtheile einer Nationalschuld und eines allzu weit getriebenen öffentlichen Credits gegen einander abzuwägen, so lange man die Nothwendigkeit beider entweder nicht eingesehen, oder nicht zur Sprache gebracht hat; denn von dem Augenblick an, wo eine Sache in sich selbst nothwendig geworden ist, hört alles Lob und aller Tadel von selbst auf. Es ist in der That merkwürdig, daß Hume, den

man so allgemein für einen Philosophen hält, diese Ansicht so ganz und gar nicht gehabt hat. Soll man hieraus folgern, daß er bei weitem weniger gründlich war, als seine Lobredner unter den Franzosen und Deutschen von ihm versichern? Dem sey wie ihm wolle, indem man mit diesem Schriftsteller vor den Gefahren zurückbebt, denen sich die englische Regierung seit ungefähr hundert und sechzehn Jahren bloßgestellt hat, kann man nicht umhin, sich die Frage vorzulegen, wie sie dazu kam?

Es ist zugleich Alles und Nichts erklärt, wenn man ihrem Unverstande eine Maaßregel zuschreibt, die ganz unstreitig das Werk einer unumgänglichen Nothwendigkeit war. Mögen doch die Engländer selbst, indem sie über ihre Nationalschuld raisonniren, nie auf den wahren Grund derselben zurückkommen; dies kann, es mag nun die Folge irgend einer Verblendung oder einer mangelhaften Einsicht in die Natur menschlicher Angelegenheiten seyn, nie einen Grund abgeben, um dessentwillen ein Nicht-Engländer eben so oberflächlich zu Werke gehen solle.

Ich werde in diesem Abschnitte zeigen, daß die englische Constitution, so wie sie seit dem Jahre 1688 dasteht, die alleinige Ursache der Nationalschuld und aller der Erscheinungen ist, welche mit ihr in Verbindung stehen.

Da die Sache von der höchsten Wichtigkeit ist, so hab' ich keinen weiteren Beweggrund, meine Leser um Beherzigung dessen zu bitten, was ich ihnen vortragen werde; ich glaube nämlich annehmen zu können, daß die Sache für sich selbst interessant genug ist.

Alle englischen Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß Heinrich der Siebente über einen Schatz von 1,700,000 Pf. Sterl. gebot. Allerdings würde ein solcher Schatz in den gegenwärtigen Zeiten eine Kleinigkeit seyn; denn das Geld hat seit ungefähr drei

Jahrhunderten so viel von seinem ehemaligen Werth verloren, daß man mit einem Vermögen von 1,700,000 Pfund Sterling kaum ein begüterter Partikulier in England ist. Doch Kleinigkeit oder nicht, bleibt noch immer die Frage übrig: Wie Heinrich der Siebente als König von England dazu kam, über einen öffentlichen Schatz gebieten zu können?

Die natürlichste Antwort auf diese Frage ist: daß Heinrich der Siebente und dessen nächste Nachfolger in der Regierung, als Saatschefs genommen, etwas ganz anderes waren, als Wilhelm der Dritte und die letzten Könige von England. Vor der sogenannten Revolution, das heißt vor der Epoche von 1688, wo Wilhelm der Dritte den Thron seines nach Frankreich vertriebenen Schwiegervaters bestieg, war keine so bestimmte Kluft zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Macht befestigt, als nach dieser Epoche; und nachdem das Prinzip der Trennung einmal geheiligt war, ließ sich, in Ansehung der Erhebung der Taxen, schwerlich eine andere Einrichtung treffen, als diejenige ist, welche noch gegenwärtig besteht; eine Einrichtung, welche, wo sie auch eingeführt werden mag, vorausgesetzt, daß das Reich, worin sie eingeführt wird, kein geschlossener Staat ist, immer zu einem großen Nationalcredit hinleiten muß.

Gewöhnlich raisonnirt man über die Entstehung der englischen Staatsschuld folgendermaßen:

„Wo die politische Verfassung des Staats und besonders der Reichthum einzelner Bürger das Anleihesystem begünstigt, da verdient es unstreitig — vorausgesetzt, daß es einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht — den Vorzug vor allen übrigen Methoden zur Bestreitung außerordentlicher Staatsausgaben. Der erste Grund dieses Vorzugs ist der, daß das Anleihesystem dem Nationalverkehr nicht den geringsten Theil seiner Circulations-Mittel entziehet: alles baare Geld,

das auf dem Wege der Anleihen in die Staats-Casse fließt, kehrt unmittelbar wieder in den Umlauf zurück, und oft werden die größten Zahlungen bloß durch geschickte Benutzung des Privat-Credits der Leiher verrichtet. Dieser Vortheil ist unter allen Umständen von großer, und in einem handelnden Staate von ausnehmender Wichtigkeit. Gleichwol darf man sich nicht scheuen, ihm nur einen untergeordneten Rang anzuweisen, so wie überhaupt, sobald staatswirthschaftliche Gegenstände aus höheren Gesichtspunkten beurtheilt werden, die Mittel, das baare Geld zu vermehren und selbst den Umlauf desselben zu befördern, wie groß und erheblich diese Zwecke auch seyn mögen, immer nur die zweite Stelle in der Aufmerksamkeit, in den Beschäftigungen und in den Sorgen eines Staatsmannes behaupten sollten.

Die erste, und alles überwiegende Rücksicht muß allemal der Einfluß einer Operation auf die Vermehrung oder Verminderung des National-Reichthums seyn, den man in jenen, freilich nicht sehr von uns entfernten Zeiten, wo die Staatswirthschaft noch in ihrer Wiege lag, mit dem Geldreichthum fast immer verwechselte, der aber seit den entschiedenen Fortschritten dieser Wissenschaft in der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts ein Gegenstand von ganz anderem Umfange und von ganz anderer Größe geworden ist. Die gewöhnlich sogenannten außerordentlichen Ausgaben eines Staats, in sofern man darunter den Krieg und das, was der Krieg herbeiführt, versteht, haben, ihrer Natur nach, die Verminderung des Nationals Reichthums unbedingt zur Folge. Gesetzt, ein Feldzug, oder die Vorbereitungen zu einem Feldzuge, kosteten einem Staate zwanzig Millionen; was ist es eigentlich, was mit diesen zwanzig Millionen bezahlt wird? Die Lebensmittel für eine große Anzahl von Menschen und Thieren, die von ihren gewöhnlichen Wohnörtern

entfernt werden: die außerordentliche, durch die schnellere Abnutzung nothwendig gewordene Bekleidung der Menschen: große Quantitäten von Krieges-Munition aller Art, die beim wirklichen Ausbruche des Krieges für immer verloren geht: endlich der Transport aller dieser Gegenstände, die außerordentlichen Anstalten, welche die Unterbringung eines zahlreichen Heeres auf entfernten Schauplätzen ihrer Wirksamkeit und die Pflege ihrer Kranken erfordert. Diese ganze ungeheure Consumtion geht vor sich, ohne daß von allen diesen Menschen und den nutzbaren Thieren, die sie begleiten, ein einziges Individuum so viel Arbeit als, nach der reinen staatswirthschaftlichen Idee, ein einziger Thaler werth ist, leistete. Am Ende des Jahres sind also die zwanzig Millionen im strengsten Sinne des Wortes verschwunden; denn alles, was consumirt wird, ohne daß der Consument zugleich reproducirt, verschwindet. Wäre jede dieser zwanzig Millionen auf productive Arbeit, in welcher Gattung der Industrie es auch sey, verwendet worden, so würde sie am Ende des Jahres nicht nur aus dem Kreise der Consumenten wieder hervorgehn, sondern sie würde sogar noch einen beträchtlichen Ueberschuß, folglich die Grundlage zu einer ganz neuen Consumtion und zu einer ganz neuen Production erzeugen.

Diese Darstellung ist allen Methoden, die Kriegeskosten aufzubringen, gemein. Die Frage, die den Vorzug des Anleihesystems erörtert, kann daher immer nur so gestellt werden: Ist dieses System dem Interesse des National-Reichthums weniger schädlich, als die übrigen? Man darf nur die vorhin entwickelten Begriffe von der Art und Weise, wie die Ausgaben eines Krieges auf das National-Vermögen zurückwirken, vor Augen haben, um Pinto's Traum von einer Verdoppelung des Nationalreichthums durch Creirung von Staatsobligationen verschwinden zu sehen. Das Kapital,

welches die Obligationen einer Staatsschuld ausmachen, kann nichts anderes seyn, als ein fingirtes, durch die Macht und den Credit des Staates aus Papieren künstlich zusammengesetztes Kapital. Dieses Kapital lebt und wirkt lediglich in seinen Zinsen. Andere Kapitalien produciren durch den Gebrauch ihre Zinsen; hier aber wird umgekehrt das Kapital durch die Zinsen producirt. Um nun zu erkennen, ob und in wiefern diese Zinsen wirklich ein Kapital repräsentiren, darf man nur mit Aufmerksamkeit untersuchen, wie eigentlich die Zinsen einer Staatsschuld entstehen. Sie werden durch Abgaben aufgebracht, die ein Theil der Einkünfte des Volkes, oder, um es bestimmter auszudrücken, ein Theil des Ueberschusses dieser Einkünfte über das unmittelbare Bedürfniß der Consumtion desselben sind. Dieser Ueberschuß kann nun doppelten Ursprunges seyn. Entweder das Volk schränkt, ohne seine Einkünfte wirklich zu vermehren, seine Consumtion nur um so viel ein, als nöthig ist, um den Zuwachs seiner Ausgaben, welchen die Verzinsung der Staatsschuld erfordert, bestreiten zu können. Oder es weiß sich durch erhöhete Thätigkeit und Industrie neues Product, neue Einkünfte zu verschaffen und bezahlt mit diesen den Zuwachs seiner Abgaben. In dem Gange der Staats-Oekonomie einer großen und industriösen Nation treten aber beide Fälle gemeinschaftlich ein; und hierin liegt der eigentliche Werth des kunstreichen Mechanismus einer Staatsschuld und ihr unleugbarer Vorzug vor allen andern Methoden, die außerordentlichen Ausgaben zu bestreiten. Das Anleihe-System kann eben so wenig, als diese Methoden, verhindern, daß die auf dergleichen Ausgaben verwendeten Summen nicht völlig consumirt werden; der Unterschied tritt nur ein, wenn es auf den Ersatz dieser Summen ankommt. Hier überlassen alle übrigen Methoden die allgemeine Industrie sich selbst; das Anleihe-System hingegen

fixirt das verlorne Kapital, in dem es mit dem Besitz der an sich ganz unfruchtbaren Staatspapiere das Recht auf einen Theil der National-Einkünfte verbindet; und ob dies gleich anfänglich nichts ist, als eine bloße Fiction, so nöthiget doch diese Fiction alle diejenigen, welche die Abgaben bezahlen müssen, zu Anstrengungen, die, ohne diese Veranlassung, unterblieben wären, und bewirkt insofern den reellen Ersatz des ersten, jetzt verlornen Kapitals."

Die Richtigkeit dieses Raisonnements vollkommen zugestanden, kann man gleichwohl mit Wahrheit behaupten, daß das Englische Anleihe-System nie zum Vorschein getreten seyn würde, wenn es nur auf diesem Wege entstehen konnte. Es hat sich, in einem gewissen Sinne des Worts, selbst gemacht, und war recht eigentlich die Ausgeburt des Verhältnisses, worin die gesetzgebende Macht gegen die vollziehende seit der Revolution von 1688 gerieth. Angenommen, man hätte nach dieser Epoche die Idee eines öffentlichen Schatzes zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben festhalten wollen, welcher von beiden Staatsgewalten konnte die Verwaltung des öffentlichen Schatzes übertragen werden? Die gesetzgebende Macht konnte sich nicht damit befassen, ohne aus ihren Schranken zu treten, vermöge welcher sie in allen Dingen nur die Idee, aber nicht die That haben sollte. Die vollziehende Macht konnte sich damit befassen; aber konnte man ihr die Verwaltung des öffentlichen Schatzes übertragen, ohne das Princip der Trennung, so wie es der ganzen Regierungsmaschine einmal zum Grunde lag, wieder zu zerstören? Von dem Augenblick an, wo die vollziehende Macht das Mittel zur Wiederherstellung der Souveränität, oder der innigsten Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht in der Person des Staatschefs in Händen hatte, mußte sie dasselbe zur Zerstörung einer Verfassung gebrauchen, welche nicht von

ihr ausgegangen war und worin sie sich geklemmt und geängstigt fühlen mußte. Unter solchen Umständen blieb schwerlich etwas anderes übrig, als die Idee eines öffentlichen Schatzes zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben gänzlich fahren zu lassen und an ihre Stelle eine andere zu setzen, welche dem Endzweck der ganzen Constitution, in sofern dieser in Verhinderung des Despotismus bestand, besser entsprach. Die ganze Nation wurde also als ein Schatz betrachtet, aus welchem man nach Maaßgabe der Bedürfnisse sparsamer oder reichlicher schöpfen könnte; und ohne Zweifel bildete man sich ein, in dieser Einrichtung den Stein der Weisen gefunden zu haben, weil es durchaus das Ansehen haben mußte, als könnte sie zu keiner Art von Misbrauch führen.

In dieser Idee bekam die gesetzgebende Macht, von dem ersten Augenblick ihrer förmlichen Trennung von der vollziehenden an, nicht nur eine Garantie für ihre Fortdauer, sondern, wie es schien, auch eine bleibende Basis für den Umfang ihres Machtgebiets. Wenn sie mit ihrem Nachdenken bei weitem mehr bei der ersteren als bei der letzteren verweilte, so lag dies in der Natur der Sache; denn je neuer sie sich nach der Revolution war, desto weniger konnte es ihr einfallen, auf eine Berechnung der möglichen Folgen jener Einrichtung einzugehen; und selbst, wenn sie darauf einging, mußte es ihr vorkommen, als stehe es ganz in ihrer Gewalt, jedem Nachtheil zu begegnen, der aus dem Anleihe-System entspringen konnte. Auf den schlimmsten Fall brauchte sie ja nur ihre Einwilligung nicht zu geben. Daß irgend einmal ein Zeitpunkt eintreten könnte, wo sie, vermöge der Größe der Staatsschuld, es gar nicht in ihrer Macht haben werde, ihre Einwilligung zu versagen, lag durchaus außerhalb der Gränzen ihres Calculs; und zwar um so mehr, weil dem Anleihe-System immer die Idee des Abbe-

zahlens zur Seite ging und die ersten Staatsgläubiger sich auf nichts weniger gefaßt machten, als auf den Verlust ihrer Kapitale.

Der Anfang der Nationalschuld fällt in das Jahr 1689. Da Frankreich sich der vertriebenen Stuarts annahm und ein Krieg mit diesem Reiche unvermeidlich wurde, so war Wilhelm der Dritte nothgedrungen, sich in den Besitz bedeutender Kapitale zu setzen, um den Krieg mit Nachdruck führen zu können. Auf die Civilliste eingeschränkt, blieb ihm nichts anderes übrig, als entweder durch das Parlement auf das Volk zu drücken, oder sich auf irgend einem andern Wege die nöthigen Summen zu verschaffen. Das Erstere war gefährlich, theils weil es die Abhängigkeit, worin Wilhelm, als Chef der vollziehenden Macht, vor dem Parlemente stand, vermehren mußte, theils weil Wilhelm, als König von England, alle Ursach hatte, sich von seinen Vorgängern in der Regierung zu unterscheiden. In Hinsicht des Letztern fand der glückliche Umstand statt, daß eine große Anzahl von Staatsbürgern sich während der innerlichen Unruhen sehr bereichert hatte und mit ihren Kapitalien in keiner geringen Verlegenheit war. An diese wandte sich also der neue König. Zwar mußte er ihre Gefälligkeit durch hohe Zinsen erkaufen; allein je gefährlicher die Spitze war, auf welche sich die Regierung durch ihre Nachgiebigkeit gegen eigennützige Gläubiger stellte, desto schneller wurde das Mittel aufgefunden, die Forderungen derselben in Fesseln zu legen. Zwei in Handelsangelegenheiten sehr erfahrne, und für ein Zeitalter, wo die Begriffe von Geld und Geldoperationen noch in tiefer Dunkelheit lagen, bewunderswürdig unterrichtete Männer, Paterson und Godfrey, gaben die Idee zur englischen Bank her, und brachten trotz allen Arten des Widerstandes, den theils die Unwissenheit, theils der Eigennutz veranlaßten, die Ausfüh-

rung derselben zu Staande. Dies geschah im Jahr 1694. Der ursprüngliche Fonds der Bank war 1,200,000 Pf. Sterl., die sie der Regierung zu 8 Procent Zinsen gegen Verpfändung verschiedener Staatseinkünfte vorschoß; aber wie unbedeutend auch diese Summe seyn mochte, so hatte die ganze Einrichtung immer die glückliche Folge, daß die Forderungen neuer Gläubiger gemäßigter wurden.

Unstreitig hatte die Regierung den guten Willen, die im Kriege gemachte Staatsschuld in den nächsten Friedenszeiten wieder abzutragen. Indessen verlängerte sich der Krieg gegen ihre Erwartung; und am Schlusse desselben mußte ihr sehr deutlich einleuchten, daß eine völlige Zurückbezahlung der contrahirten Staatsschuld unmöglich sey, wofern sie nicht entweder ihre Zuflucht zu einer unerhörten Unterdrückung nehmen, oder allem thätigen Antheil an den Händeln des festen Landes für eine längere Zeit entsagen wollte. In Hinsicht der ersteren walteten eben die Gründe ob, welche die Regierung zu einem Anleihe-System geführt hatten, und in Hinsicht einer anhaltenden Neutralität entschieden die sämmtlichen Verhältnisse der vollziehenden Macht zu der gesetzgebenden nur allzu sehr für die Nicht-Zurückzahlung. Dies bedarf einer näheren Erörterung.

Man lasse die vollziehende Macht eines Staats immerhin in eine Spitze auslaufen, und gebe demjenigen, welcher diese Macht in der höchsten Potenz repräsentirt, den Titel eines Königs, eines Kaisers der Inseln, oder welchen andern prächtigen Titel man wolle; hat man einmal die gesetzgebende Macht wesentlich von der vollziehenden getrennt, so ist dieser König, oder Kaiser, kein Souverän mehr. Die Vernichtung der Souveränität aber hat die nothwendige Folge, daß der auf die bloße Vollziehung eingeschränkte Monarch, um dem lästigen Bewußtseyn seiner Instru-

mentalität zu entrinnen und das unveräußerliche Vorrecht der ersten Idee zu revindiciren, alles nur Mögliche thun wird, die gesetzgebende Macht mit der vollziehenden zu vereinigen oder zur Souveränität empor zu steigen. Ist ihm die Besetzung der einträglichsten Staatsämter überlassen, so wird er darüber zum Vortheil solcher Personen disponiren, von welchen er glaubt, daß sie seinen Absichten am wenigsten entgegen sind, oder von welchen er wünschet, daß sie sich denselben nicht widersetzen mögen. Ist ihm ferner die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten überlassen, so wird er vor allen Dingen seine Stellung so nehmen, daß er durch diesen Theil der Administration diejenige Bedeutsamkeit wieder gewinnt, die er durch eine erzwungene Entsagung der höchsten gesetzgebenden Macht in Beziehung auf das Innere eingebüßt hat. Dies alles erfolgt nach so nothwendigen Gesetzen, daß man sich durchaus nicht darüber wundern muß, wenn alle beschränkten Staatschefs kriegerisch gesinnt sind und auf nichts eingehen, wodurch ihrem Ansehen Abbruch geschieht.

In der That, die Englische Nationalschuld würde ihren Anfang schon unter den Regierungen Carls des Zweiten und Jacobs des Zweiten genommen haben, hätten diese Könige ihr nothwendiges Verhältniß zu dem Parlemente mit so viel Penetration durchschaut, als Wilhelm der Dritte und seine Nachfolger. Indem jene sich bei weitem mehr mit den inneren, als mit den auswärtigen Angelegenheiten befaßten und die verloren gegangene Souveränität durch eine unsinnige Beschützung des Katholizismus wieder herzustellen suchten; so konnte es nicht fehlen, daß das Misverhältniß, worein sie durch Monk mit dem Parlement versetzt waren, trotz der Bereitwilligkeit der ganzen Nation, sich alles von ihnen gefallen zu lassen, zu den Resultaten führte, welche, so lange die Welt steht, immer die

Folgen der bewilligten Souveränität gewesen sind; nämlich bürgerliche Unruhen, Verschwörungen und dergleichen, welche allenthalben da hervorkeimen, wo es für die Regierten keinen festen Mittelpunkt, sondern, an der Stelle desselben, nur ein schwankendes Gleichgewicht der Gewalten giebt. Vergeblich bekämpften beide Könige die gesetzgebende Macht, um sie mit der vollziehenden zu vereinigen; die Souveränität war unmöglich geworden, sobald es dem Parlement gelungen war, das Volk durch die Testacte von der einen und durch die Habeas-Corpus-Acte von der andern Seite an sich zu fesseln; und wenn es wahr ist, daß Carl der Zweite durch Gift hingerichtet wurde, so blieb seinem Nachfolger auf dem englischen Thron schwerlich etwas anderes übrig, als England zu meiden.

Wilhelms des Dritten nahm sich das Schicksal selber an, in sofern es ihn gleich nach seinem Regierungsantritte in einen Krieg verwickelte, der, wie er auch endigen mochte, nie zum Nachtheil der Regierung ausschlagen konnte, wofern sie nur Mittel fand, sich Credit zu verschaffen. In der That, Frankreichs Interesse für die vertriebenen Stuarts trug nicht wenig zur Befestigung einer Constitution bei, welche, unfähig sich selbst zu halten, nur durch die Excentricität gesichert werden konnte, die allenthalben der unmittelbare Ausfluß des Princips der Trennung ist. Nicht sowohl für die Regierten, welche während der Periode von 1689 bis 1697 nur allzu große Verluste litten, wohl aber für die Regierung war die achtjährige Dauer des Krieges mit Frankreich eine ausgezeichnete Wohlthat. Denn indem das Parlement dem Könige alle die Summen bewilligte, welche dieser Krieg bis zum Ryswicker Frieden erforderte, fand es sich nur allzusehr geschmeichelt; und indem die vollziehende Macht zur Erleichterung des Volks ihre Zuflucht zu Kapitalisten und Geldmäcklern nahm, und diesen einen

Theil der öffentlichen Einkünfte verpfändete, machte sie sich nur desto beliebter. Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht war bei allen ihren Operationen ihr letztes Ziel; allein indem sie sich fortgesetzt genöthigt sah, die nöthigen Summen zu borgen, legte sie, ohne es zu ahnden, den Grund zu einer Trennung beider Gewalten, deren Dauer, wie wir in der Folge sehen werden, nur im Allgemeinen bestimmbar ist.

Bei der Beseitigung der Idee eines öffentlichen Schatzes hatte man sich unter andern auch mit der Hoffnung geschmeichelt, daß, da die in demselben enthaltene Verführung zu unüberlegten Unternehmungen wegfalle, die Nation auf dauernden Frieden rechnen könne. Allein kaum war das Anleihe-System in Gang gebracht worden, so zeigte sich, daß nichts so sehr zu kriegerischen Unternehmungen verleitete, als eben dies System. Unstreitig lag die Schuld nicht so wohl in dem System selbst, als in dem, wodurch es war erzeugt worden, in der Nichtsouveränität des Staatschefs; aber indem Wirkung und Ursache hier sehr unerwartet zusammenfielen, offenbarte sich die Kraft der Nichtsouveränität in dem Anleihe-System. Schon zwei Jahre nach dem Ryswicker Frieden fing Wilhelm der Dritte den Krieg mit Frankreich von neuem an. Zwar nannte er sich in den Theilungstractaten berückt; allein man kennt das Gewicht solcher Vorwände. Die Hauptsache bei allen Kriegeserklärungen ist der Zustand der Finanzen; und wenn Wilhelm so früh wieder losschlug, so konnte dies nur die Folge der Ueberzeugung seyn, daß der Krieg ohne Ueberspannung der Kräfte der Nation geführt werden könne.

Sein Tod verhinderte Englands Theilnahme an dem spanischen Successionskriege nicht; und obgleich dieser Krieg eilf Jahre dauerte, so litt England während dieser Periode doch sehr wenig von den An-

strengungen, denen es sich unterworfen hatte, und eine äußerst merkwürdige Erscheinung war es, daß das Anleihe-System mitten im Kriege vervollkommnet wurde. Die Bank, welche, wie oben bemerkt worden ist, bisher 8 Procent Zinsen genommen hatte, vermehrte ihren ursprünglichen Fonds mit 400,000 Pfund Sterling, welche sie der Regierung ohne alle Zinsen lieh, so daß der Betrag der Zinsen, welche die Bank überhaupt erhielt, auf 6 Procent herabsank und alle Staatsgläubiger sich diese Verminderung gefallen lassen mußten. Die ungemeinen Vortheile, welche England bei dem Utrechter Frieden davon trug, waren unstreitig keine geringe Aufmunterung für die Staatsgläubiger; und ob sich gleich die Nationalschuld während dieses Krieges beträchtlich vermehrt hatte, so sah man doch schon damals sehr deutlich ein, daß, während der Krieg am stärksten auf die Abwendung und Entfernung innerer Unruhen hinwirkte, die Nationalschuld ohne alle Gefahr vergrößert werden könnte, so lange England für seinen Handel und seine Manufacturen durch den Krieg gewann. Denn kaum war der Utrechter Frieden zu Stande gebracht worden, als die Kämpfe der Whigs und Torrys von neuem ausbrachen und mit einer Erbitterung geführt wurden, die nur durch die Thronbesteigung Georgs des Ersten nach Anna's Tode und durch die, dieser Thronbesteigung zum Grunde liegende Successionsacte niedergeschlagen werden konnte.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes.

Die Whigs bekamen von dieser Zeit an das bestimmteste Uebergewicht; und damit stand die Befestigung der Constitution in der engsten Verbindung.

Es war im Jahr 1714, als Georg der Erste den brittischen Thron bestieg. Mehrere Operationen der Regierung beweisen, daß sie, in dieser Zeit, keinen deutlichen Begriff von dem innigen und unzerstörbaren Zusammenhange der Nationalschuld mit der Constitution hatte; keine von allen aber beweiset dies mehr, als die Errichtung eines Amortisations- oder Tilgungsfonds, welche im Jahre 1717 zu Stande gebracht wurde. Die Acte dieser Stiftung verordnete ausdrücklich, daß der Amortisationsfonds zur Verminderung der Staatsschuld und zu keinem anderen Gebrauch verwendet werden sollte; und daraus läßt sich mit Bestimmtheit schließen, daß die Regierung sich vor dem Fundament ihrer eigenen Stärke zu fürchten angefangen habe. Alles, was man zu ihrer Entschuldigung sagen kann, ist, daß England damals bei weitem noch nicht war, was es gegenwärtig ist, und daß der Regierung bei Einführung neuer Abgaben kaum eine andere Wahl blieb, als die Landtaxe zu erhöhen, wodurch sie alle Grundeigenthümer gegen sich aufbrachte. Indessen lehrte die Erfahrung der nächsten Jahre, daß jeder Versuch zur Verminderung der Staatsschuld sehr übel angebracht sey, und daß die Regierung weder eigenen noch fremden Vorurtheilen folgen könne, ohne sich wesentlich zu schaden. Schon im Jahre 1722 geschahen Eingriffe in die Anordnung des Königs; denn

bald wurde der Tilgungsfonds den Inhabern gewisser Schatzkammerscheine als subsidiarische Hypothek angewiesen, bald mußte er Ausfälle bei einer Goldummünzung decken, bald die Zinsen für neue Anleihen tragen. Sir Robert Walpole war der Schöpfer des Amortisations-Planes; aber eben dieser Minister zerstörte sein Werk, sobald er einsah, daß er dadurch nichts weiter bewirkte, als eine Verminderung der Staatskraft und folglich eine Schwächung des Credits der Regierung. Der Amortisationsfonds war auf 1,200,000 Pfund Sterling angelaufen, und, wie sich Walpole selbst ausdrückte, das Schrecken der Staatsgläubiger geworden, welche, vermöge des hohen Standes der Staatsobligationen und des damals noch geringen Umfanges der Privatindustrie, in keiner geringen Verlegenheit waren, wenn sie ein zu 5, 6 bis 7 Procent in den öffentlichen Fonds untergebrachtes Kapital zurücknehmen mußten. Es war daher kein Wunder, daß im Jahre 1733 eine halbe Million aus dem Tilgungsfonds zur Bestreitung der gewöhnlichen Staatsbedürfnisse angelegt wurde, daß im Jahre 1734 die ganze Einnahme von 1,200,000 Pfund Sterling diese dem Gesetz entgegenlaufende Bestimmung erhielt und daß man in den Jahren 1735 und 1736 dieselbe Einnahme sogar anticipirte und verpfändete. Der ganze Staatskörper war damals so weit von einer Hypersthenie entfernt, daß man ihn nicht schwächen konnte, ohne ihn zu zerrütten; und so richtig war Walpoles Verfahren in dieser Hinsicht, daß eben die Partei, welche es bei jeder Gelegenheit getadelt hatte, sich, nach seiner Entfernung von dem Staatsruder, genöthigt sah, in seine Fußstapfen zu treten. Hatte Walpole die Staatsschuld um 8 Millionen vermindert, so wurden unter der eilfjährigen Administration des Herrn Pelham (von 1744 bis 1754) kaum 6 Millionen losgekauft; und so stark wuchs der Credit der Regierung, daß sie

es wagen konnte, eine Reduction der Zinsen von 4 auf 3 Procent zu unternehmen.

Vorbereitet war diese Maaßregel durch die wesentlichen Veränderungen, welche unterdessen mit der englischen Bank vorgegangen waren. Schon im Jahre 1720 war das ursprüngliche Kapital der Bank auf 5,559,995 Pf. Sterl. angewachsen. Im Jahre 1722, wo die Bank 4 Millionen von dem Kapital der Südsee-Compagnie an sich kaufte, schwoll es bis über 9 Millionen an, wovon nur noch die ersten 1,600,000 mit 6 Procent, das übrige mit 4 Procent von der Regierung verzinset wurde. Die beste Amortisations-Methode war immer eine Reduction der Zinsen, in sofern diese das Kapital repräsentirten; und diese Reduction war um so leichter, da der hohe Stand der Staatsobligationen die Staatsgläubiger in die Alternative brachte, entweder ihre Kapitale zurückzunehmen, oder sich der Maaßregel der Regierung zu unterwerfen. Dieselben Staatspapiere, welche gegenwärtig auf 58 stehen, standen damals 30 Procent über Pari, und die Masse der Staatsschuld, welche sich wenigstens auf 70 Millionen Pf. Sterl. belief, sicherte den Erfolg der neuen Finanzoperation; denn obgleich der erste Theil der Alternative, worein die Staatsgläubiger gesetzt waren, nicht ausgeführt werden konnte, so durfte doch kein Einzelner es darauf ankommen lassen, weil ihn zuerst das Loos treffen konnte. Man willigte also von allen Seiten in die Reduction; und die Regierung gewann eben so viel Kapital, als sie an Zinsen weniger bezahlte.

Das war aber nicht der einzige Vortheil, den sie von der Reduction der Zinsen zog. Wie wesentlich er auch seyn mochte, so war derjenige, den sie durch die Vermehrung ihres Credits gewann, noch weit wesentlicher. Jetzt schon offenbarte sich, daß sie von der Vermehrung der Staatsschuld für ihre eigene

Sicherheit nicht eher etwas zu fürchten hatte, als bis sie durch die Größe derselben außer Stand gesetzt war, die stipulirten Zinsen regelmäßig abzutragen. Vermöge dieser Bedingung aber hing alles von ihrer Energie ab. Vor allen Dingen kam es darauf an, den Krieg in eine einträgliche Speculation zu verwandeln. Sobald nun die Regierung eingesehen hatte, daß England durch den Krieg nur gewinnen und nie verlieren konnte, benutzte sie jede noch so geringfügige Veranlassung zum Kriege. Schon im Jahre 1775 war die Nationalschuld auf 130 Millionen angewachsen; aber die unermeßlichen Vortheile, welche England durch den Frieden von Versailles davon getragen hatte, nahmen jener Summe alle Furchtbarkeit. So sicher fühlte sich die Regierung in dem Bewußtseyn ihrer Stärke, daß in dieser Periode von keiner Amortisation die Rede war.

Dem amerikanischen Kriege war es aufbehalten, diese wichtige Angelegenheit von neuem zur Sprache zu bringen. Bekanntlich wuchs die Nationalschuld in diesem Kriege auf 240 Millionen an. Die Aussicht auf einen längeren Frieden erregte neue Befürchtungen. Doctor Price wurde das Organ der ganzen Nation, und Herr Pitt trug kein Bedenken, auf die Plane einzugehen, welche ihm vorgelegt wurden. Die Errichtung eines neuen Tilgungsfonds wurde vorgeschlagen und der König bestätigte den 26. Mai 1786 die Parlementsacte, welche den Vorschlag des Ministers in ein Gesetz verwandelte. Von diesem Augenblick an war nur die Rede von der gänzlichen Wegschaffung der Nationalschuld; und da durch den neuen Tilgungsfonds in den ersten sechs Jahren seiner Wirksamkeit 10,242,000 amortisirt waren, so setzte man schon den Zeitpunkt fest, wo die ganze Nationalschuld getilgt seyn würde. Indessen vermehrte sich die Nationalschuld durch den

französischen Revolutionskrieg mehr als jemals; und jedem nachdenkenden Geiste mußte es einleuchten, daß die im Jahre 1786 zu Stande gebrachte Errichtung eines Tilgungsfonds nicht mehr und nicht weniger war, als ein Täuschungsmittel für den sogenannten John Bull in und außer England. In der That, welche Aufforderungen hätte die englische Regierung, die Nationalschuld aufzuheben? Da ihre ganze Stärke in derselben enthalten ist, so mußte sie an sich selbst zur Vernichterinn werden, wenn sie die Nationalschuld aufhob.

Das Princip der Trennung mußte also nie die Grundlage der brittischen Verfassung werden; oder man mußte sich unter anderen Folgen auch die Nationalschuld und deren Progression gefallen lassen; eins war ohne das andere unmöglich. So wie aber die Sachen gegenwärtig stehen, haben sich alle Verhältnisse so sehr verändert, daß derselbe Premier-Minister, den man sich ehemals immer als gegen die Wohlfahrt des Landes verschworen dachte, der erste Patriot geworden ist; eine Wirkung des allzuweit getriebenen Credits, der nur durch die größten Anstrengungen aufrecht erhalten werden kann. Die bewegende Kraft einer Nationalschuld von 600 Millionen Pf. Sterling ist vielleicht über jeden Calcul hinaus; aber das sieht man ohne Mühe ein, daß die Erwartungen der Staatsgläubiger befriedigt seyn wollen, wenn die Regierung gesichert bleiben soll. Also Krieg und immer Krieg, damit das Princip der Trennung im Innern des Reichs aufrecht erhalten werde; denn die englische Verfassung steht und fällt mit dem Nationalcredit. Man bilde sich um des Himmels willen nicht ein, daß England seinen Nationalbankerott eben so einleiten könne, wie Frankreich ihn eingeleitet hat; die innere Beschaffenheit beider Reiche duldet es nicht. England hat bei einer Be-

völkerung von dreizehn Millionen nur sehr reiche und sehr arme Bürger; die Klasse der mittelmäßig begüterten ist beinah gänzlich verschwunden. Unter solchen Umständen muß, wenn es einmal zum Bruch kommt, nur das Allerschlimmste erwartet werden. Sobald nämlich der Credit der Regierung die Verfassung nicht länger halten kann, geht diese so vollkommen unter, daß auch nicht eine Spur von ihr übrig bleibt und ein ganz neuer gesellschaftlicher Zustand herbeigeführt werden muß, wenn das Reich nicht für immer entvölkert werden soll. Unstreitig wird der Premier-Minister — wer er auch seyn mag — diesen Zeitpunkt so weit hinausrücken, als es immer in seinen Kräften steht; allein, da nichts sich ins Unendliche treiben läßt, so wird er selbst durch den allerantinationalsten Patriotismus den Staatsbankerott nicht auf immer verhindern können. Es läßt sich zwar nicht mit Gewißheit sagen, wann die letzte Stunde der englischen Verfassung schlagen wird; aber zweierlei läßt sich darüber vorläufig festsetzen; erstlich, daß diese Constitution nicht ewig vorhalten kann, zweitens, daß, wenn sie einmal durch den Verfall des Nationalcredits zu Boden gestürzt ist, das Princip der Trennung nicht zum zweitenmale die Grundlage der brittischen Regierungsmaschine werden wird.

Wäre es möglich, die englische Staatsschuld von der Constitution Englands so abzusondern, daß die erstere getilgt würde, während die letztere bliebe, so würde Europa zwar für den Augenblick gewinnen, allein in einem Zeitraum von 50 Jahren würde es dieselbe Bahn durchwandelt haben, die es bisher zurückgelegt hat. Die Sache ist aber in sich selbst unmöglich, weil Englands ganze Kraft so wesentlich auf dieser Nationalschuld beruht, daß es die letztere nicht aufheben kann, ohne der ersteren zu entsagen. Eben

deswegen kann die englische Regierung auch nie auf den Einfall gerathen, ihre Gläubiger zu einer freiwilligen Verzichtleistung auf einen wesentlichen Theil ihrer Forderungen zu bewegen; selbst wenn diese Gläubiger Einsicht genug hätten, um zu begreifen, daß sie an Sicherheit gewönnen, was sie an Fonds verlören, und daß eine wesentliche Verminderung der Taxen eben so sehr ihr Vortheil sey, als der Vortheil derjenigen, welche durch ihre Industrie die zur Bezahlung der Interessen erforderlichen Summen herbeischaffen müssen, selbst in diesem Fall würde die Regierung sehr viel Bedenken tragen müssen, ein solches Opfer anzunehmen. England ist nämlich eine Seemacht, und jede Seemacht hat ihre Basis im Handel, den sie auf keine Weise stören muß, am wenigsten im Inneren des Reiches. Mit einem Worte: Für die englische Regierung giebt es keine Rückkehr in den Stand der Unschuld. Von ihr kann man sagen: Entweder Cäsar, oder nichts. Sie ist die furchtbarste Regierung der Welt, so lange sie ihren Credit aufrecht hält; sie ist nichts, gar nichts von dem Augenblick an, wo sie an der Lösung dieses Problems verzweifeln muß. In ihr berühren sich, auf eine fürchterliche Weise, das höchste Leben und der Tod; aber an ihren Tod ist nicht zu denken, so lange sie noch Mittel findet, eine neue Anleihe zu machen.

So viel über die wahre Beschaffenheit der englischen Nationalschuld. Aus allem, was bisher gesagt worden ist, wird man ohne große Mühe abstrahiren, daß England, während es für sein gegenwärtiges Verfahren das Schild der Großmuth aushängt und immer das Ansehn haben will, als handle es nur zum Wohl des ganzen Europa, nur den Antrieben des Eigennutzes folgt, so wie er sich in dem Selbsterhaltungstrieb offenbaret. In der That, Frankreich

möchte das ganze Continent verschlingen; gewönne England dadurch eine hinlängliche Sicherhei vor einem Nationalbankerott, so würde es diesem Schauspiel mit Vergnügen zusehen. Diese Behauptung führt zu einer genauen Zergliederung des wahren Verhältnisses zwischen Frankreich und England.

Fünftes Kapitel.

Historische Beleuchtung des Antagonismus zwischen England und Frankreich.

Will man, um sich den Antagonismus zu erklären, worin Frankreich und England gegenwärtig stehen — ein Antagonismus, der sich nur mit dem Untergange des einen oder des anderen Reiches endigen kann — nicht in jene Zeiten zurückgehen, wo Wilhelm der Eroberer sich ganz England unterwarf, oder in jene Periode, wo beinah ganz Frankreich von den Engländern erobert wurde, bis ein wunderbares Mädchen ihr Vaterland rettete: so muß man bei derjenigen Epoche stehen bleiben, wo die französische Regierung der glücklichen Lage Frankreichs in Beziehung auf den Welthandel inne ward.

Diese Epoche ist höchst merkwürdig; denn in sie fällt die Hinrichtung Carls des Ersten, die Flucht der Stuarts, die Regierung Cromwells, die Erscheinung der englischen Navigationsacte (diese Grundlage für Englands gegenwärtige Größe) und, nach Cromwells Tode, die Wiederherstellung der königlichen Würde, wiewol unter solchen Beschränkungen, daß England nothwendig eine Polyarchie werden mußte. Durch innere Unruhen zerrissen, gab England seinem Erbfeinde Gelegenheit, eine bedeutende Seemacht zu

erwerben, in Oſt- und Weſtindien ſicheren Fuß zu faſſen und zu derjenigen Größe empor zu ſteigen, welche das franzöſiſche Reich unter Ludwigs des Vierzehnten Regierung auszeichnete. Der Verfall der ſpaniſchen Univerſalmonarchie war theils durch die Trennung des deutſchen Reichs von der ſpaniſchen Krone durch Carls des Fünften Entſagung, theils durch die Unabhängigkeit der Niederlande, theils endlich durch die Gold- und Silberminen in Peru und Potoſi entſchieden, welche die bisherige Energie der Spanier zu vernichten begannen. Waren alle dieſe Umſtände eine Stufenleiter für Frankreichs Erhebung, ſo wurde dieſe noch weit mehr durch alle die Ereigniſſe befördert, welche England zum Tummelplatz wilder Fehden, und, nach der Wiedereinſetzung der Stuarts, zu einer franzöſiſchen Provinz machten. Die Abtretung Dünkirchens an Frankreich von Seiten Carls des Zweiten war ein offenbarer Beweis von einer gänzlichen Verkennung der Beſtimmung Englands nach dem Jahre 1648; eine noch ausgezeichnetere (wenn gleich nicht als ſolche berechnete) Begünſtigung Frankreichs aber war von der einen Seite die Spannung, worin Carl der Zweite und Jacob der Zweite mit dem Parlement lebten, und die Bemühung beider Könige, die verlorne Souveränität auf dem Wege der Theokratie wieder zu gewinnen. Indem alſo Spanien in ſich ſelbſt zu zerfallen begann und England fortgeſetzt zwiſchen den Richtungen ſchwankte, welche Monarchie und Polyarchie dem ganzen Reiche gaben, war es möglich, daß in Frankreich ein Ludwig der Vierzehnte und ein Colbert entſtehen konnten; in der That, beider Individualität läßt ſich nur aus den Zeiten erklären, in welche ihre Exiſtenz fiel. Die Folgen von Englands Schwäche offenbarten ſich in dem Frieden von Ryßwick, wiewol der Geiſt der

englischen Regierung seit der Thronbesteigung Wilhelms des Dritten wesentlich regenerirt war.

England durchschaute das nachtheilige Verhältniß, worein es als Seemacht gegen Frankreich gerathen war, früh genug; allein wie die neu entstandene französische Marine vernichten, welche sowol in außereuropäischen Besitzungen als in der durch diese Besitzungen verstärkten National-Industrie eine sichere Basis gewonnen hatte. Der Ausgang des spanischen Successionskrieges, wie groß auch die Vortheile seyn mochten, welche England in dem Utrechter Frieden davon trug, gab Frankreich eine noch sicherere Stellung gegen England, in sofern derselbe Spanien an Frankreich kettete. Von dem Utrechter Frieden an galt der Humesche Ausspruch: England hat nur einen Feind und dieser Feind ist Frankreich. Indessen würden zwischen England und Frankreich noch immer friedliche Gesinnungen möglich gewesen seyn, hätten beide Reiche sich nicht mit einer drückenden Schuld in diesen letzten Kriegen beladen. Von dem Augenblick an, wo die englische Nationalschuld so weit angeschwollen war, daß die englische Regierung in ihr eine Aufforderung zur Aufmerksamkeit auf alle den Welthandel theilende Nationen hatte, war an einen dauerhaften Frieden mit Frankreich um so weniger zu denken, weil Frankreich sich in einer ähnlichen Verfassung befand, und folglich genöthigt war, dieselbe strenge Aufsicht über die Fortschritte des Handels zu führen. Die Nebenbuhlerei, welche sich nun entwickelte, konnte nur durch die Erschlaffung gemäßigt werden, welche auf die ungeheuren Anstrengungen erfolgen mußte, denen sich Frankreich unter Ludwigs des Vierzehnten Leitung hingegeben hatte; eine Erschlaffung, deren würdige Repräsentanten der Herzog Philipp von Orleans, als Regent, und Ludwig der Funfzehnte, als König, waren.

Es geschah vorzüglich in dieser Periode, daß England den ungeheuren Vorsprung gewann, den es noch immer behauptet; geht man aber auf die wahren Ursachen dieses Vorsprunges zurück, so sieht man sehr deutlich ein, daß England ihn vorzüglich der Einsicht verdankt, vermöge welcher der Premier-Minister die Staatsschulden nicht als ein absolutes Uebel betrachtete, sondern sie vielmehr als die Grundlage eines ungeheuren Nationalreichthums behandelte, welcher nicht eher verschwinden kann, als bis es der Regierung unmöglich, physisch unmöglich geworden ist, ihren Credit noch weiter zu treiben. Der Friede von Paris, in welchem Frankreich Akadien, Cap Breton, Canada, die Grenadinen, St. Vincent, St. Dominica, Tabago, Senegal und das Recht verlor, seine Besitzungen in Bengalen zu befestigen, war das große Resultat dieser Einsicht der englischen Premier-Minister auf der einen und des Leichtsinns, womit die französische Regierung in Ansehung der Staatsschulden verfuhr, auf der anderen Seite. Mag immerhin die englische Staatsschuld in einen bodenlosen Abgrund führen, so muß man dennoch der englischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in die Natur des öffentlichen Credits die allertiefsten Blicke geworfen hat.

Es giebt gewisse Erscheinungen, welche so strenge auf die Zeiten eingeschränkt sind, worin sie zum Vorschein treten, daß sie mit ihnen entstehen und verschwinden. Je mächtiger sich England während des Verfalls der französischen Monarchie unter den letzten Ludwigen erhob, desto allgemeiner und unbedingter wurden von der einen Seite die Lobreden, die man in ganz Europa der englischen Verfassung hielt, und desto stolzer die Erklärungen der Britten selbst auf der anderen Seite. Es war in diesem Zeitraum, als Montesquieu mit seinem Geist der Gesetze auftrat;

ein Werk, von welchem man sagen kann, daß es nur eine Lobrede auf die brittische Verfassung ist und nur unter diesem Titel so viel Eingang bei den Engländern gefunden hat. Es war ferner in diesem Zeitraum, als Lord Chatham, der Vater des gegenwärtigen Premier-Ministers, den Ausspruch that: Es müsse fortan von Englands Willen abhängen, ob noch ein Kanonenschuß von einem nicht-englischen Schiffe auf irgend einem Meere geschehen sollte. Es war in diesem Zeitraum, als das berühmte Rule Britannia der Brust eines patriotischen Dichters entquoll. Es war in diesem Zeitraum, wo der Nationalstolz der Engländer den höchsten Gipfel erstieg. Frankreich mußte den Hafen von Dünkirchen, dem Frieden von Paris gemäß, auf eigene Kosten demoliren, und die ganze Periode von 1715 an, wo Ludwig der Vierzehnte starb, bis zum Ausbruch des amerikanischen Krieges galt die banconische Bemerkung, daß die Herrschaft zur See die Quintessenz der Universalmonarchie sey, so gebieterisch, daß man sie blos deshalb nicht wiederholte, damit man die Abhängigkeit, worein man von England gerathen war, verbergen möchte.

Erst unter Ludwig dem Sechzehnten ging die französische Marine wieder aus der Vernichtung hervor, worein eine verworrene Verwaltung sie gestürzt hatte. In dem Kriege, welchen Nordamerika von 1775 bis 1783 für seine Unabhängigkeit führte, ahnete England von neuem, daß Frankreich in der Herrschaft zur See sein Rival werden könnte. Doch die mit dieser Ahnung verbundene Furcht verschwand wieder, als Frankreichs Finanzen mit jedem Jahre immer mehr zerrüttet wurden und der Verlust der nordamerikanischen Colonien bei weitem anders auf Englands Finanzsystem zurückwirkte, als der größte Theil der englischen Patrioten es erwartet hatte. Nicht genug, daß dies System nicht über den Haufen

geworfen wurde, verstärkte es sich sogar, in soferr die Nationalschuld, wie oben bemerkt worden ist, auf 240 Millionen stieg, und der Regierung einen Grad von Macht zulegte, welcher nur in sofern gefährlich war, als zur Handhabung desselben ein sehr gewandter Geist erfordert wurde. William Pitts lange Verwaltung (vom Dec. 1783 bis 14. März 1801) hatte ihren Grund in den Crisen, denen das Reich durch die Größe der Nationalschuld ausgesetzt war. Die Aufgabe war und blieb, solche Maaßregeln zu ergreifen, daß die Staatsgläubiger befriedigt werden konnten, und ein unbefangenes Gemüth mußte, sobald es den Gang der Dinge wahrgenommen hatte, über die sonderbare Nothwendigkeit erstaunen, vermöge welcher nicht bloß das europäische Continent, sondern auch die ganze Erde in allen ihren Abtheilungen keine andere Bestimmung mehr hatte, als — eine fehlerhafte Constitution aufrecht zu erhalten, deren Chef, durch das ewige Repräsentiren, den Verstand verlor, während sein erster Minister, durch den Kampf mit den Gegnern der Souveränität, (dem Parlement) der Verstand selbst wurde. Doch dies verdient eine ausführliche Zergliederung.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Gegenstandes.

Willkommen war den Engländern der Ausbruch der französischen Revolution, weil es das Ansehn hatte, als werde Frankreich durch dieselbe in den Zustand der Barbarei versinken. Noch willkommner war ihnen die Kriegeserklärung der französischen Regierung zu Anfang des Jahres 1793, weil sie dadurch einen

Vorwand erhielten, sich aller außer-europäischen Besitzungen Frankreichs zu bemächtigen und durch den Ertrag derselben nicht nur ihre Marine, sondern auch ihr Schuldensystem sicher zu stellen. Nur der Unverstand kann an Englands friedliebende Gesinnungen in jener kritischen Periode des französischen Staates glauben, wo sich, nach einem unglücklichen Versuch eine Constitutionsurkunde an die Stelle der Souveränität zu setzen, die Monarchie in eine Polyarchie verwandelte. Warum, wenn Englands Gesinnungen wirklich friedliebend waren, gab es nicht die Kriegeserklärung zurück, als sie auf das förmlichste zurückgefordert wurde? Warum machte die englische Regierung vielmehr die allerfurchtbarsten Anstalten, diese Kriegeserklärung nach allen Seiten hin zu benutzen? So handelt kein Staat, der den Frieden wirklich liebt; so handelt kein Staat, der den Frieden lieben kann, d. h. der nicht genöthigt ist, den Krieg als eine einträgliche Speculation zu betrachten. Aber ein Königreich, das, nach dem Ausdruck des Premier-Ministers, nichts ist, wofern es nicht das Stapelhaus der ganzen Welt ist, ein solches Königreich muß mit Entzücken jede Gelegenheit ergreifen, die sich ihm darbietet, allen übrigen Nationen die Urquellen des Handels zu verstopfen und sich in den Besitz derselben zu setzen. England hatte um so mehr Ursache, auf seiner Huth zu seyn, da es eine längere Zeit hindurch das Ansehn hatte, als gehe Frankreich damit um, sich eine der englischen ähnliche Verfassung zu geben. In welchem Grade selbst die erfahrensten Staatsmänner in England die wahre Tendenz der französischen Revolution verkannten (in sofern nämlich dieselbe weniger gegen den Thron, als gegen die Stütze, welche der französische Thron in dem Feudalwesen hatte, gerichtet war) beweisen Burke's lächerliche Declamationen eben so sehr, als das naive Geständniß des Premier-Ministers Pitt

am 3. Febr. 1800, wo er sagte: „Ich kann nicht leugnen, daß, wenn wir den wahren Charakter der französischen Revolution richtiger beurtheilt hätten, ein anderes Verfahren, als das unsrige, viel besser zu rechtfertigen gewesen wäre.“ Was die Engländer nie begreifen werden, und was Herr Pitt bis auf diese Stunde eben so wenig begriffen hat, als irgend einer seiner Landesleute, ist die Nothwendigkeit der Souveränität in einem Lande wie Frankreich, ist die mit der Souveränität in unmittelbarem Zusammenhange stehende Concentricität. Wie dem aber auch seyn mag, so waren die Wirkungen des Revolutionskrieges folgende:

Man glaubte ein Reich vernichten zu können, das eine Volksmenge von 26 Millionen Individuen zählte. Dieser Voraussetzung zufolge wurde eine Coalition zu Stande gebracht, welche Frankreich im Jahre 1793 auf allen Punkten angriff. Ein kühnes, der Gefahr angepaßtes Verfahren der französischen Regierung rettete Frankreichs Integrität. Die unmittelbare Wirkung der Schreckensregierung war, daß das verlorne Belgien wieder erobert, Holland aus der Kette der Coalition gerissen, mehrere andere Mächte (wie Preußen und Spanien) zu einem freiwilligen Frieden bewogen, und, nach mannichfaltigen Abwechselungen von Siegen und Niederlagen, England im Jahre 1801 allein auf dem Kampfplatz zurückgelassen wurde. Die Gestalt Europa's hatte sich in diesem Kriege wesentlich verändert. Nach dem allgemeinen Frieden mit dem Continent ordnete Frankreich die Entschädigungen. Die Continentalmächte mochten durch den Revolutionskrieg gewonnen oder verloren haben, immer hatten sie nach Maaßgabe der Landesbevölkerung gewonnen oder verloren. England allein machte in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Vor der Revolution belief sich seine Bevölkerung auf 14 Mil-

lionen und seine Einnahme auf 17 Millionen Pfund Sterling. Nach der Revolution (im Jahre 1803) war die Bevölkerung dieselbe, aber die Einnahme hatte sich bis auf 30 Millionen Pf. Sterling vermehrt. England hatte also durch die Revolution wesentlich gewonnen; vorzüglich dadurch, daß es im Laufe des Revolutionskrieges das feindliche Eigenthum an sich genommen und von dem Verkauf desselben nicht nur die Kriegeskosten bestritten, sondern auch den inneren Wohlstand des Landes vermehrt hatte. In einem Frieden einem Theil dieser Vortheile entsagen, war um so gefährlicher, weil die Nationalschuld im Kriege auf 530 Millionen gestiegen war und die Regierung nur in dem höchsten Wohlstande der Nation die Mittel finden konnte, die Zinsen dieser Schuld abzutragen. Ein Friede mit Frankreich war unter diesen Umständen unmöglich; da man aber nach gerade daran verzweifeln mußte, Frankreich zu demüthigen, so blieb noch ein großes Rettungsmittel für England übrig, wenn es seinen Nebenbuhler auf das empfindlichste täuschte. Dies geschah durch den Tractat von Amiens.

Die Gründe, um derentwillen William Pitt zu Anfang des Jahres 1801 das Ministerium verließ, sind bei weitem nicht so sehr verschleiert, daß sie nicht wenigstens könnten errathen werden. Von der einen Seite war diese Abdankung das bequemste Mittel, eine Consequenz zu retten, welche bei dem immer höher steigenden Grad von Opposition, auf welchen sie stieß, das ganze Staatsgebäude Großbritanniens vor der Zeit über den Haufen werfen konnte; von der andern Seite war sie ein nicht minder bequemes Mittel, Frankreich, nach zu Stande gebrachtem Frieden, für immer von England abhängig zu machen. Es sollte nämlich eine Friedensunterhandlung statt finden, um sowol der englischen Nation, als den übri-

gen europäischen Mächten zu beweisen, daß der Kampf mit Frankreich kein Kampf auf Leben und Tod sey; allein, sobald Frankreich, im Vertrauen auf diesen Frieden, den besten Theil seiner Schätze den Wellen des Ozeans anvertraut haben würde, sollte England, unter irgend einem Vorwande, den Frieden von neuem brechen, den Krieg mit verstärkter Macht beginnen und einen Kampf auf Leben und Tod eingehen; und je kritischer aber der Kampf würde, desto schneller sollte Pitt in seinen gewohnten Wirkungskreis zurücktreten und das fürchterliche Spiel um Englands unhaltbare Verfassung mit der ihm eigenen Energie fortführen. Nicht anders kann der Inhalt des zwischen Pitt und Addington im Jahre 1801 abgeschlossenen Vertrages gewesen seyn, wenn man außer der Bereitwilligkeit des englischen Ministeriums, die Forderungen Frankreichs in den Friedensunterhandlungen von Amiens zu erfüllen, alle späteren Ereignisse in Betrachtung zieht. Die Wichtigkeit, welche man von Seiten Englands auf Malta legte, war nur eine speciöse, um von diesem Felsen in der Folge den Vorwand zum Kriege herzunehmen; denn obgleich Malta der Schlüssel für die Levante ist, so gab es für die englische Regierung doch ein noch weit größeres Objekt, nämlich, den Franzosen eine Concurrenz mit den Engländern in allem, was den Handel angeht, unmöglich zu machen.

Dies große Ziel ließ sich nur dadurch erreichen, daß man Frankreich um diejenige seiner außer-europäischen Besitzungen brachte, in welcher es nicht nur ein Fundament des Handels, sondern auch der Seemacht und der inneren Industrie hatte. Diese wichtige Besitzung war St. Domingo; eine Insel, welche Frankreich durch den Baseler Tractat von 1795 nach ihrem ganzen Umfang acquirirt hatte. Fruchtbar an allen Colonial-Producten, war sie das Centrum des

französischen Handels. Dies Centrum in ihr vernichten, hieß Englands Freiheit sichern und Frankreichs Abhängigktit nothwendig machen. Hierauf war also Englands ganze Aufmerksamkeit gerichtet, als es den Frieden zu Amiens unterhandelte; und dies bedarf einer umständlicheren Entwickelung, wenn man einsehen will, warum alle diejenigen, welche, den im englischen Parlement bis zum Eckel wiederholten Phrasen von „Rettung Europa's" und „Erhaltung der alten gesellschaftlichen Ordnung" vertrauend, von dem Tractat von Amiens nichts Geringeres als einen Weltfrieden erwartet hatten, in dieser ihrer Erwartung nothwendig betrogen werden mußten.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Gegenstandes in Beziehung auf St. Domingo.

Sobald von St. Domingo die Rede ist, muß man, zur Erklärung der neuesten Begebenheiten auf dieser Insel, in eine frühere Periode zurückgehen.

Vor allen Dingen muß man nicht vergessen, daß die Schwarzen auf St. Domingo die europäische Cultur seit Jahrhunderten im Widerschlag getheilt haben. Wenn der Afrikaner sich auf dem heimatlichen Boden so äußerst wenig entwickelt, so kommt dies weit weniger auf Rechnung seiner Anlagen, als auf Rechnung des Klimas, in welchem er vegetirt; denn indem dies Klima jede Industrie, deren Zweck über die einfachste Befriedigung des Hungers und des Geschlechtstriebes hinausgeht, vollkommen überflüssig und eben dadurch unmöglich macht, so kann der Afrikaner zu keiner von den Entdeckungen und Erfindungen

aufsteigen, welche den Europäer und den Asiaten vor allen übrigen Erdbewohnern ausgezeichnet haben. Soll aus dem Afrikaner etwas gebildet werden, so muß man ihn verpflanzen; nach Europa oder Amerika versetzt, erfährt er eine Verwandlung, welche, im Verlauf der Zeit, aus dem Menschen in der Anlage einen Menschen in der Entwickelung macht. Es mag auffallend seyn, aber es ist gewiß nicht unerklärbar, daß der Europäer auf den Antillen und in dem südlichen Theile von Amerika als Culturgeschöpf zu Grunde geht, während sich der Afrikaner daselbst cultivirt. Die einfache Ursache dieser Erscheinung ist, daß der erstere in einen unvollkommneren, der letztere in einen vollkommneren gesellschaftlichen Zustand tritt, als beide vor ihrer Abreise aus Europa oder Afrika kannten. Dazu kommt aber noch, daß der Europäer, vermöge seiner Farbe und seiner ganzen Constitution, den Einwirkungen des heiß-feuchten Klima's, das er auf den Antillen und in dem südlichen Theil Amerika's antrifft, bei weitem weniger gewachsen ist, als der Afrikaner, dessen schwarze Farbe den Sonnenstrahlen einen großen Theil ihrer Wirksamkeit nimt, indeß die Schlüpfrigkeit seiner Haut der Feuchtigkeit weit mehr Trotz bietet. Schon hieraus begreift man, warum der Afrikaner im südlichen Amerika ein natürliches Uebergewicht über den Europäer hat; ein Uebergewicht, das, sobald er es geltend machen kann, sich in der Unterdrückung der Weißen offenbaren muß.

Auf den französischen Antillen aber mußte die Entwickelung der Schwarzen um so schneller von Statten gehen, da sie in der Behandlung der Franzosen die stärkste Stütze fand. Selbst wenn der Vorwurf der Grausamkeit, den man den Franzosen zu allen Zeiten gemacht hat, vollkommen gegründet ist, so muß man bei Wiederholung desselben nicht

vergessen, daß die Heftigkeit der Empfindung, deren Resultat die Grausamkeit ist, eben so oft zum Gegentheil hinleitet, und daß, wenn die Franzosen, um dieses ihres Grundcharakters willen, des Despotismus am wenigsten entbehren können, sie selbst dennoch schlecht geeignet sind, einen consequenten Despotismus auszuüben. In der That, der von den Franzosen ausgeübte Despotismus ist zu allen Zeiten und unter allen Umständen der Laune bei weitem mehr verwandt gewesen, als den Grundsätzen; und diese weibliche Behandlung hat nicht wenig dazu beigetragen, ihren Sklaven eine Entwickelung zu geben, welche den Sklaven anderer Nationen fremd geblieben ist. Ist es nämlich das Eigenthümliche des Despotismus überhaupt, die Verschlagenheit und List ins Leben zu rufen; so bringt der Despotismus der Laune diese Wirkung ganz vorzüglich hervor; denn er ist es, der sich, so zu sagen, ein Terrain nach dem anderen abgewinnen läßt, bis er nichts mehr zu verlieren hat; er ist es, der sich vor sich selbst so lange mit der Pflicht der Menschlichkeit entschuldigt, bis es ihm nicht mehr erlaubt ist, diese Pflicht auszuüben, weil der Gegenstand derselben in der vollkommensten Gleichheit dasteht. Nur dem entgegengesetzten Verfahren verdanken die Engländer, Holländer, Spanier und Portugiesen die Erhaltung ihrer außer-europäischen Besitzungen. *)

Man muß also voraussetzen, daß schon lange vor

*) Es ist unstreitig ein merkwürdiger Umstand, daß derjenige Schriftsteller, welcher das Verhältniß der Schwarzen zu den Weißen zuerst zum Gegenstande einer freien Untersuchung machte, ein Franzose ist; aber noch merkwürdiger würde eine Schrift seyn, worin die Zurückwirkung des Raynalschen Werks auf St. Domingo und die übrigen Antillen auseinander gesetzt würde.

der französischen Revolution in den Verhältnissen Frankreichs zu St. Domingo sehr vieles versehen wär. In welchen Anschlag dies aber auch gebracht werden mag, immer mußten die großmüthigen Ideen, von welchen die Revolution ausging, kräftig auf die Antillen zurückwirken. Zwar wissen wir von den Begebenheiten auf St. Domingo seit dem Jahre 1789 sehr wenig mit historischer Zuverlässigkeit; allein, wenn man den Zauber kennt, der für ungebildete Gemüther in den Wörtern: Freiheit und Gleichheit liegt, so begreift man ohne Mühe die Natur des Kampfes, der sich von dem Jahre 1790 an zwischen den Weißen und Schwarzen erheben mußte. Indem nämlich die letzteren alles gewinnen, die ersteren aber nichts verlieren wollten, mußte ein Krieg entstehen, der, wie mannichfaltig auch seine Wendungen seyn mochten, sich schwerlich anders endigen konnte, als so, daß die Unterdrückten die Unterdrücker zu werden begannen.

Unstreitig wurde England durch nichts so sehr zur thätigen Theilnahme an dem französischen Revolutionskrieg bewogen, als durch die lockende Aussicht, welche der Parteikampf auf St. Domingo zur Eroberung dieser für den Handel überaus wichtigen Insel darbot. Auf jeden Fall fanden sie hier die reichsten Entschädigungen für die auf den Krieg gewandten Kosten. Wäre die französische Regierung im Jahre 1793 im Stande gewesen, die Weißen auf St. Domingo zu unterstützen, so würden sie ihr Schicksal nie von Frankreich getrennt haben. Nicht unterstützt und dem Kampfe mit ihren Sklaven nicht gewachsen, blieb ihnen schwerlich etwas anderes übrig, als sich in die Arme der Engländer zu werfen, welche unter diesen Umständen ohne alle Mühe landeten. Und dieser entscheidende Schritt der Eigenthümer auf St. Domingo hat alle die wichtigen Folgen ge-

habt, die er in einem solchen Kriege, wie der Revolutionskrieg, nothwendig haben mußte. Wie unumgänglich nothwendig auch dieser Schritt seyn mochte, so zwang er doch die französische Regierung, sich der Schwarzen auf Kosten der Weißen anzunehmen, bloß um England nicht in den Besitz einer Insel gelangen zu lassen, welche Frankreich alle Ursach hat als das köstlichste Edelgestein zu bewahren.

In der That, die Bereitwilligkeit der französischen Regierung, die Fesseln der Schwarzen zu zersprengen, konnte nicht sehr groß seyn, weil Frankreichs Macht, wie wir in der Folge sehen werden, an den eigenthümlichen Besitz von St. Domingo so lange gebunden ist, als es ein großbritannisches Reich giebt. Allein sobald von zwei Uebeln eins gewählt werden mußte, d. h. sobald die Frage entstand, ob man St. Domingo lieber in den Händen der Engländer oder der Neger sehen wollte, mußte man aus einem sehr begreiflichen Grunde das letztere vorziehen. In diesem Sinne handelte der Wohlfahrtsausschuß zu Anfang des Jahres 1794. Was er that, war recht eigentlich das Werk der momentanen Verzweifelung, wobei er höchstens die entfernte Aussicht rettete, St. Domingo irgend einmal wieder zu gewinnen. Hatten die Schwarzen bis dahin nur halbe Versprechungen erhalten, so erfolgte jetzt eine förmliche Bestätigung ihrer Freiheit. Sie wurde den 4. Febr. 1794 gegeben; und mit welchem Herzen sie gegeben wurde, zeigen die Erklärungen Dantons, so wie der Moniteur sie aufbewahrt hat. „Bisher, sagte dieser Convents-Deputirte, bisher hatten wir die Freiheit für uns allein decretirt. Heute proclamiren wir die allgemeine Freiheit im Angesicht des ganzen Europa. Das Geschenk ist gemacht. Ueberlassen wir es jetzt den Ausschüssen der Wohlfahrt und der Colonien, die Mittel aufzufinden, welche unser Decret

der Menschheit nützlich machen. Wir arbeiten für künftige Geschlechter; denn indem wir den Feuerbrand der Freiheit in die Colonien schleudern, bereiten wir den Engländern den Tod. Vergeblich werden Pitt und seine Mitschuldigen den Genuß dieser Wohlthat durch politische Calcule zu verhindern suchen; sie nähern die englische Nation nur ihrem Nichts. Frankreich wird den Rang und Einfluß, welchen Energie und Boden und Volkszahl ihm zusichern, wieder gewinnen, und unsere Nachkommen werden die Früchte unserer Großmuth genießen, wenn wir dieselbe nicht über die von der Weisheit angewiesenen Gränzen hinaus erstrecken." So dachte man sich damals die Folgen der plötzlichen Aufhebung der Sklaverei auf den Antillen; und die Folge dieses Verfahrens war, daß die Engländer von St. Domingo wieder vertrieben wurden. Doch indem dies durch die Schwarzen geschah, lernten sich diese als Herrn der Insel betrachten.

Je mehr sie seit dem Jahre 1794 ihrem Schicksal überlassen blieben, desto mehr Antrieb hatten sie, den Verhältnissen nachzudenken, worin sie mit der übrigen Welt standen. Konnten sie aber darüber nachdenken, ohne das Verlangen nach Freiheit allmählig in Genuß zu verwandeln? Einmal mit ihren Hülfsmitteln bekannt, faßten sie nur allzubald den Entschluß, sie zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit anzulegen. Die Abtretung des spanischen Antheils an Frankreich begünstigte freilich ihre Entwürfe nicht; doch indem sich gerade um diese Zeit Charaktere unter ihnen entwickelten, deren innere Stärke jedem äußeren Hinderniß gewachsen schien, faßten sie Vertrauen zu sich selbst. Daß Frankreich mit ihnen tergiversire, leuchtete ihnen nur allzubald ein; aber je kritischer Frankreichs ganze Lage unter der Directorial-Regierung war, desto freier wurde der Spiel-

raum der Schwarzen. Mit jedem Jahre waren sie mehr berechtigt, zu sagen: „Da wir dem Mutterlande die schönste seiner Colonien gerettet haben, so verlangen wir auch, das Verhältniß zu bestimmen, welches künftig zwischen Frankreich und St. Domingo statt finden soll.“ In diesem Sinne handelte Toussaint Louverture, in welchem man vergeblich einen Verbrecher sucht.

Der Streit, welcher sich unter der Consular-Regierung über die Besetzung der Stelle eines Generalgouverneurs von St. Domingo erhob, war ganz dazu geeignet, die wildesten Leidenschaften zu entflammen. Wenn Toussaint Louverture behauptete, daß nur Er General-Gouverneur seyn könne, so sprach er als ein Mann, der die Unabhängigkeit der Insel bisher vertheidigt hatte. Wenn dagegen die französische Regierung auf die Annahme eines von ihr eingesetzten General-Gouverneurs drang, so geschah es, weil sie einsah, daß ohne diese Maaßregel die wichtigste der französischen Colonien für immer verloren war. In der That, ein weißer oder schwarzer General-Gouverneur war das Symbol der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der ganzen Insel geworden. Toussaint Louvertüre konnte nicht nachgeben, ohne an seinen Brüdern, den Schwarzen, zum Verräther zu werden; Bonaparte konnte Louvertüre's Forderungen nicht erfüllen, ohne die Erwartungen zu täuschen, die man sich in Frankreich von seiner Energie gemacht hatte; Erwartungen, welche in Beziehung auf St. Domingo um so bestimmter ansprachen, je mehr für die Wiederherstellung der inneren Ruhe und für die Vermehrung der politischen Stärke Frankreichs von der Wiedereroberung St. Domingo's abhing. Ein Tribunal für diesen Rechtsstreit gab es nicht; er mußte also durch ein Gottesgericht, d. h. durch die Stärke der Waffen entschieden werden.

Die französische Regierung stellte den General Leclerc an die Spitze der Armee, welche St. Domingo wieder erobern sollte. Die Ueberfahrt gelang und der Erfolg der ersten Unternehmungen des französischen Generals war glänzend genug, um zu weitaussehenden Hoffnungen zu berechtigen. Gleichwol mislang die ganze Expedition; nicht — wie man wol annimmt — durch die Ungeschicklichkeit des Generals, sondern durch die unwiderstehliche Kraft der Dinge. Diese Behauptung erfordert einen Beweis. Hier ist er:

Eroberungen auf den Antillen sind, wenn sie von Europa aus unternommen werden, mit großen Schwierigkeiten verbunden, sobald diejenigen, welche man unterjochen will, eines wesentlichen Widerstandes fähig sind. Selbst wenn die Eroberer den Einwirkungen des Klima's widerstehen, laufen sie noch immer Gefahr, ihre Lebensmittel rettungslos unter ihren Händen verderben zu sehen und sich aus Mangel an Subsistenz zurückziehen zu müssen. Dazu kommt noch, daß ein längerer Aufenthalt in diesen Meeren das unausweichliche Verderben ihrer Schiffe ist, in sofern der Wurm sich ihrer zu bemächtigen pflegt; ein Schade, der sich nur dadurch verhindern läßt, daß eine ununterbrochene Ablösung der Schiffe statt findet. Alle diese Schwierigkeiten können indessen überwunden werden; auch sind sie nicht die Ursachen des Verlustes von St. Domingo geworden. Was die ganze Expedition zum Scheitern brachte, war folgendes: Es ist unmöglich, von Europa aus so viel Krieges- und Mundvorräthe nach den Antillen mitzunehmen, als man zu einem längeren Feldzug gebraucht. Es ist eben so unmöglich, so große Geldsummen mit sich zu schleppen, daß man in ihnen ein Aequivalent für alle Krieges- und Mundvorräthe besäße. Jeder Krieg, der, in unseren Zeiten, mit Nach-

druck auf den Antillen geführt werden soll, muß mit Staatspapieren, d. h. mit Credit geführt werden können. Hat nun die Nation, welche hier Krieg führen will, keinen Credit, so ist sie verloren; denn da die Antillen keine Artikel erster Nothwendigkeit hervorbringen, so müssen diese von benachbarten Staaten bezogen werden, und ist dies Beziehen mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, so stirbt das Eroberungsheer ganz unfehlbar Hungers.

Personen, welche das Terrain genau kannten, weissagten auf das allerbestimmteste den Ausgang der Expedition nach St. Domingo. Leclerc's Armee war nicht stark genug, um die ganze Insel innerhalb eines Zeitraumes von wenigen Monaten zur Unterwerfung zu nöthigen; und indem der Feldzug in die Länge gezogen wurde, ließ sich vorhersehen, daß die rebellischen Schwarzen außer den Engländern den allerstärksten Alliirten in dem Hunger finden würden. Sobald es dem General Leclerc an Krieges- und Mundvorrath fehlte, erlahmten die Fortschritte, die er anfangs gemacht hatte. Den Frieden von Amiens gelten machend, wandte er sich an den englischen Gouverneur von Jamaika um Unterstützung; da dieser aber das Interesse der englischen Nation allzu gut kannte, um den unglücklichen Erfolg der Expedition gegen St. Domingo nicht von ganzem Herzen zu wünschen, so war eine höfliche Entschuldigung mit eigenem Mangel alles, was Leclerc zur Antwort erhielt. Jetzt konnten die Franzosen auf St. Domingo nur durch die vereinigten Staaten gerettet werden. Diese waren zur Unterstützung bereit; doch warfen sie die Frage auf: Womit man ihnen ihre Lieferungen zu vergüten gedächte. Leclerc antwortete: Er könne nicht mehr als den vierten Theil der Kaufsumme im baaren Gelde geben; in Hinsicht des Uebrigen wolle er Wechsel auf den Ersten Consul ausstellen. Und nun zeigte sich die Macht

des öffentlichen Vertrauens und Mistrauens in ihrer ganzen Stärke. Wie die Europäer, so hatten auch die Amerikaner in den wiederholten Staatsbankerotten gelitten, welche im Lauf der französischen Revolution erfolgt waren; und da die französische Regierung seit dem 18ten Brumäre zur Wiederherstellung des Weltcredits noch gar nichts gethan hatte, so sagten die Amerikaner mit dem größten Rechte von der Welt: „Der Erste Consul, wie achtungswerth er ihnen auch sey, könne keine Garantie geben, welche die französische Nation als creditlos verwerfe.“ Das Uebel wurde noch schlimmer, als Leclerc, von einer Art von Verzweiflung getrieben, sich des amerikanischen Eigenthums mit Gewalt bemächtigte; denn indem sich die Amerikaner von diesem Augenblick an von St. Domingo zurückzogen, wurde die französische Armee gänzlich ihrem Schicksal preis gegeben, das sich unter den einmal obwaltenden Umständen nicht anders als tragisch lösen konnte. Zwar überlieferte sich Toussaint Louverture dem französischen General, aber die Sache der Neger, wie schwach sie auch in sich selbst seyn mochte, blieb siegreich, weil der Hunger sie vertheidigte; selbst diejenigen Schwarzen, welche zu den Franzosen übergegangen waren, sahen sich, um dieses Umstandes willen, genöthigt, zu ihren Brüdern zurückzukehren. Indessen war für die Franzosen noch nicht alles verloren.

Sollte die Expedition nicht ganz verfehlt seyn, so blieben der französischen Regierung zwei Rettungsmittel übrig. Das erste bestand in der Fundirung der ganzen Staatsschuld, um den entflohenen Weltcredit zurückzurufen; das zweite in der Abtretung einer bedeutenden Besitzung auf dem festen Lande von Amerika an die vereinigten Staaten, welche durch den obwaltenden Kampf mit den Schwarzen eine besondere Wichtigkeit für Frankreich erhalten hatten. Die französische Regierung wählte das letztere, weil es am schnells-

sten zum Ziel führte. Die Verhandlungen um Louisiana nahmen ihren Anfang. In dieser ungeheuren, Frankreich an Größe und England an Fruchtbarkeit gleichkommenden Provinz erhielten die vereinigten Staaten das sicherste Unterpfand für alle ihre Lieferungen; und indem sie die Aussicht hatten, den ganzen Kaufpreis in Lebensmitteln und Munition zu bezahlen, mußten sie zur Unterstützung der Franzosen auf St. Domingo doppelt geneigt werden. Jetzt kam es nur auf Verstärkung der Truppenmasse an, um den Kampf in kurzer Zeit zu beendigen. Frankreich traf dazu die erforderlichen Anstalten; doch ehe die Einschiffung geschehen konnte, wurde der Friede von Amiens gebrochen.

England kannte seinen Vortheil allzu gut, um noch einen Augenblick zu verlieren. Den Ausgang des Kampfes auf St. Domingo abwartend, hatte es Malta nicht geräumt, und da durch die Aufopferung Louisiana's die bedeutendste der französischen Colonien in Frankreichs Hände zurückkehren zu müssen schien, so erklärte es jetzt, daß es Malta nicht räumen würde. Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich war von diesem Augenblick an unvermeidlich; der letzte Zweck des Krieges aber konnte von Seiten Englands kein anderer seyn, als Frankreich so in sich selbst zu beschäftigen, daß St. Domingo für immer verloren ginge. Um das Verfahren der englischen Regierung in seinen geheimsten Triebfedern kennen zu lernen, muß man vor allen Dingen wissen, was es mit St. Domingo auf sich hat.

Bekanntlich ist diese Insel wenigstens eben so groß, als England. Vermöge des heißfeuchten Klima's ist ihr Boden der fruchtbarste, welcher sich denken läßt. Der Anbau entspricht zwar dieser Fruchtbarkeit nicht; allein er ist bedeutend genug, um England furchtbar zu seyn. Den neuesten Angaben nach enthält der ehemalige französische Antheil $2\frac{1}{2}$ Millionen

Morgen brauchbaren Landes, wovon 1½ Million zu 792 Zuckerpflanzungen, 3117 zu Kaffee, 3160 zu Indigo, 789 zu Baumwolle, und 54 zu Cacaopflanzungen benutzt werden. Die Bevölkerung dieses Theils der Insel bestand aus 42,000 Weißen, 44,000 farbigen Leuten und 600,000 Schwarzen. Außerdem zählte der ehemalige spanische Antheil, bei einer angemessenen Fruchtbarkeit, 130,000 theils Weiße theils Schwarze. Der Anbau der Pflanzungen war die Bestimmung der Neger, so lange St. Domingo eine französische Colonie war, und was sie producirten, war recht eigentlich die Basis der französischen Marine. Die Engländer gestehen übrigens selbst, daß St. Domingo eben so viel hervorbringe, als alle ihre west- und ostindischen Besitzungen zusammengenommen; und hieraus läßt sich schließen, daß, wenn die Production dieser Insel jemals auf den höchsten Punkt getrieben wurde, den sie erreichen konnte, ihr Ertrag unermeßlich werden mußte. Waren also vor der Revolution 26000 Seeleute mit dem Vertrieb der Producte von St. Domingo beschäftigt, so konnte man mit Sicherheit annehmen, daß, bei einem künftigen besseren Zustande der Insel, die doppelte Zahl von Seeleuten nicht müssig geblieben seyn würde. Dies aber war es gerade, was England verhindern wollte.

In der That, gelang die Wiedereroberung nnd der bessere Anbau der Insel, so war England in seiner gegenwärtigen Gestalt und Verfassung ohne Schwertschlag vernichtet. Da nämlich St. Domingo nur Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle und Cacao producirt, so war bestimmt vorher zu sehen, daß ein wohlfeilerer Verkauf dieser Artikel von Seiten der Franzosen den Engländern den wesentlichsten Abbruch thun und, weil die ganze Macht der Engländer auf dem monopolistischen Vertrieb dieser Waaren des Luxus beruht, die englische Regierung außer Stand setzen

würde, die Interessen der Staatsschuld zu bezahlen. St. Domingo war also nicht blos so viel, als Frankreich in seiner Schale bedurfte, um England das Gleichgewicht zu halten, sondern unendlich mehr, als nöthig war, um das allerbestimmteste Uebergewicht zu bekommen. Die französische Revolution selbst hatte dieses bewirkt, in sofern die bis auf 600 Millionen angeschwollene englische Staatsschuld keine Concurrenz gestattete. Alles, was England in Hinsicht seiner Einkünfte in den letzten 10 Jahren gewonnen hatte, ging rettungslos wieder verloren; und zwar unendlich geschwinder, als es war erworben worden. Die englische Regierung, welche dies alles sehr deutlich einsah, hatte für ihr Verfahren gegen Frankreich außer diesem noch einen andern Bestimmungsgrund. Auf das allerwesentlichste war nämlich Frankreichs Macht auf dem Besitz von St. Domingo basirt. Es galt als Seemacht, so lange ihm der Besitz dieser Insel nicht vorenthalten werden konnte; aber es war zu einer bloßen Landmacht herabgesunken, sobald St. Domingo ihm nicht mehr gehörte. Denn welches Object und folglich welche Basis bliebe der französischen Marine wohl übrig, da alle übrigen Besitzungen Frankreichs in Ost- und Westindien nur eine secundäre Bedeutung haben, und in den Vortheilen, die sie gewähren, nur durch St. Domingo einen Stützpunkt erhalten?

Hieraus erklärt sich alles, was seit einigen Jahren vor unseren Augen geschehen ist: die Weigerung des englischen Gouvernörs auf Jamaika, die Franzosen bei der Wiedereroberung von St. Domingo zu unterstützen, und seine Bereitwilligkeit, den rebellischen Negern jeden Vorschub zu leisten; der Bruch des Tractats von Amiens; die Blockade der französischen Häfen; die Landungsanstalten Frankreichs; die Uebergabe der Insel St. Domingo an die Schwarzen aus Mangel an Subsistenz u. s. w.

Die ganze Tendenz des gegenwärtigen Krieges ist von Seiten Englands keine andere, als die Cultur von St. Domingo für immer zu verhindern. England will lieber eine Neger-Republik auf dieser Insel sehen, als irgend einen gesellschaftlichen Zustand, wodurch sein Creditsystem bedrohet würde; denn wenn auch die erstere ihm im Verlauf der Zeit gefährlich werden kann, so sieht es sich in dem letztern jeden Augenblick gefährdet. Die wichtige Insel selbst zu erobern, hat es alle Hoffnung aufgeben müssen, da es seinen Zweck mehrere Jahre hindurch nicht hat erreichen können.

Man spricht zwar noch immer von Malta, als dem wahren Object des gegenwärtigen Krieges. Allein was ist denn Malta? Eine Festung im Meere. Hat aber eine Festung noch den mindesten Werth, wenn das ganze Land, worin sie gelegen ist, nicht mehr streitig gemacht werden kann? Gewiß eben so wenig, als eine Festung im Meere, wenn die Herrschaft zur See einmal erobert ist. Malta hat für Frankreich nur eine bedingte Wichtigkeit; ohne St. Domingo ist dieser Felsen für Frankreich nicht mehr werth, als das Riesengebirge. Wollte also die französische Regierung ihre Ansprüche auf St. Domingo aufgeben, so würde der gegenwärtige Krieg sogleich beendigt seyn. Allein die französische Regierung kann diese Ansprüche nicht fahren lassen, wofern Frankreich nicht alle die Vortheile verlieren soll, die es in und durch die Revolution erworben hat. Den sogenannten Zwischenhandel haben die Franzosen zu allen Zeiten den Engländern und Holländern überlassen, unstreitig weil er dem Genius der Nation nicht entsprach. Soll Frankreich sich für immer auf den inneren Handel beschränken, so müssen die Franzosen entweder auf die Befriedigung mehrerer Bedürfnisse Verzicht leisten, oder sie bleiben in einer ewigen Abhängigkeit von

England, das, in diesem Falle, über Frankreichs Staatskraft nach Belieben schalten und walten kann. Da nun nur noch diejenige Art des Handels übrig bleibt, die Frankreich bisher getrieben hat, und da von der glücklichen Betreibung derselben die Nationalfreiheit abhängt: so ist es sehr natürlich, daß die französische Regierung den Verlust von St. Domingo nicht verschmerzen kann und die ganze Staatskraft aufbietet, diese wichtige Insel im Kampfe mit England wieder zu gewinnen.

In der That, vermöge der Entwickelung, welche die europäische Welt in den letzten drei Jahrhunderten in ihren Bedürfnissen erhalten hat, giebt es auf dem ganzen Erdball keinen Ersatz für St. Domingo. Wundern wir uns also nicht, wenn alles, was seit Jahr und Tag in England und Frankreich vorgeht, sich auf das allerbestimmteste um die ewige Entziehung und um die Wiedereroberung dieser wichtigen Insel dreht. Um nicht einmal für allemal von der Liste der Seemächte getilgt zu werden, will Frankreich alle seine Kräfte anstrengen und sogar eine Landung in England versuchen; um seine Verfassung zu behaupten und seinen Staatspapieren daurenden Credit zu geben, will England lieber das Aeußerste befürchten, als eine Wiedereroberung dieser Insel gestatten, deren ruhiger Anbau von Seiten Frankreichs sein unabtreibliches Verderben seyn würde. Könnte sich Frankreich entschließen, eine Neger-Republik auf St. Domingo zu dulden, so würde England dem Kaiser Napoleon zu jeder Unternehmung auf dem festen Lande von Europa willig die Hand bieten; denn die Verhältnisse der Continental-Mächte interessiren England nur, in sofern sie seine Seemacht beschützen, und es kennt seinen Vortheil allzu gut, um nicht einzusehen, daß es das Uebergewicht über die allergrößte Continental-Macht hat, so lange der Alleinhandel mit

Colonialproducten in seinen Händen ist. Doch Frankreich wird schwerlich ein solches Opfer bringen, weil das ganze Continent keine Entschädigung für St. Domingo ist. Durch Errichtung einer Universalmonarchie verlöre Frankreich nur seine Concentricität; es würde nicht nur in eben dem Maaße schwächer werden, als es an Umfang gewönne, sondern auch in eine ewige Sklaverei und Abhängigkeit von England gerathen.

Denkt man sich St. Domingo weg, so giebt es keinen Gegenstand des Haders zwischen England und Frankreich, so ruhen die Waffen auf allen Punkten Europa's, so ist jeder Antagonismus für den Augenblick ausgeglichen. England kann diese Insel entbehren; denn England hat kein Interesse, eine noch größere Fülle von Waaren des Luxus producirt zu sehen, so lange diejenigen, die es zu liefern im Stande ist, für die europäischen Bedürfnisse ausreichen. Frankreich hingegen kann diese Insel nicht entbehren, ohne auf das allerwesentlichste in seiner Macht zu leiden. So wie die Sachen seit Jahr und Tag liegen, kann aber St. Domingo nur dadurch wieder erobert werden, daß England in England selbst angegriffen wird. Die Aufgabe, welche der französische Staatschef in dieser Hinsicht zu lösen hat, ist vielleicht die schwierigste, welche je gelöst worden ist. Eine Landung ist weniger leicht, als diejenigen glauben, welche mit Geläufigkeit davon sprechen. Sie wird nie zu Stande kommen, so lange sich das englische Creditsystem behauptet; denn hierin liegt die ungeheure Macht Englands verborgen. Kann Bonaparte dies Creditsystem von Frankreich aus über den Haufen werfen, so hat er gewonnenes Spiel; denn alsdann reinigt sich der Canal von selbst von den feindlichen Schiffen, welche die französischen Häfen blockiren. Verminderung des Absatzes derjenigen Waaren, welche das Fundament alles politischen Lebens im englischen Staate sind,

scheint fürs Erste das allerwirksamste Mittel zu seyn, in sofern nämlich nicht sowohl die Engländer selbst, als die sämmtlichen europäischen Nationen die Zinsen der überschwänglichen Nationalschuld entrichten müssen. Um aber dieser Maaßregel einen unwiderstehlichen Nachdruck zu geben, würde die französische Regierung vor allen Dingen auf die Wiederherstellung des französischen Credits Bedacht zu nehmen haben. Ohne diesen Hebel wird die französische Industrie nie werden, was sie werden kann, und der französische Staatschef nie im Stande seyn, den Engländern wesentlichen Abbruch zu thun.

Denkt man sich den französischen und den englischen Staat als zwei gegenüberstehende Massen, welche sich gegenseitig bedrohen, so ist die Kraft des englischen Staats gerade um so viel stärker, als die englischen Staatspapiere besser sind denn die französischen. Der wesentlichste Unterschied zwischen beiden Staaten besteht nämlich darin, daß die 3 Procent Consolidirten in England eben so viel werth sind, als die 5 Procent Consolidirten in Frankreich, d. h. daß die englischen Staatspapiere um gute 41 Procent besser sind, als die französischen. Dieses Misverhältniß muß fortgeschafft werden, wenn Frankreich England gewachsen seyn soll. Wird es nicht weggeschafft, so giebt es durchaus keinen Ersatz für die damit verbundenen Nachtheile. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der französische Staatschef nur wollen darf, um Carls des Großen Weltherrschaft wieder herzustellen; allein die Welt würde dadurch mehr verlieren, als gewinnen, in sofern sie durch Frankreichs Vergrößerung nur noch abhängiger von England werden würde, als sie es bisher gewesen ist. Es sind zuletzt durchaus nicht die Massen, welche Entscheidung bringen; es ist die innere Staatskraft, welche mit der Masse nichts gemein hat. Ein römisch-französischer Kaiser kann nach dem gewöhnli-

chen Maaßstab der größte Monarch seyn, den es seit den römischen Imperatoren und seit Carl dem Großen gegeben hat; aber daraus folgt nichts für die innere Stärke der Staaten, an deren Spitze er steht; und mit Recht behauptet Bacon, daß, so wie das Himmelreich, so auch die Staaten mit dem Senfkorn verglichen werden müßten, welches bei seiner Kleinheit einen Geist enthalte, der zu den schnellsten und fruchtbarsten Entwickelungen führe. Die französische Regierung sichere sich den Besitz und ruhigen Anbau von St. Domingo, so gewinnt Frankreich dadurch bei weitem mehr, als durch ein longobardisches und deutsches Reich, als Aeste einer in sich selbst sehr kräftigen Monarchie. Um aber St. Domingo wieder zu gewinnen, müssen im Inneren Frankreichs Anstalten getroffen werden, wodurch es England furchtbarer wird, als es bisher war.

Achtes Kapitel.

Beschluß der historischen Beleuchtung des Antagonismus zwischen Frankreich und England.

Abstrahirt man von dem in den letzten Abschnitten erklärten Antagonismus, den man den financiellen nennen könnte, so bleibt kein anderer Antagonismus übrig, als derjenige, den England mit allen übrigen europäischen Staaten in ihren Verhältnissen zu Frankreich gemein hat, der aber an und für sich schwerlich zum Kampfe führen kann. Man könnte diesen zum Unterschiede von jenem den Verfassungs-Antagonismus nennen. Folgende Bemerkungen

über diesen Gegenstand sind hier um so weniger am unrechten Orte, da es uns in diesem Werke vorzüglich darauf ankommt, die Erscheinungen der Gegenwart zu erklären.

Will man das Eigenthümliche der gegenwärtigen französischen Verfassung in eine allgemeine Formel zusammenfassen, so muß man diese folgendermaßen ausdrücken: Frankreich ist eine Republik von nie erhörter Concentricität. Die Revolution hat es dazu gemacht durch die Aufhebung des Feudalwesens und durch diejenige Stellung der Kirche, vermöge welcher sie nicht mehr ein Staat im Staate, sondern ein Institut der Regierung geworden ist. Nur auf diesem Wege ließ sich die wahre Souveränität erwerben, welche, als Coincidenzpunkt der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Macht, mit der höchsten Staatsintelligenz einerlei ist. Von ihr aber ist alles ausgegangen, was Frankreich in dem gegenwärtigen Augenblick charakterisirt: Eine Aristokratie, welche, weil sie nicht erblich ist, jedes besondere Interesse aufhebt, und eine Identification mit dem Staate und dem Staatschef unumgänglich nothwendig macht; eine Geistlichkeit, welche, ohne irgend einen Antheil an der gesetzgebenden und vollziehenden Macht zu haben, den Operationen der Regierung eine höhere Weihe giebt; ein verbessertes Finanzsystem durch eine gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben; eine solidere Justizverfassung, als die der ehemaligen Parlemente, welche, zwischen dem Staatschef und dem Volke in der Mitte stehend, beide nur entzweien konnten; eine Gesetzgebung, die, ohne weder sentimental zu seyn, noch die Barbarei früherer Jahrhunderte zurückzuführen, dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft angepaßt ist, indem sie das Rechtliche in den Verhältnissen derselben fixirt; eine Policei, die, indem sie eben so allmäch-

tig als allgegenwärtig wirkt, die Verbrechen verhindert, welche der Arm der Gerechtigkeit nur bestrafen kann; eine Menge von nützlichen Instituten theils zur Verbreitung der Aufklärung, theils zur Hervorbringung einer besseren Generation; endlich eine Ehrenlegion zur Sicherstellung aller dieser Einrichtungen.

Ein solcher Staat steht allerdings in einer natürlichen Antipathie mit jedem andern Staate, dessen Formen so eisern geworden sind, daß er sich nicht von der Stelle bewegen kann, ohne sogleich nieder zu stürzen; allein wo ist das Verbrechen des ersteren, wenn es nicht gleicher Natur mit der Kraft eines Jünglings ist, die dem Greise misfällt?

Was England besonders betrifft, so ist es in allen vorerwähnten Punkten der eigentliche Gegenfüßler Frankreichs. An der Stelle der Souveränität des Staatschefs eine eiserne Constitution; statt der Concentricität die höchste Excentricität als unmittelbares Product des der Verfassung zum Grunde liegenden Princips der Trennung; die Feudalaristokratie in einer solchen Stärke dastehend, daß sie alle Freiheit der Bewegung vernichten würde, wenn sie nicht selbst dem Antriebe des Princips der Trennung folgen müßte; die Kirche in einer lehnsmäßigen Verfassung und daher ohne alle Kraft zum Guten, wie zum Bösen; das Finanzwesen in einer Spannung, welche zu den fürchterlichsten Explosionen führen würde, wäre in der Befehdung des ganzen menschlichen Geschlechts nicht Rettung zu finden; das Justizwesen in barbarischen Formen vorhanden und die Aussprüche der Richter durch eben so barbarische Gesetze regulirt; eine kraftlose Policei, welche den Verbrechern durch die Finger sehen muß, wenn sie nicht von ihnen zerschmettert werden will, und welche nur allzu oft gemeinschaftliche Sache mit ihnen macht;

eine Menge von Instituten, aber sehr wenige dem Entwickelungsgrad der Zeiten angepaßt; an der Stelle der Tugend und Ehre, Egoismus und Frechheit.

Geräthen zwei Reiche von so verschiedenem Charakter an einander, so versteht es sich von selbst, daß ein Kampf auf Tod und Leben erfolgen muß. Ein Einverständniß ist zwischen beiden unmöglich; denn was dem einen als Vollkommenheit erscheint, stellt sich dem andern als Unvollkommenheit dar und ihre Urtheile über Tugend und Laster weichen so wesentlich von einander ab, daß an eine Vereinigung der Köpfe und Gemüther gar nicht zu denken ist. Uebrigens springt es in die Augen, daß die bloße Disparität zu keinem Kampf auf Tod und Leben führen kann. Wäre England nicht in sich selbst gebunden, d. h. hätte die englische Regierung die Befugniß, das Bessere zu wollen und zu vollbringen, so würde sie eben die Revolution, die sie seit 14 Jahren verschrieen hat, mit kälterem Blute betrachten, und das Gute, das aus ihr hervorgegangen ist, schätzen und sich selbst aneignen. Da sie jene Befugniß nicht hat, so hört sie nicht auf, die alte Ordnung der Dinge zu lobpreisen und den ehemaligen gesellschaftlichen Zustand Europa's als den einzig wünschenswerthen darzustellen. Sie ist ihrem ganzen Wesen nach eine antirevolutionäre Regierung und stolzirt auf diesen Charakter, als auf einen Vorzug; allein dies ist es gerade, was die Revolutoin in England herbeizieht. Die Crisis ist in jedem Augenblick da, aber sie wird zurückgehalten durch die Finanzoperationen des Ersten Ministers. Dieser, nicht der Staatschef, ist der Atlas, der das ganze Staatsgebäude trägt, und in sofern er die ganze Nationalintelligenz repräsentirt, werden wir ihm einen besondern Abschnitt widmen müssen.

Neuntes Kapitel.

Ueber das Wesen des englischen Premiers-Ministers.

Nur aus dem Eigenthümlichen der englischen Verfassung läßt sich das Wesen des englischen Premiers-Ministers begreifen, so wie er gegenwärtig dasteht und künftig dastehn wird. Will man auf irgend einem anderen Wege hinter das Geheimniß kommen, so läuft man Gefahr, in die Gemüthsurtheile einzustimmen, womit politische Schriftsteller in Frankreich und Deutschland ein Individuum als ein Ungeheuer darstellen, das, mit Unparteilichkeit gerichtet, jedem Vorwurf entgeht, und, wenn der Patriotismus die höchste Tugend des Menschen ausmacht, sogar in dem Lichte eines Tugendhaften erscheint. Ist die Welt eine Welt der Verhältnisse, nicht der Ideen, so müssen auch jene, nicht diese, über den Einzelnen entscheiden, der, eingeklemmt in diesen Verhältnissen, nur nach ihnen denken und handeln kann.

Was nun die englische Constitution betrifft, welche man gewohnt ist geradezu über Alles zu erheben, was der menschliche Verstand jemals auf dem Gebiet der socialen Technik Vortreffliches combinirt hat, so waren die Elemente derselben weit früher vorhanden, als man gewöhnlich annimt. Geht man weit genug in die Vorzeit zurück, so kann man nicht verfehlen, die Entdeckung zu machen, daß alles, was die Engländer ihre Freiheit nennen, ihnen aus Germaniens Wäldern durch die Angelsachsen zugeführt worden ist, während sie alles, was diese Freiheit beschränkte, durch Wilhelm den Eroberer erhielten, der durch Einführung des strengen Lehnsystems der Ver-

richter der demokratischen Gleichheit ward. Die ganze Geschichte Englands ist eine fortlaufende Darstellung des Kampfes der Demokratie mit der Feudalaristokratie; und dieser Kampf ist noch immer nicht entschieden.

Den ewigen Hindernissen zu begegnen, welche das Feudalwesen der Souveränität entgegenwälzte, sahen sich Englands Könige genöthigt, den dritten Stand auf Kosten des Adels zu begünstigen. Es war im Jahre 1215, als die Baronen dem König Johann die sogenannte magna charta abdrangen. Vergeblich bemühte sich dieser König, dem Adel in der Geistlichkeit ein Gegengewicht zu geben. Schon unter seinem Nachfolger, Heinrich dem Dritten, wurde dies Gleichgewicht aufgehoben, indem die Geistlichkeit sich mit dem Adel zur Unterdrückung der königlichen Macht verschwor. Die Schlacht bei Lewes entschied über die Souveränität der englischen Könige; und wollte Eduard der Erste den kleinsten Schimmer derselben retten, so blieb ihm nichts anders übrig, als den dritten Stand zu seiner Stütze zu machen, welches nur durch das Gesetz geschehen konnte, daß ohne Einwilligung der Gemeinen keine Auflage eingeführt werden solle. Von diesem Augenblick an war England das Land der Revolutionen, bis die rothe Rose über die weiße siegte und das Haus Lankaster den Thron bestieg. Heinrich der Siebente und Heinrich der Achte sind, wenn man die Regierungsgeschichte des erstern dieser Könige von Bacon ausnimt, nur von aristokratischen Geschichtschreibern gewürdigt worden. Dem Verfahren beider lag bei weitem mehr Verstand zum Grunde, als man ihnen zugesteht; und hätten sie ihrer würdige Nachfolger gehabt, so würde es nicht nur um England, sondern um die ganze europäische Welt ganz anders stehen, als es gegenwärtig steht. Es waren vorzüglich die beiden Königinnen Maria und Elisabeth, welche

die Souveränität des englischen Staatschefs, die sich unter ihren Vorgängern zu bilden angefangen hatte, auf mehrere Jahrhunderte zurücksetzten; und eine sehr natürliche Folge davon waren die Zänkereien, in welche Jakob der Erste mit dem Parlemente gerieth, und die Hinrichtung seines Nachfolgers, Carls des Ersten. Nach Cromwells Zwischenregierung fand man Mittel, die Souveränität des Staatschefs für immer in Fesseln zu schlagen, d. h. sie zu vernichten.

Bis zu Carls des Zweiten Regierung war ein König von England so souverän gewesen, als das Feudalwesen es erlaubt hatte; und da er eine bestimmte Schutzmauer in dem dritten Stande besaß, so konnte er auch hoffen, den Widerstand, welchen das Feudalwesen der Souveränität entgegensetzte, nach und nach völlig zu besiegen. Doch gerade diese Hoffnung war es, was man vernichten wollte. Man schuf also eine Constitution, die, indem sie den Staatschef in ihr Werkzeug verwandelte, selbst die Idee der Souveränität vernichtete und das Verbrechen der verletzten Verfassung in einen weit höheren Anschlag brachte, als das Majestätsverbrechen.

Das Wesen dieser Constitution bestand darin, daß man die gesetzgebende Macht von der vollziehenden absonderte, die erstere den Repräsentanten der Nation, die letztere dem Staatschef anvertraute, und, damit dieser nie auf den Gedanken gerathen möchte, die gesetzgebende Macht mit der vollziehenden zu vereinigen, den Adel und die Geistlichkeit zwischen den König und die Volksrepräsentanten in die Mitte stellte, um beide in einem künstlichen Gleichgewicht zu erhalten. Auf diese Weise bildete sich ein Senat, als Mittelpunkt der Gesetzgebung, ein Cabinet, als Mittelpunkt der Vollziehung, und ein sogenanntes Oberhaus zur Hervorbringung der Einheit zwischen beiden. Und so glaubte man die Volksrechte, die Privilegien des

Adels und der Geistlichkeit und die königliche Macht sicher gestellt zu haben. Eigentlich hatte man dadurch nur die Souveränität vernichtet. Die ganze Constitution war nichts mehr und nichts weniger, als das Resultat der Furcht vor dem Despotismus, welche, aus einem sehr begreiflichen Grunde, am stärksten in denjenigen wirkt, die das Meiste davon zu befürchten haben.

Ohne auf die Ursachen des Despotismus der englischen Könige einzugehen, setzte man voraus, daß die unbeschränkte Macht durch sich selbst zum Missbrauch führe; eine Voraussetzung, welche, wie falsch sie auch ist, noch immer die Grundlage aller Raisonnements englischer Schriftsteller über Gegenstände der Staatsorganisation ist*). Man hatte also keine Ahnung davon, daß der Wille nur immer das Resultat der Einsicht ist, und da unmöglich schlecht seyn kann, wo diese gut ist. In der That, hat es nie einen Staatschef gegeben, der durch die Einsicht zum Despotismus und zur Tyrannei geführt wurde, so ist es auch nicht denkbar, daß er durch den bloßen Willen (der an und für sich nichts ist) dahin geführt werden könne. Es kann allerdings Fälle geben, wo die Einsicht Maaßregeln gebietet, die, wie sehr sie auch das allgemeine Beste befördern mögen, den Vorrechten des einen oder des andern Standes entgegen wirken; allein will man dies Despotismus nennen? Es ist zu allen

*) In der letzten Krankheit des Königs redete ein englischer Journalist der Verfassung seines Vaterlandes dadurch das Wort, daß er sagte: diese Verfassung sey so vollkommen, daß sie die Geisteszerrüttung des Staatschefs übertrüge. Aber alles, was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß diese Verfassung die Geisteszerrüttung des Staatschefs erzwingt; und zwar durch das Verhältniß des Premierministers zu dem Staatschef.

Zeiten geschehen, wenn gleich immer mit Unrecht. Der Staatschef kann, vermöge seines Berufes, nur das Ganze umfassen. Verhindert man ihn an der Erfüllung dieser seiner Pflicht, so setzet man ihn mit sich selbst in Widerspruch; und diesen Widerspruch zu lösen, wird er, wenn ihm die Hände nicht ganz gebunden sind, alle seine Kräfte gebrauchen, um sich in Freiheit zu setzen. In ihre letzten Bestandtheile aufgelöset, ist die Souveränität nichts anders, als das unbeschränkte Recht des Staatschefs, seiner Einsicht gemäß zu handeln. Zerstört man jene, so zerstört man auch diese; und setzet man an die Stelle der Souveränität eine Verfassungsurkunde, so thut man dadurch nichts weiter, als daß man einmal für allemal festsetzet, welche Form die Gesellschaft haben soll, welches allen Entwickelungsgesetzen entgegenläuft und zuletzt die Gesellschaft zertrümmert.

Wie ketzerisch auch diese Ideen scheinen mögen, weil sie den bisherigen Systemen widersprechen, so sehe ich mich doch genöthigt, ihnen eine noch ausführlichere Entwickelung zu geben. Ich entferne mich dadurch nur scheinbar von meinem Ziele.

Ist das Ideal einer bessern Form einmal für allemal zerstört und der Wille so von der That getrennt, daß der erstere nur bei dem gesetzgebenden Körper, die letztere nur bei dem mit der Vollziehung beauftragten Individuum vorhanden ist; so kann man, wie bereits weiter oben angedeutet ist, mit der größten Sicherheit annehmen, daß in den Bestandtheilen der Regierungsmaschine Unzufriedenheit herrscht. Diese Unzufriedenheit geht ursprünglich von der vollziehenden Macht aus, weil sie alles eingebüßet hat, wodurch sich der Mensch in einem abgemessenen Wirkungskreise gefallen kann, nämlich die Freiheit der Conception; allein sie theilt sich nach und nach auch der gesetzgebenden Macht mit, weil sie so fortgesetzt auf ihrer Hut seyn muß,

wofern sie ihre Vorrechte behaupten will. Sollen die Eingriffe der ersteren in die Rechte der letzteren wirkungslos bleiben, so giebt es kein anderes Mittel, als jene von dieser so abhängig zu machen, daß sie in keinem Augenblick über ihre Bestimmung hinausgehen kann. Diese Abhängigkeit läßt sich aber nur dadurch bewerkstelligen, daß, da alle Vollziehung immer auf einen gewissen Zeitraum eingeschränkt ist, die Mittel derselben nicht über diesen Zeitraum hinausreichen. Nicht genug also, daß die vollziehende Macht über die Erhebung der öffentlichen Gelder nichts festsetzen darf, weil sie sonst in den Wirkungskreis der gesetzgebenden Macht gerathen würde, wird sich jene auch gefallen lassen müssen, daß die für den Staatsdienst erforderlichen Summen nicht einmal für allemal, sondern von Jahr zu Jahr stipulirt werden, weil hierin das Hauptrettungsmittel für die gesetzgebende Macht enthalten ist. Dies nun ist der Punkt, worin sich gesetzgebende und vollziehende Macht so lange feindselig begegnen, bis die erstere die Widerstandskraft verloren hat und dem Antriebe der letzteren blindlings folgen muß: ein Fall, der in England bereits eingetreten ist, wie wir in der Folge sehen werden. Was ist aber der Charakter einer solchen mit sich selbst in Uneinigkeit stehenden Regierung? Nicht die Weisheit, wohl aber die Leidenschaft. Man bekämpft sich gegenseitig; aber das einzige Resultat dieses Kampfes ist Excentricität von Seiten der Regierten. Hierunter meine ich jene Scheinfreiheit, die aus der Schwäche der Regierung hervorgeht und allzu wesentlich von der wahren Freiheit verschieden ist, welche aus der Stärke der Regierung resultirt.

Ueber den Zusammenhang der englischen Nationalschuld mit der englischen Constitution ist bereits im dritten und vierten Kapitel dieses Buchs die Rede ge-

wesen. Untersuchen wir gegenwärtig, wie der Premier-Minister dabei concurrirt.

Da wo der Staatschef das Interesse einer Nation in allen seinen Beziehungen kennt, kann der Impuls der ganzen Regierungsmaschine von ihm selbst ausgehen; und die Folge davon ist, daß ein Premier-Minister in einem solchen Staate die überflüssigste Person von der Welt ist. Da hingegen, wo der Staatschef das Interesse der Nation nicht kennt, wird ein Premier-Minister durchaus nothwendig, weil die Intelligenz, welche die Regierungsmaschine in Bewegung setzen soll, irgend wo verhanden seyn muß und, ohne die Einheit aufzuheben, nicht in einer Körperschaft vorhanden seyn kann. Dies im Allgemeinen über die Nothwendigkeit und Nicht-Nothwendigkeit eines Premier-Ministers. Für England war ein Premier-Minister um so nothwendiger, weil man sich genöthigt sah, den Staatschef im Auslande aufzusuchen, wenn die von Carl dem Zweiten und dessen Nachfolger auf dem englischen Throne unablässig bestrittene Constitution Festigkeit und Dauer erhalten sollte.

Was nun das Verhältniß des Premier-Ministers zu dem König betrifft, so war es von dem Augenblick an, wo Georg der Erste den großbritannischen Thron bestieg, im Ganzen genommen eben dasselbe, worin der Disponent eines großen Handelshauses zu dem Chef desselben steht. Der Premier-Minister war nämlich immer diejenige Person, von welcher die erste Idee ausging; in ihm war die vollziehende Macht so vollkommen concentrirt, daß er, um förmlicher König von England zu seyn, nur noch der Vorzüge bedurfte, welche Geburt oder eine feierliche Wahl zu geben pflegen. Was nur wesentlich genannt werden kann, wenn von ausübender Macht die Rede ist, engte sich in ihm zusammen; allein, indem zwischen ihm und dem Staatschef noch immer eine Kluft befestigt blieb, wel-

che durch nichts ausgefüllt werden konnte, fand die Aristokratie ihre Rechnung bei ihm eben so sehr, als die Demokratie; die erstere, indem sie in seiner Person den Garant ihrer Vorrechte erblickte, welche er zu beschützen durch sein ganzes Wesen genöthigt war; die letztere, in sofern er, von welcher Art auch seine Operationen seyn mochten, nie die Majestät selber, sondern nur das Organ der Majestät war, wodurch sie berechtigt wurde, gegen ihn anzukämpfen, so oft er sich Eingriffe in die Constitution erlaubte. Gewissermaßen kann man den englischen Premier-Minister das Symbol der englischen Verfassung nennen. Er hat nämlich die ganze Stärke und die ganze Schwäche derselben; er ist zugleich alles und nichts. Von dem Könige gewählt, muß er sich das Vertrauen der Nation erwerben, wofern ihm an der Fortdauer seiner Wirksamkeit etwas gelegen ist, d. h. er muß eine gewisse Anarchie aufrecht erhalten, wenn er Premier-Minister bleiben will. Der Verantwortlichkeit, welche die Grundgesetze des Reichs über ihn verhängen, entgeht er dadurch, daß er, als Intelligenz, die Stelle des Staatschefs vertritt; aber der Kritik bleibt er bloßgestellt und selbst der bitterste Tadel darf ihn nicht berühren, wenn er nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen will. Er kann abgesetzt werden; aber wollte der Staatschef, durch welchen diese Absetzung allein vollzogen werden kann, ihn zugleich bestrafen, so würde er sein eigenes Ansehn schwächen. In einer Theokratie bestraft der Gott nie seinen ersten Diener, weil er nichts anders ist, als was dieser Diener aus ihm macht. Auf gleiche Weise verfährt der englische König mit seinem Premier-Minister; und in Hinsicht der gegenwärtigen Dynastie ließe sich wohl die Frage aufwerfen, was der Premier-Minister aus ihr macht? Das Resultat der allervollständigsten Antwort würde unstreitig folgendes seyn: Da ein König von England durch die Con-

stitution auf die Vollziehung eingeschränkt ist, und da alle die Umstände, welche einen Premier-Minister nothwendig machen, ihn auf die bloße Repräsentation zurückführen, so ist es kein Wunder, wenn Georg der Dritte sich in dem Widerspruch verwirrt hat, worein man ihn dadurch mit sich selbst setzte, daß man ihn als etwas Reales behandelte, während er nichts anderes war, als der Abglanz der Realität." In Wahrheit, der König von England war seit mehr als einem Jahrhundert von allen europäischen Monarchen wenigsten in sofern der unglücklichste, als er, von aller Wesenheit getrennt, nur in dem Schein derselben vorhanden war. Die Zeit wird es lehren, wie seine Nachfolger endigen. So viel läßt sich vorläufig festsetzen: daß da, wo der Reiz der Realität verschwindet, kein geistiges Gedeihen möglich ist, und daß, so lange Englands Verfassung fortdauert, der Premier-Minister der einsichtsvollste Mann des Königreichs, der König selbst aber — das baare Gegentheil seyn wird. Die Engländer lieben das Nichts ihrer Könige, weil sie keinen Begriff davon haben, daß ein König etwas Vortreffliches seyn kann und da nothwendig etwas Vortreffliches werden muß, wo alles so angethan ist, daß die Entwickelung des Göttlichen im Menschen von Statten gehen kann. Lassen wir ihnen ihre Liebhaberei, da der Traum von einer Glückseligkeit, die das Resultat ihrer glorreichen Constitution ist, nur allzubald ausgeträumt seyn wird!

Wer auch in dem gegenwärtigen Zeitpunkt der Premier-Minister seyn mag, so kann sein Hauptgeschäft nur darin bestehen, daß er die Mittel herbeischafft, welche die Regierung in den Stand setzen, die Interessen der von ihr ausgegangenen Staatsschuld so abzutragen, daß sie die Aussicht auf einen immer höher steigenden Credit behält. Ein Premier-Minister, der dies leistet, wird von der Nation im-

mer als ein Mann von Genie betrachtet werden; und, alles in Ueberlegung gezogen, mag, bei dem gegenwärtigen Zustande der englischen Finanzen, kein geringes Maaß von Einsicht erfordert werden, um dies Problem auf eine genügende Art zu lösen. Das Einzige, wodurch die Lösung desselben erleichtert wird, ist — die Gleichgültigkeit der Mittel, vorausgesetzt nur, daß sie zum Ziele führen. Hierin allein liegt der Grund der verschiedenen Urtheile verborgen, welche im Auslande und in England über eine und dieselbe Person gefällt werden. Wollte das Continent dem englischen Premier-Minister den Proceß machen, so würde es zuletzt um die Strafe verlegen seyn, welche alle von ihm eingeleiteten und unter seiner Autorität zu Stande gebrachten Greuel, in sofern sie sich auf das feste Land bezogen, verdient haben. In England hingegen kann man sehr wohl auf den Gedanken gerathen, demselben Premier-Minister eine Ehrensäule zu errichten. Die Ursache dieser Verschiedenheit in den Urtheilen über dieselbe Person ist, daß England, vermöge seiner ganzen innern Beschaffenheit, nur auf Kosten der übrigen Welt am Leben erhalten werden kann, und daß die Denkungs- und Handlungsweise des Premier-Ministers, um wahrhaft patriotisch zu seyn, nicht antinational genug seyn kann.

Dringt man in die Aufgabe, welche der Premier-Minister zu lösen hat, etwas tiefer ein, so überzeugt man sich sogar, daß alle die Vorwürfe, womit man ihn im Unterhause des Parlements zu überschütten pflegt, eben so ungerecht als ungegründet sind. Fox, Sheridan und alle übrigen Gegner eines Pitt oder Addington würden Recht haben, wenn in menschlichen Dingen ein Stillstand möglich wäre; da dies aber nicht der Fall ist und niemals der Fall werden kann, so sind alle ihre Protestationen im Grunde eben

so lächerlich, als sie vergeblich sind. Die Richtigkeit der Idee ist durchaus auf Seiten des Premier-Ministers; denn was würde entstehen, wenn er der Nationalschuld ein Ziel setzen wollte? Die natürlichste Folge würde eine Revolution seyn, welche die ganze englische Verfassung in den Abgrund stürzte. Wer nicht vorwärts will, der muß zurück. Dies weiß der englische Premier-Minister; und weil das Zurück für England im höchsten Grade gefährlich ist, so thut er alles, was in seinen Kräften steht, um immer weiter vorzudringen. Wohl möglich, daß für England, über kurz oder lang, eben so eine Rückwirkung statt findet, als Rom zur Zeit der Bürgerkriege erlebte; allein dies ist etwas, woran der Premier-Minister nicht denken darf, wenn er nicht auf der Stelle zur Verzweiflung übergehen will. Seine Grundsätze sind die eines Mannes, der ein großes Ganze mit seinem Geist umfaßt. Mag seine Bahn durch lauter Abgründe führen; er darf selbst denjenigen nicht fürchten, der ihn verschlingen wird.

Weiß man dies, so urtheilt man über einen Pitt und Addington ganz anders, als es hergebracht ist. In der That, sie sind zuletzt nur Werkzeuge einer Nothwendigkeit, die nicht von ihnen ausgegangen ist und über welche sie nur in sofern gebieten können, als sie dieselbe zu modificiren im Stande sind. Ob ihre Maaßregeln so weise sind, als sie seyn können, dies ist eine Frage, die sich nicht gut beantworten läßt; allein was die Moralität dieser Maaßregeln betrifft, so könnte man wohl behaupten, daß selbst ein Gott, um moralischer zu handeln, die Nothwendigkeit wegschaffen müßte, in deren Banden sie einhergehen. Eine Staatsschuld von 600 Millionen Pf. Sterling, deren Zinsen prompt abgeführt werden müssen, ist eine so gebietende Realität, daß man sich nicht darüber wundern muß, wenn der englische Premier-Minister

den Krieg in eine einträgliche Speculation verwandelt, die ihm, auf mehrere Jahre hinaus, sein Geschäft erleichtert.

Wenige Personen haben Kenntniß des Zusammenhanges des politischen Lebens genug, um sich einen deutlichen Begriff von der unwiderstehlichen Nothwendigkeit zu machen, welche diese ungeheure Staatsschuld mit sich führt. Daher die große Zahl der Anhänger Englands auf allen Punkten Europa's; daher zugleich die eben so große Zahl der Feinde Frankreichs. Man glaubt an Frankreichs Ehrgeiz, weil man nicht weiß, daß die ganze englische Verfassung zusammenstürzen muß, sobald die Regierung nicht mehr im Stande ist, die Interessen der Staatsschuld zu bezahlen, und weil man keine Idee von der Collision hat, in welche Frankreich mit England durch diese Staatsschuld geräth. Frankreich, so wie es gegenwärtig da stehet, hat kein wesentliches Interesse, seine Gränzen zu erweitern; denn, abgerundet und von allen Seiten beschützt, wie es einmal ist, würde es durch die Ausdehnung seines Gebiets nur seine Concentricität, d. h. den wesentlichsten Theil seiner Kraft verlieren. Aber Frankreich hat das allerbestimmteste Interesse, sein Colonialsystem nicht zu Grunde gehen zu lassen; denn sobald dies der Fall ist, ist und bleibt es abhängig von England, bis dieses in sich selbst versinkt, welches nicht eher geschehen kann, als bis die Freiheit der ganzen Welt in England untergegangen ist. Auf diese Weise ist der gegenwärtige Krieg entstanden, durch welchen die englische Regierung einen Bürgerkrieg abzuwenden sucht, der von dem Augenblick an ausbricht, wo die Regierung ihre Verheißungen nicht erfüllen kann und ihre bisherigen Freunde (die Kapitalisten Englands) genöthigt werden, zu ihren Feinden (der arbeitenden Klasse der Bewohner Großbritanniens) überzugehen. Was Ehrgeiz, oder wol gar Heroismus scheint, ist reine Noths-

wendigkeit und Wirkung des Selbsterhaltungstriebes. Der Kaiser der Franzosen ist vollkommen vorwurfsfrei, wenn man ihm kein Verbrechen daraus machen will, daß er einsieht, Frankreich könne eine politische Unabhängigkeit nicht ohne sein Colonialsystem behaupten, und daß er dieser Einsicht gemäß handelt. Und auf gleiche Weise ist der englische Premier-Minister vollkommen vorwurfsfrei, wenn man zugiebt, daß er die Pflicht auf sich habe, eine Revolution abzuwenden, welche von dem Augenblick an für England eintritt, wo das Reich genöthigt ist, der Alleinherrschaft zur See zu entsagen.

Im Grunde ist niemand anzuklagen, als das Weltgeschick, welches für gut befand, das Princip der Trennung zum Grundprincip der englischen Verfassung zu machen; denn hierin liegt die Quelle aller Leiden, welche Europa gegenwärtig drücken und künftig noch mehr drücken werden. Aus diesem Princip ist nämlich — wie wir oben gesehen haben — die Staatsschuld hervorgegangen, welche die Gesinnungen der englischen Regierung so feindselig macht, daß sie ihrer Ruhe die ganze Welt aufopfern muß. Individuen kommen hierbei nur als Werkzeuge der Nothwendigkeit in Anschlag. Während Napoleon genöthigt ist, Frankreichs Kraft in Bewegung zu setzen, um eine Constitution zu zerstören, die, vermöge der Entwickelung der Zeit, sich nicht mit der Freiheit des Continents verträgt, ist Pitt verpflichtet, alle seine Gedanken auf den einzigen Punkt zu concentriren, wie er eine Verfassung erhalten will, welche nicht abgeändert werden kann, wofern für England nicht ein namenloses Elend aus der Abänderung hervorgehen soll. Wer der Agathodämon Europa's ist, soll unentschieden bleiben; aber nach der Idee der englischen Regierung soll die ganze Welt in England concentrirt werden. Unglücklicherweise für England verhält es sich

mit der moralischen Compressibilität nicht anders als mit der physischen; so wenig sich der Ozean jemals hat in einen Fingerhut zusammendrücken lassen, eben so wenig wird sich die ganze Menschheit den Gesetzen einer Nation unterwerfen, welche höchstens aus 14 Millionen Individuen besteht.

Selbst in der unbestrittenen Herrschaft zur See kann England seine Rettung nicht auf die Dauer finden, weil der Credit etwas ist, das nicht ins Unendliche getrieben werden darf, wenn es seine Kraft behalten soll. Die englische Regierung muß nothwendig in eben dem Maaße schwächer werden, in welchem sie der idealen Größe nachstrebt, und ihre letzte Stunde hat von dem Augenblick an geschlagen, wo die Realität sich gänzlich in Idealität verliert; ein Zeitpunkt, welcher weit näher ist, als man glaubt. Wann aber auch der englische Staat in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit untergehen mag; so wird die wichtigste Lehre, die man aus seinem Untergang ziehen kann, immer die seyn: Daß das Princip der Trennung, unter sehr günstigen Umständen, zwar zur Größe führen kann, aber durchaus nicht im Stande ist, diese Größe zu beschützen. Nichts hat England so bestimmt auf jenen hohen Standort geführt, von welchem es gegenwärtig mit Verachtung auf das ganze Europa herabsieht, als die Mittelmacht, welche sich die Bestimmung gab, den Despotismus des Staatschefs zu verhindern; allein, indem es sich auf diesem Standort nicht erhalten kann, ist es genöthigt, die Souveränität vertrauensvoll wiederherzustellen. Und so wird zuletzt doch geschehen, was man bisher mit Anstrengung aller Kräfte zu verhindern gesucht hat; ich meine den Einsturz einer Constitution, die man nicht besser stützen zu können glaubte, als durch einen unermeßlichen Credit und die gerade durch diesen Credit in sich selbst zerfallen muß.

Dem englischen Staate wäre auf einmal geholfen, wenn es möglich wäre, das der ganzen Regierungsmaschine zum Grunde liegende Princip der Trennung so in das Princip der Einheit zu verwandeln, daß ein jeder seine Rechnung dabei fände. Allein eine solche Verwandlung ist aus allen Gründen unmöglich. Von wem sollte sie ausgehen? Wo ist die Autorität in England, die den kühnen Gedanken haben dürfte, die bisherige Polyarchie in eine Monarchie umzuschmelzen? Der Hauptfehler der englischen Verfassung liegt ja recht eigentlich darin, daß die Macht so wesentlich getheilt ist, daß kein Individuum jemals dahin gelangen kann, sich zum Mittelpunkt der ganzen Nation aufzuwerfen.

Mehrere Personen sind der Meinung, daß eine Verminderung der Staatsschuld Rettung mit sich führen würde. Allein sie irren auf eine doppelte Weise; einmal, indem sie den Zusammenhang der Staatsschuld mit der Verfassung übersehen, zweitens, indem sie nicht begreifen, daß, da die ganze Kraft des englischen Staats auf dem Credit der Regierung beruht, die Staatsschuld nicht vermindert werden kann, ohne die Staatskraft zu schwächen. Angenommen, die 600 Millionen, welche die Regierung schuldig ist, würden durch irgend eine Finanzoperation auf 300 herabgesetzt, was würde die Folge davon seyn? Allerdings würde derjenige Theil der englischen Nation, welchem die Herbeischaffung der Interessen der Staatsschuld obliegt, sich erleichtert fühlen, und die Staatsgläubiger, in sofern die Verminderung der Taxen auch ihnen zu statten käme, im Grunde gar nichts verlieren; allein der Nachdruck, womit die Regierung gegenwärtig wirken kann, würde alsdann gerade um eben so viel vermindert werden, als von der Nationalschuld bezahlt würde; und dauerte die Verfassung fort, so hätte weder das Continent eine Garantie für

seine Ruhe, noch die englische Regierung einen festen Punkt gefunden, wo sie stille stehen könnte. Vergeblich sagt man, der Credit müsse nicht übertrieben werden; er übertreibt sich selbst durch seine Natur.

Als sich der römische Staat in einer ähnlichen Lage befand, da rettete Sulla das Princip der Trennung, wenigstens auf mehrere Jahre, dadurch, daß er die Staatsgläubiger unerbittlich niederhauen ließ. Angenommen, der englische Premier-Minister wollte aus Liebe für die englische Verfassung auf eine ähnliche Weise verfahren, wie würde er sich dabei benehmen müssen und was würde er dadurch gewinnen?

Zuförderst käme es auf ein Mittel an, die reichsten Staatsgläubiger auf einen Punkt zu vereinigen.

Wäre diese Vereinigung zu Stande gebracht, so würde der Premier-Minister die Versammlung durch eine Rede folgenden Inhalts eröffnen müssen:

„Unsere Staatsschuld hat uns an den Rand des Verderbens geführt. Vergeblich hab' ich bisher alle meine Kräfte aufgeboten, den Sturz in den vor uns geöffneten Abgrund zu verhindern; die einzige Folge meiner patriotischen Bemühungen ist die gewesen, daß der Kampf, worin wir seit einem halben Jahrhundert mit der ganzen Welt begriffen sind, heftiger und allgemeiner geworden ist. Hieraus folgt, daß, wenn wir nicht in der Welt untergehen wollen, die Welt in uns untergehen muß. Im Grunde aber ist beides zuletzt einerlei, und unser Untergang, gerade wie der des römischen Reichs, nur um so gewisser, je bestimmter die Welt in uns untergeht. Die Frage: Wie beides zu vermeiden sey? hab' ich mir so beantwortet, daß Englands Gläubiger die Hälfte ihrer Forderungen fahren lassen müssen. Sind sie dazu erbötig, so kann ich ihnen vorhersagen, daß sie dabei nichts verlieren werden; denn es liegt in der Natur der Sache, daß sie alle Bequemlichkeiten, die sie bisher

genossen haben, auch mit der Hälfte ihres Vermögens genießen werden, sobald der Preis des Geldes erhöhet und der Preis aller Waaren verringert worden ist. Weigern sie sich, so seh' ich mich genöthigt, ihnen zu erklären, daß ich mit meiner Kunst, die Finanzen zu handhaben, zu Ende bin, daß uns nichts anderes übrig bleibt, als ein Nationalbankerott, und daß wir in diesem Bankerott nicht nur unser Vermögen, sondern auch unsere glorreiche Constitution und unsere Nationalfreiheit einzubüßen wagen. Ich stelle ihnen die Wahl anheim."

Was glaubt man, daß der Erfolg einer solchen Erklärung seyn würde? Gewiß würden sich alle Staatsgläubiger betrogen nennen, den Premier-Minister mit Flüchen überschütten, und, weit entfernt, seine Forderung zu erfüllen, lieber mit dem Staat untergehen, als das Geringste von ihrem Vermögen einbüßen wollen.

Gesetzt nun, der Premier-Minister hätte dies vorhergesehen und den Versammlungssaal untermiren lassen; gesetzt ferner, er zöge sich bei dem ersten Ausbruch der Leidenschaften zurück und ertheilte, in der gehörigen Entfernung, den barbarisch-patriotischen Befehl, die aufgeschichteten Pulverfässer in Brand zu stecken: was würde der Staat dadurch gewinnen?

Nichts, gar nichts; denn mit den Staatsgläubigern wäre zugleich der Credit, und folglich die ganze Macht der englischen Regierung vernichtet. Mit dem römischen Staate hatte es in jenen Zeiten, wo Sulla die gesellschaftlichen Verhältnisse desselben mit dem Schwert in der Hand verbesserte, eine ganz andere Bewandtniß, als es mit England hat. Die römische Republik war und blieb eine Continentalmacht, welche nicht untergehen konnte, so lange die Ueberlegenheit der römischen Waffen fortdauerte. England hingegen

ist eine Insularmacht, welche nur so lange fortdauern kann, als sie im Handel den Ausschlag giebt. Dasselbe heroische Mittel, wodurch Sulla das Princip der Trennung rettete, würde es in England zerstören.

Es ist nur wenigen Personen gegeben, sich eine deutliche Vorstellung von dem moralischen Zustande der Bewohner Großbritanniens zu machen; allein er stellt sich nicht besser dar, als in dem Lieblingsausdruck der Engländer: Freiheit und Eigenthum. Nie ist die Rede von dem Staate, als von einer moralischen Person; und in sofern der Nationalgeist sich am besten durch die Autoren ausspricht, scheint Hobbes von allen englischen Schriftstellern der Einzige gewesen zu seyn, der das fehlerhafte in der Denkungsweise der Engländer empfunden hat. Es wird wohl ewig unentschieden bleiben, ob dieser Egoismus mehr die Ursache oder die Wirkung der gegenwärtigen Verfassung Englands gewesen ist; allein nachdem er sich durch die Verfassung befestigt und systematisirt hat, kann man von ihm keine anderen Früchte erwarten, als welche er zu allen Zeiten getragen hat. Der Contrast, welcher in dieser Hinsicht zwischen Engländern und Franzosen statt findet, ist nur allzu auffallend. Nichts war im Stande, den letzteren das Princip der Trennung aufzudringen; sie kämpften so lange dagegen an, bis es versunken war und das Princip der Einheit seine Stelle eingenommen hatte; ein offenbarer Beweis, daß es für die französische Nation nur Gleichheit und Staat gab. In England hingegen, wo das Princip der Einheit nie tiefe Wurzeln treiben konnte, wird die Wiederherstellung desselben selbst dann noch mit den größten Schwierigkeiten verbunden seyn, wenn das Princip der Trennung, vermöge der Excentricität, die es begleitet, den Staat aus allen seinen Fugen gerissen

haben wird; dies verbürgt der selbstische Charakter der Engländer, welche mit keiner Nation so viel Aehnlichkeit haben, als mit den Juden des Alterthums, deren Schicksale sie mehr oder weniger werden theilen müssen.

Vermöge dieser Eigenthümlichkeit der Engländer wird das Princip der Trennung sich so lange in England behaupten, als es immer möglich ist; und damit steht in der engsten Verbindung, daß die englische Regierung zur Aufrechthaltung desselben die kühnsten Mittel erschöpfen wird. Im Ganzen genommen ist kein noch so feindseliges Verfahren denkbar, worauf die Continentalmächte sich nicht gefaßt zu machen haben. Zwar glaubt man in jedem Augenblicke, das höchste Maaß der Antinationalität sey erschöpft; aber es liegt nur zu sehr am Tage, daß man sich hierin irrt. Noch sind die Bewohner des Continents nicht so ganz und gar die Sklaven der Engländer, daß sie das Gefühl ihrer natürlichen Freiheit ganz verloren hätten; allein wenn man weiß, unter welchem Antriebe die englische Regierung steht, so begreift man ohne Mühe, daß es keine, noch so abscheuliche, Stellung giebt, welche diese Regierung nicht gegen das Continent nehmen sollte, um dem Unglück zu entrinnen, das mit einem Nationalbankerott verbunden ist. Man zergliedere ihr Verfahren gegen Spanien, und man hat einen Maaßstab für ihre Grundsätze und Gesinnungen. Wurde nicht eine freundschaftliche Macht angegriffen, mitten in einem tiefen Frieden, während welchem die Person des Königs durch einen Gesandten zu Madrid repräsentirt wurde und während die Regierung von Seiten des spanischen Gesandten in London Freundschaftsversicherungen annahm? Und warum? Weil der Premier-Minister sich nicht getraute, eine neue Anleihe zu machen, und die Staatsausgaben lieber mit fremden Eigenthum, als mit dem

Ertrage neuer Taxen bestreiten wollte. Bis dahin war der Krieg mit den Gütern der Franzosen und Holländer geführt worden. Nun kam die Reihe an Spanien. Sie wird aber nach und nach an alle Nationen kommen, welchen etwas abzunehmen ist; und dies wird fortgehen, bis alle Hülfsquellen erschöpft sind und der gesellschaftliche Zustand Europa's eine Total-Revolution gelitten hat.

So viel über das Wesen des englischen Premier-Ministers, der als ein Ungeheuer dasteht, wenn man nicht weiß, wie sehr er in seinem Thun und Lassen durch die englische Constitution und Staatsschuld bestimmt wird.

Das gute und böse Princip (das der Einheit und Trennung) sind im Kampfe begriffen. Die Frage ist, wie dieser Kampf endigen wird. Und diese Frage soll im nächsten Buche beantwortet werden.

Der neue Leviathan.

Viertes Buch.

Aussichten für die europäische Welt.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

In diesem letzten Buche kommt es darauf an, den Ausgang zu bestimmen, welchen der zwischen England und Frankreich obwaltende Kampf nehmen muß, wenn der gesellschaftliche Zustand des europäischen Continents nicht ganz zerrüttet werden soll. Ich sage: den Ausgang des Kampfes, nicht: die Wendungen desselben. Was die letzteren betrifft, so sind sie unbestimmbar, weil sie von den Leidenschaften und falschen Ansichten einzelner Machthaber, mit einem Worte, von dem Oppositionsgeiste in Europa abhängen, der niemals einer Regel folgt. Der erstere hingegen wird durch die Kraft der Dinge bestimmt, so daß man, um ihn vorherzusehen und zu prophezeihen, nur diese zu kennen braucht. Die Wendungen des Kampfes können den Ausgang desselben verzögern oder beschleunigen, je nachdem es dem Schicksal gefällt. Wollten sie ihn aber aufheben, so würde dies nur durch Vernichtung des dem gesellschaftlichen Zustande in Europa zu Grunde liegenden Entwickelungsprincips möglich seyn. Schwerlich wird ihre Kraft so weit reichen.

Möglich, daß der Ausgang dieses Kampfes um mehrere Jahre verzögert wird, weil man die wahre Tendenz desselben entweder ganz übersieht, oder verkennt; möglich sogar, daß die kämpfenden Parteien, der langen Anstrengung überdrüssig, einen Waffenstillstand beschließen, ehe geschehen ist, was geschehen muß: dies kann denjenigen nicht irre machen, wel-

cher einmal eingesehen hat, was unumgänglich nothwendig ist, wenn die europäische Welt sich eines dauerhaften Friedens erfreuen soll. Wäre der Friede, zu welchem von Seiten Frankreichs im Anfange dieses Jahres die ersten Anträge gemacht wurden, wirklich zu Stande gekommen, so würde der Verfasser nur dann an die Dauer desselben geglaubt haben, wenn die einzelnen Artikel so beschaffen gewesen wären, daß sie das Foment neuer Kriege vernichtet hätten; und was erforderlich ist, um ihnen diese Beschaffenheit zu geben, wird sich in der Folge dieser Abhandlung zeigen.

Es giebt Krankheiten, die nur dadurch gehoben werden können, daß man seine Zuflucht zu den entgegengesetzten Mitteln nimt. Auf gleiche Weise kann man den gesellschaftlichen Zustand Europa's nur dadurch vor einer gänzlichen Zerrüttung bewahren, daß man von den üblichen Rettungsmethoden abgeht. England laborirt am Hypersthenie. Man glaubt es schwächen zu müssen. Allerdings muß es geschwächt werden, wenn es Europa nicht zertrümmern soll. Wie aber die Schwächung einleiten? Durch Vermehrung der Sthenie oder durch unmittelbare Verwandlung derselben in Asthenie? Versuchen letzterer Art wird es immer mit Erfolg widerstehen; Versuchen ersterer Art hingegen wird es unfehlbar unterliegen. Freilich wird man sich nicht zu den letzteren entschließen, so lange der augenblickliche Vortheil entscheidet; aber die wahre Politik, d. h. diejenige, welche die Erfahrung aller Jahrhunderte zur Richtschnur ihrer Operationen macht, ist um den augenblicklichen Vortheil sehr wenig verlegen, wenn das von ihr beabsichtigte Gute nur nach einem bestimmten Gesetz erfolgen muß.

Um meine Idee vollständig zu entwickeln, muß ich in einige Details eingehen, die, wie fremd sie auch der Sache auf dem ersten Anblick scheinen mögen,

dennoch in einem nur allzu engen Zusammenhange mit derselben stehen. Uebrigens muß man es mir verzeihen, wenn ich gewisse Opfer als nothwendig betrachte, die dem größten Theile der Leser nie als nothwendig eingeleuchtet haben. Ich diene deshalb keiner Partei. Mich interessirt nur das Weltgeschick. Gegen die Vollziehung desselben bin ich gleichgültiger, als man wohl glauben möchte. Für mich selbst hab' ich das Nothwendige als einen Act der Freiheit vollziehen gelernt. Andern mag dies schwerer werden, als mir. Ich tadle sie deshalb nicht; aber es wäre, dünkt mich, zu wünschen, daß man das Ich da vergessen lernte, wo das Ganze die Aufopferung desselben erfordert. Wie dem aber auch sey, so ist zwischen dem Manne, der eine große Umwälzung von seiner Studierstube aus vorhersieht, und demjenigen, der dergleichen einleitet, ein wesentlicher Unterschied. Wollte man dem erstern das Prädicat eines Revolutionärs beilegen, so würde man ihm allzu viel Ehre erzeigen, da er nur denkt, nicht handelt, und wenn er falsch geurtheilt haben sollte, die Welt um keinen Strohhalm aus ihrem bisherigen Geleise rückt. Vielleicht ist alles, was die folgenden Blätter enthalten, nur ein politischer Traum. Der Leser mag darüber entscheiden. Das Reale gränzt so dicht an dem Idealen, daß sich das Erstere nur allzuoft in das Letztere verliert. Der Verfasser ist zufrieden, wenn man ihm das Zeugniß giebt, daß er von dem Zusammenhange, worin die europäischen Staaten unter einander stehen, mehr begriffen hat, als das große Heer der politischen Schriftsteller, welche, von allen historischen Einsichten verlassen, in der Regel nur schwatzen.

Zweites Kapitel.

Bemerkungen über den Zusammenhang, welcher zwischen Europa und dem spanischen und portugiesischen Amerika statt findet.

Alle menschliche Thätigkeit bezweckt zuletzt nichts weiter, als Lösung des Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes, den die Natur in jede menschliche Brust legte, um den Menschen von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Cultur hinzuführen, und der auf diese Weise das einzige Entwickelungsprincip bildet. Der Philosoph, welcher die Welt durch Vorlesungen über die Principe des Göttlichen und des inneren und äußeren Rechtes zu belehren glaubt; — der Künstler, welcher durch die Schönheit seiner Schöpfungen entzückt und für sich selbst nur im Bewußtseyn seiner Göttlichkeit lebt; — der Israelit, welcher unumwunden bekennt, daß alles Strebenswerthe im Gold und Silber enthalten ist, und jedes Mittel ergreift, sich in den Besitz der edleren Metalle zu setzen; — der Tagelöhner, welcher, einer edleren Bestimmung fremd, sein tägliches Brod im Schweiße seines Angesichts erwirbt und nur physisch fortdauern will: kurz, alle Menschen ohne Ausnahme, wie ungleich sie auch in anderer Hinsicht seyn mögen, haben wenigstens das mit einander gemein, daß sie in der Gesellschaft leben wollen; mit Freiheit und Bequemlichkeit, wenn es möglich ist; so gut es angeht, wenn es nicht anders seyn kann. Dies ist das Nothwendige im Menschen, worüber er niemals Herr werden kann, wofern er nicht den Menschen in sich zerstören will.

Nur der größere Werth, den die Gesellschaft auf einzelne Beschäftigungen zu legen gewohnt ist, hat gegen die teleologische Gleichheit aller menschlichen Thätigkeit verblenden können. Wie groß aber auch diese Verblendung seyn mag, so leuchtet dem Auge des Philosophen deshalb nicht minder ein, daß alles, was Cultur genannt zu werden verdient, zuletzt nichts weiter ist, als das allmählige und unbeabsichtigte Product der Bestrebungen aller Mitglieder der Gesellschaft, ihre physischen und moralischen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Regel hierbei ist: je einfacher die Gesellschaft desto geringer die Cultur; je zusammengesetzter hingegen die Gesellschaft, desto größer die Cultur. Ist das Individuum nur für das Ganze vorhanden, so hält und stützt dieses hinwiederum jenes. Da ist auch kein einziges Mitglied der Gesellschaft, das durch sich selbst etwas wäre; denn reißt man es aus dem Zusammenhange, worin es existirt hat, so vernichtet man es in seinem ganzen Wesen. Ein griechischer Philosoph behauptete: Der Mensch sey aus lauter Theilen zusammengesetzt, welche für sich selbst Menschen wären; der Mann hatte wenigstens in sofern Recht, als jedes Individuum, das seinem Geschlecht nur das physische Leben verdankt, nichts anderes ist, als ein Thier.

Im Grunde bildet die menschliche Gesellschaft ein Ganzes, das zwar auf mannichfaltige Weise gestört, aber nie aufgehoben werden kann, weil in dem Menschen etwas enthalten ist, wodurch er immer wieder in die Gesellschaft zurückgeführt wird. Was den Menschen an den Menschen kettet, ist die Kraft gegenseitiger Bedürfnisse. Wie einfach diese auch in ihrer ersten Entstehung sind, so werden sie doch nach und nach sehr zusammengesetzt, bis sie sich in der Erfindung eines allgemeinen Tauschmittels wieder simplifiziren. Dieses allgemeine Tauschmittel sind die edleren Metalle. Nichts durch sich selbst, werden sie alles durch die Bedeutung,

welche der menschliche Verstand ihnen giebt. Daher das allgemeine Streben nach dem Besitz derselben; daher die Hebelkraft, die sie über die allergeistigsten Verrichtungen des Menschen ausüben, selbst, wenn er ihrer gar nicht eingedenk ist; daher die große Revolution, welche von dem Augenblick an vorging, wo die Resultate der Entdeckung Amerika's sich über Europa ergossen.

Hätte die Natur nicht für gut befunden, Mexiko, Peru und Brasilien zu den Hauptniederlagen der edleren Metalle zu machen, so würde die Entdeckung Amerika's für die höhere Entwicklung der Europäer eben so erfolglos geblieben seyn, als die Entdeckung Australiens. Durch die Gold- und Silberminen, welche die Spanier und Portugiesen im vierten Welttheil besitzen, wurde mit den Gegenständen neuer Genüsse zugleich das Verlangen nach denselben gegeben; und indem dies Verlangen nur dadurch befriedigt werden konnte, daß man einen bedeutenden Theil des Geldreichthums auf sich ableitete, nahm die Industrie und mit ihr die Nationalintelligenz auf allen Punkten Europa's einen höheren Flug. Auf diese Weise fiel die Entdeckungsgeschichte Amerika's mit der Culturgeschichte Europa's zusammen, und wer die letztere gehörig schreiben will, muß vor allen Dingen die Kraft kennen, welche die edleren Metalle an und in demjenigen ausüben, der in den Besitz derselben zu kommen strebt. Ohne sich im mindesten dem Vorwurf der Paradoxie auszusetzen, kann man behaupten, daß der Wunsch, Spanien und Portugal um die Früchte ihrer Eroberungen in Amerika zu bringen, die Grundlage der ganzen modernen Entwickelung in den letzten 3 Jahrhunderten gewesen ist und noch ist. Es ist ein merkwürdiger, aber so viel ich weiß noch nie bemerkter Umstand, daß, so groß auch die Anzahl der Entdeckungen und Erfindungen ist, welche seit drei Jahrhunderten gemacht sind, keine derselben einen

Spanier oder Portugiesen zum Urheber hat. Es ist, als ob diese beiden Nationen den Tribut, den jedes einzelne Volk dem menschlichen Geschlechte darzubringen hat, einmal für allemal durch ihre Entdeckungen im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert dargebracht und von diesem Augenblick an die Functionen der Wurzeln übernommen hätten, nämlich die Säfte einzusaugen, welche der Baum bedarf, um Blüthen und Früchte zu treiben. Kommt jemals die Zeit, wo man die Verhältnisse der Nationen psychologisch zergliedert, so wird man auch auseinander setzen, warum die Bewohner Spaniens und Portugals von dem Zeitpunkt an, wo sie die Leitung des Goldstroms übernahmen, alles Genie verlieren mußten, und die europäische Cultur nur im Widerschlag theilen konnten.

Es ist gegenwärtig wol keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Besitz des südlichen Amerika das Meiste zum Verfall der spanischen Monarchie beigetragen hat. So wie die spanische Nation zu einem unermeßlichen Geldreichthum gelangte, nahm der Nationalreichthum ab, der seine Quelle nie in Gold- und Silberbergwerken, sondern in der Energie hat. Könnte man durch Metalle herrschen, so würde Spanien das ganze Europa beherrscht haben; da aber Metalle nie das Wesen selbst, sondern nur die Symbole desselben sind, so haben sich die Spanier gefallen lassen müssen, von denjenigen beherrscht zu werden, welche es der Mühe werth hielten, ihr Gold und Silber zu erwerben. Schon im 17ten, noch weit mehr aber im 18ten Jahrhundert sank Spanien so tief, daß es der Kanal wurde, durch welchen das übrige Europa mit dem spanischen Amerika correspondirte. Die spanische Nation wurde aufs förmlichste der Mäckler aller übrigen Europäer. Von Seiten Amerika's nahm sie die Schätze in Empfang, welche für Lebensmittel und Fabrikate nach Europa gesandt wurden; von Seiten Europa's

befaßte sie sich mit dem Transport der Erzeugnisse und Kunstproducte, wodurch man die Eingeweide Mexiko's und Peru's an sich brachte. Nur der kleinste Theil der mit dem Handel nach Amerika verbundenen Vortheile kam ihr zu gut; sie behielt, so zu sagen, nur die Quintessenz der Schätze Mexiko's und Peru's, welche, gleich Wolken, über das Gebiet von Spanien hinzogen und sich nur da ergossen, wo der Kunstfleiß zu Hause gehörte. Im Ganzen genommen, war Spanien nur der Stapelort der ganzen europäischen Industrie, so weit sie sich auf Amerika bezog. Deutschland, Holland, die Schweiz, Frankreich, England dreheten sich um Spanien, wie Planeten um die Sonne. In Schlesiens Gebirgen wurde ein großer Theil der Leinwand verfertigt, womit die Bewohner Mexiko's und Peru's sich bedeckten; die Schweiz versah mit Musselinen; Holland schickte theils, was es in sich selbst fabrizirt hatte, theils was im Auslande aufgekauft war; Frankreich lieferte Seidenwaaren; England Tücher, Hüte, Getreide und jeden anderen Artikel, der sich aufdrängen läßt.

So wurde Spanien nach und nach eine harmlose Macht, allen übrigen Mächten Europa's nützlich, keiner einzigen schädlich, der Raub aller, wiewol ohne wesentlichen Nachtheil für sich selbst, so lange es im Besitz des baaren Geldes blieb. Sein Münzhaus lag in Amerika; aber für sich selbst konnte es als eine große Kasse betrachtet werden, aus welcher jeder Staat, der eine vortheilhafte Handelsbilanz zu haben wünschte, mehr oder weniger schöpfte. Die ganze Nation, ehemals geistreich und intelligent, sank zur Träumerei und Indolenz herab. Von allem, was sie sonst gewesen war, blieb ihr blos ihre Rechtlichkeit. Verlassen von ihrer Regierung, lebte sie sich nur selbst; und auf die reine Sinnlichkeit zurückgeführt, wurde sie den Bewohnern der Südseeinseln ähnlich. Kunst und Wissenschaft verschwanden für sie um so mehr, weil die Prie-

sterschaft, in deren Hände sie fiel, beides entbehren konnte, um den blinden Glauben zu erzeugen, der ihr allein nützlich wird. Die Natur hörte niemals auf, das Land mit ihren schönsten Seegnungen zu beglücken; aber je mehr sie that, desto gleichgültiger wurde man gegen ihre Geschenke, bis ihr Zorn sich in einer Pest offenbarte, auf welche ein Krieg folgte, der die Nation ihrer letzten Habe zu berauben droht. Der Grund zu einer Regeneration ist gelegt; sie zu Stande zu bringen ist das Werk der Zeit und der Umstände.

Drittes Kapitel.

Ueber die Folgen der Unterbrechung oder gänzlichen Aufhebung des Zusammenhanges zwischen Europa und dem spanischen Amerika im Allgemeinen.

Um eine oder zwei Festungen zu blockiren, wird nicht selten die Kraft eines ganzen Reiches erfordert; aber um den Zusammenhang zweier Welttheile aufzuheben, wenn der Handel einmal eine bestimmte Richtung genommen hat, bedarf es nur weniger Kriegesschiffe, welche das Ein- und Auslaufen in und aus den Haupthäfen desjenigen Landes verhindern, das der Zufall einmal zum Stapelort gemacht hat.

Hieraus erklärt sich, wie eine feindliche Escadre vor Kadix und den übrigen spanischen Häfen Millionen fleißiger Arme zum Stillstand bringt. Hört man in Mexiko und Peru auf, die Gold- und Silberbergwerke zu bearbeiten, so hat sich für Europa der Antrieb verloren, der den Kunstfleiß in steter Regsamkeit erhielt. Der spanische Kaufmann wird nämlich

außer Stand gesetzt, sein Wort zu halten; und mehr bedarf es nicht, um den deutschen, schweizerischen, holländischen, französischen und englischen Kaufmann in seinen Operationen zu unterbrechen. Von dem Kaufmann abhängig, sieht sich der Manufacturier gezwungen, seine Werkzeuge ruhen zu lassen. Wer bei diesen Werkzeugen angestellt ist, muß, wenn er nicht Hungers sterben will, seine Zuflucht zu irgend einem andern Geschäfte nehmen. Dies wirkt, mehr oder weniger, auf den gesellschaftlichen Zustand zurück, der, so oft er wesentlich in seiner Form leidet, demoralisirt und erschüttert wird. In der That, vermöge des Zusammenhanges, den die Welt in den letzten drei Jahrhunderten gewonnen hat, kann es wohl der Fall seyn, daß im Norden Europa's die Zahl der Galgen vermehrt werden muß, weil im Süden Amerika's die Arme feiern, welche bis dahin die Gold- und Silberminen bearbeitet haben.

Jede europäische Macht, welche Spanien unaufgefordert den Krieg erklärt, versündiget sich an dem ganzen Continent, weil Spanien einmal dahin gekommen ist, eine gemeinschaftliche Macht zu seyn. Mag die Absicht einer solchen Kriegeserklärung immerhin nicht seyn, Revolutionen hervorzubringen; diese Wirkung erfolgt um so schneller, je mehr die Fortdauer des gesellschaftlichen Zustandes auf dem bleibenden Zusammenhange zweier Welttheile beruht, von welchen jeder seine eigenthümlichen Bedürfnisse hat, in deren Befriedigung er nicht gestört werden darf, wofern die allgemeine Ruhe nicht leiden soll. Nichts würde unverschämter seyn, als wenn eben die Macht, welche gegen Spanien zu Felde zieht, von einer unwandelbaren Liebe für den alten und hergebrachten gesellschaftlichen Zustand in Europa sprechen wollte; denn wie könnte sie mit dieser Liebe ihre Zuflucht zu Maaßregeln nehmen, welche ganz dazu gemacht sind, den

Aufruhr auf allen Punkten Europa's, wo nicht zu organisiren, doch wenigstens einzuleiten? Und bei dieser Gelegenheit kann man nicht umhin, der französischen Regierung die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß sie in einem Zeitraum, wo es nur von ihr abhing, die ganze spanische Monarchie zu zertrümmern, mit einer Mäßigung verfuhr, welche mit ihren öffentlich bekannten Grundsätzen in dem offenbarsten Widerspruche stand. Wäre ihr an dem Umsturz der Throne so viel gelegen gewesen, als sie im Kampfe mit den Mächten des festen Landes das Ansehen haben wollte, so brauchte sie nur Spanien mit Frankreich zu einer Zeit zu vereinigen, wo dieser Vereinigung keine wesentlichen Hindernisse im Wege standen, da die französische Armee so weit vorgedrungen war, daß sie Madrid bedrohte. Anstatt die Integrität der spanischen Monarchie zu vernichten, begnügte sich der Convent mit der Abtretung des spanischen Antheils an der Insel St. Domingo und mit Lousiana. Man sage nicht, daß diese Mäßigung nothwendig gewesen sey, um die Kraft der französischen Nation zu retten; denn es gereicht der französischen Regierung noch immer zur Ehre, daß sie dies einsah, und aus Achtung für die Fortdauer der Nationalkraft den gesellschaftlichen Zustand Europa's unerschüttert ließ.

Kennt man den Zusammenhang, in welchem sich Europa durch den Handel befindet, nur einigermaßen, so kann bei Beurtheilung der Folgen einer aufgehobenen Communication zwischen Europa und dem spanischen Amerika nicht blos die Rede von diesen beiden Welttheilen seyn. Die ganze Welt leidet darunter. Zwar ist es nicht gut möglich, hierüber in ein Detail einzugehen; denn wo sollte man wol anfangen und wo endigen? Allein da der europäische Kunstfleiß sein Material aus allen Gegenden der Erde zusammenholt, und selbst die Natur- und Kunstpro-

ducte Asiens und Afrika's dem unermüdlichen Streben des Europäers nach Genuß und Bequemlichkeit dienen müssen: so begreift man leicht, wie das, was an der spanischen Küste vorgeht, zuletzt auf alle Welttheile zurückwirken muß. In der That, eine vor Kadix stationirte Escadre ist die Vollstreckerinn des allerfürchterlichsten Interdicts, das die Welt treffen kann; und dauert die Blockade fort, so leidet die Menschheit nicht blos für den Augenblick, sondern auch für eine lange Zukunft. Kein Verlust ist unersetzlicher, als der der Kunstfertigkeit, weil sie immer aus sich selbst hervorgehen kann; die Kunstfertigkeit aber geht von dem Augenblick an verloren, wo man ihr Gelegenheit und Zeit zur Ausübung raubt. Vergebens würden die spanischen Kaufleute den Entschluß fassen, ihr Geschäft auf einem andern Punkte der Erde fortzusetzen; da es nicht ihre Person, sondern ihr Geschäft ist, was man verfolgt, so würde der Kriegesheerd durch eine Auswanderung (die Möglichkeit derselben vorausgesetzt) nur erweitert werden. Die ungestörte Communication zwischen Spanien und Amerika ist eine so große Wohlthat, daß sie durch nichts ersetzt werden kann; denn hört sie auf, so tritt an ihre Stelle eine unmerkliche, unsichere, dem Ganzen höchst nachtheilige Filtration, wodurch die Moralität des Handels noch unendlich weiter zurückgesetzt wird, als sie es jetzt schon ist. Eben deswegen sollte sich ganz Europa gegen die Urheber eines solchen Unternehmens verbinden, und sie als die Feinde der Menschheit verfolgen und bestrafen. So wie die Welt gegenwärtig liegt, muß Spanien als eine heilige Macht behandelt werden, und unter den europäischen Nationen eben die Rolle spielen, welche den Stamm Levi unter den Stämmen Israels auszeichnete. Seine Peninsularlage an dem äußersten Ende Europa's macht es zu einer durchaus harmlosen Macht.

Da die ganze europäische Cultur in einem so engen Zusammenhang mit der Entdeckung Amerika's steht, so ist es nichts weniger als überflüssig, die Frage aufzuwerfen: Was aus dieser Cultur werden soll, wenn die Communication zwischen Europa und Amerika entweder ganz aufgehoben oder so modifizirt wird, daß der Verkehr, welcher bisher zwischen beiden Welttheilen statt fand, andere Gegenstände bekommt? Man muß sehr gleichgültig gegen die Fortschritte der Cultur seyn, wenn man diese Frage nicht beherzigt. Allerdings kann sie factisch nur durch eine ziemlich entfernte Zukunft beantwortet werden. Allein wenn die tausend Entdeckungen und Erfindungen, welche in den drei letzten Jahrhunderten gemacht worden sind, als das Product des Reizes betrachtet werden müssen, den die Eröffnung unerschöpflicher Gold- und Silberbergwerke im spanischen Amerika in die Gemüther der Europäer gebracht hat; so wird man, nach dem gänzlichen Verschwinden dieses Reizes, die Rückschritte in der Cultur und den größeren oder geringeren Stillstand des Geistes ebenfalls von dem Augenblick datiren müssen, wo die bisherige Communication aufgehoben wurde. Hiermit eröffnet sich eine traurige Aussicht. Wir schwanken an dem Abgrund der Finsterniß. Was uns noch vor wenigen Jahren so sicher und zuverlässig schien — die Fortschritte des menschlichen Geschlechts auf der Bahn einer nicht zu berechnenden Entwickelung — ist plötzlich ungewiß und zweifelhaft geworden. Alles Immaterielle beruht, wie im Individuum, so in der Gesellschaft, auf dem Materiellen. Dies ist ein Naturgesetz, von welchem wir uns nicht losmachen können. Wird nun die Gesellschaft in ihren Fundamenten erschüttert, so verschwinden alle die Blüthen, die sie bisher getrieben hat, und mit den Blüthen verschwindet die Aussicht auf reife Früchte. Das Reich der Wissenschaften, das sich immer weiter

verbreitete und immer mehr Allmende wurde, — wo wird es nach hundert und funfzig Jahren geblieben seyn? Werden unsere Nachkommen verstehen, was wir gedacht haben? Wird nicht ein Mittelalter wiederkehren, in welchem die Gespensterfurcht die Welt regiert?

Doch wir müssen nicht ganz verzweifeln. Wie heftig die Krisis auch seyn mag, worin wir uns befinden; so werden wir doch nicht sogleich in ihr untergehen. Möglich sogar, daß die Sachen eine unerwartete Wendung nehmen, durch welche die Welt mehr gewinnt, als verliert. Europa ist noch nicht ganz von seinem guten Genius verlassen. Er rettete seinen Lieblingsaufenthalt aus den Strudeln einer Revolution, die ihn in den Abgrund zu ziehen drohten. Will er sein Werk vollenden, so kann es nur dadurch geschehen, daß er diesen Lieblingsaufenthalt sicher stellt. Große Schritte sind bereits gethan. Noch größere müssen geschehen. Indem wir diese Schritte denken, verwandelt sich das Reich der Finsterniß in ein Reich des Lichts. Unsere Blicke klären sich wieder auf und mit unbefangenem Gemüthe treten wir einer Zukunft entgegen, welche für die Gegenwart hinlänglich entschädigt.

Viertes Kapitel.

Zergliederung der Absichten Englands bei der Blockade der spanischen Häfen.

Spanien befand sich, nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich, in keiner geringen Verlegenheit. Durch den Baseler Tractat zur Unterstützung Frankreichs verpflichtet, konnte

es sein im Jahr 1795 gegebenes Wort nicht zurücknehmen, ohne sich der Gefahr einer Invasion von Seiten der französischen Republik auszusetzen. Aber wie mit Frankreich gemeinschaftliche Sache gegen England machen, ohne seinen Handel und einen großen Theil seiner Colonien der Raubgier Großbritanniens bloszustellen? In diesem Dilemma blieb schwerlich ein anderer Ausweg übrig, als den einmal versprochenen Beistand in baarem Gelde zu leisten. Die französische Regierung war mit diesem Ersatz zufrieden, wiewol die Summen, welche sie von Spanien erhielt, kaum den Ausfall deckten, welchen Frankreich durch die unterbrochenen Handelscommunicationen von dem Augenblick an litt, wo Englische Schiffe die sämmtlichen französischen Häfen sperrten. England schien dem zwischen Spanien und Frankreich zu Stande gebrachten Vertrage ruhig zuzusehen, einmal weil seine Ueberlegenheit um so unbezweifelter blieb, so lange es mit Frankreich allein zu schaffen hatte, zweitens, weil es in dem ungestörten Besitz aller der Handelsvortheile verharrte, die es bis dahin von Spanien gezogen hatte. Zwar entstand schon zu Anfange des verflossenen Jahres eine gewisse Spannung zwischen der englischen und spanischen Regierung; allein da sie mehr persönlich als national zu seyn schien, so ließ man sich sehr wenig davon träumen, daß sie zu offenbaren Feindseligkeiten führen würde. Je mehr England bei Spaniens Neutralität gewann, desto fester glaubte man an die ungestörte Dauer derselben.

So standen die Sachen, als drei spanische Registerschiffe, die von Amerika mit reichen Ladungen zurückkamen, bei ihrer Ankunft in Europa von den Engländern angegriffen wurden. Zwei derselben wurden genommen; das dritte flog in die Luft. Dies Verfahren der englischen Regierung empörte ganz Europa. Der Krieg ging einer Kriegeserklärung voran,

und Hinterlist und Grausamkeit schienen sich verbündet zu haben, um die Welt an das Beispiellose zu gewöhnen. Unstreitig hatte die englische Regierung, bevor sie ihre Zuflucht zu einer so unerhörten Maaßregel nahm, alles aufgeboten, Spanien zu einer Kriegeserklärung zu reizen. Wie dem aber auch seyn mag, immer mußten die Beweggründe zu einem solchen Attentat die dringendsten von der Welt seyn. Es ist der Mühe werth, hierüber weiter nachzudenken.

England brach den Frieden von Amiens, weil es sich von Frankreich in seinem Finanzsystem bedroht sah. Der Krieg wurde in Westindien geführt, und der Verlust der Insel St. Domingo war der empfindlichste Schlag, der Frankreich treffen konnte. Frankreich trotzte diesem Schlage vorzüglich dadurch, daß die französische Regierung die Kunst verstand, der Nationalindustrie in den Vertheidigungs- oder Angriffsanstalten, welche sie gleich nach erfolgter Kriegserklärung traf, eine neue Richtung zu geben. In ihren Erwartungen betrogen, legte es die englische Regierung darauf an, dem französischen Staatschef, den sie vergeblich zu stürzen versucht hatte, durch eine Verschwörung aus dem Wege zu räumen. Auch dieser Plan mislang. Die Hoffnung, Frankreich durch einen neuen Krieg zu desorganisiren, war fehlgeschlagen, und Englands politische Existenz stand mehr als jemals auf dem Spiel. Im Grunde war es eben so schwer geworden, den Krieg fortzusetzen, als ihn zu beendigen. Die Kriegeskosten waren bisher von dem Privateigenthum der Franzosen und Holländer bestritten worden, das die englische Regierung unmittelbar nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten aufgefangen und an sich genommen hatte. Da diese Quelle versiegt war, so blieb der englischen Regierung nichts anderes übrig, als ihre Zuflucht entweder zu einer neuen Anleihe, oder zu einem so beispiellosen Verfahren zu neh-

men, als sie an Spanien ausgeübt hat. Eine neue Anleihe war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, welche aus der Natur des Kampfes hervorgingen, worein sich England eingelassen hatte; denn indem die Regierung selbst erklärte, daß eine Landung der Franzosen in England nicht unmöglich sey, flößte sie den Bewohnern Großbritanniens eine Furcht ein, welche der Bereitwilligkeit, womit sie bisher jedes kriegerische Unternehmen unterstützt hatten, großen Abbruch that. Ein Attentat gegen Spanien gewährte den doppelten Vortheil, die englische Nation zu erleichtern und dem Premier-Minister alle die Vorwürfe zu ersparen, womit die Oppositionspartey ihn bei der nächsten Eröffnung des Parlements, im Fall er neue Taxen in Vorschlag gebracht hätte, würde überschüttet haben. Kein Wunder also, daß man Spanien so ohne alle Umstände den Krieg erklärte. Das Verfahren war um so nothwendiger, weil man keine Zeit zu verlieren hatte. Ging eine förmliche Kriegeserklärung voran, so hing es nur von der spanischen Regierung ab, den Ausbruch des Krieges durch Unterhandlungen zu verspäten; aber zwei Monate später war der größte Theil der aus Lima und Vera Cruz alljährlich ankommenden Registerschiffe in dem Hafen von Kadix geborgen; außerdem hätte man Muße gehabt, im spanischen Amerika solche Einrichtungen zu treffen, daß, nach dem wirklich erfolgten Ausbruch der Feindseligkeiten, nur sehr wenig spanisches Eigenthum in die Hände der Engländer fiel. Dies alles war dem Interesse der englischen Regierung entgegen, die den Krieg beständig als eine einträgliche Speculation behandelt. Je früher man rauben konnte, desto ruhiger durfte man den Ereignissen in England selbst entgegensehen. Was auch die Oppositionspartei vorbringen mochte, so konnte sie ihre Anschuldigungen nicht über die Verletzung des Völkerrechts hinaus erstre-

cken; und diese Anschuldigungen ließen sich in einem Reiche ertragen, wo die Kraft des Goldes entscheidet und die Ehre zu einem verächtlichen Schattenbilde herabgesunken ist. Die Nation mußte neues Vertrauen zu der Regierung fàssen, sobald sie sah, daß der Kriegesheerd ohne allen Nachtheil für die Nationalexistenz erweitert war. Vielleicht war dies das rechte Mittel, das baare Geld, das man bisher, aus Furcht vor einem überraschenden Ueberfall, verborgen gehalten hatte, wieder in Umlauf zu bringen. Auf alle Fälle kam die den Spaniern abgenommene Beute der ganzen Nation zu statten, nicht blos indem sie neue Taxen überflüssig machte, sondern auch indem sie den Geldreichthum des Landes vermehrte. Hiermit hingen unstreitig politische Rücksichten zusammen.

Es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß England, als der erste Handelsstaat in Europa, die politische Wichtigkeit der Neutralität Spaniens kennt; und in sofern dies wirklich der Fall ist, gab es kein besseres Mittel, sich, wegen der lauen Theilnahme des Continents an dem Kriege mit Frankreich, zu rächen, als die rasche Verletzung dieser Neutralität. Bis zum Jahre 1803 war es England beständig gelungen, die eine oder die andere Continentalmacht in sein Interesse zu ziehen; aber seit der förmlichen Wiederherstellung des Princips der Einheit in Frankreich waren alle Bemühungen Englands zu diesem Endzweck vergeblich gewesen. Voll geheimen Unwillens, sah es sich in einem Kampfe verlassen, der, welche Wendungen er auch nehmen mochte, zuletzt Entscheidung bringen mußte. Sein Groll war um so tiefer, weil der Ausgang des Kampfes auf St. Domingo seine Absicht, das ganze europäische Continent in ein großes Sklavenreich zu verwandeln, nur allzu sehr ans Licht gezogen hatte. Ohne Freund, ja ohne die Aussicht, jemals wieder einen Freund zu gewinnen, konnte es seine Ge-

ſinnungen gegen die Continentalmächte nicht beſſer an den Tag legen, als wenn es zeigte, daß es zuletzt doch nur von ihm abhange, den geſellſchaftlichen Zuſtand, zu deſſen deſto ſicherer Beſchützung man ſich in den Schranken einer ängſtlichen Neutralität erhielt, von Grund aus zu erſchüttern. Es griff alſo Europa gerade da an, wo es am leichteſten zu verwunden war. Aus der Wegnahme der ſpaniſchen Fregatten folgte die Blockade der ſpaniſchen Häfen; und was aus der Aufhebung der Handelscommunicationen folgte, war um ſo weniger ein Gegenſtand ſeiner Befürchtungen, da es, wenn es, vermöge ſeiner Inſularlage und ſeiner unwiderſtehlichen Linienſchiffe, einmal Frankreich trotzte, auch der ganzen übrigen Welt Trotz bieten konnte. Einen hinlänglichen Erſatz für ehemalige Handelsvortheile fand es in der Beraubung der ſpaniſchen Schiffe.

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung deſſelben Gegenſtandes.

Wir haben bisher das Verfahren der engliſchen Regierung gegen Spanien als einen Act der Depräda-tion geſchildert, welcher, von der Noth eingegeben, ſeine Sanction durch die Leidenſchaft erhalten hat.

Betrachtet man es nur in dieſem Lichte, ſo kann man ſich nicht laut genug dagegen erklären, voraus-geſetzt, daß man keinen Beruf fühlt, in die Nothwendigkeit einzugehen, unter welcher das brittiſche Miniſterium ſteht.

Vielleicht darf es in keinem andern Lichte betrachtet werden.

Es kommt alles darauf an, ob man in England selbst den Zusammenhang durchschaut, worin die Constitution mit der Nationalschuld steht, und ob man diesen Zusammenhang erhalten will, oder nicht.

Ist das Erstere der Fall, so bleibt der englischen Regierung schwerlich etwas anderes übrig, als das Elend der Nationen zur Basis des Gedeihens der Bewohner Großbritanniens zu machen; und da dies nicht besser geschehen kann, als durch Verstopfung der Handelsquellen, oder vielmehr durch Ableitung derselben auf England, so wird sie ihre politischen Maaßregeln immer so nehmen, daß auf einen fünfjährigen Frieden ein dreijähriger Krieg erfolgt, der das aufstrebende Gebäude des gesellschaftlichen Verkehres in Europa von neuem niederreißet und zertrümmert. Auf diesem Wege kann das der englischen Regierungsmaschine zum Grunde liegende Princip der Trennung noch lange erhalten werden; in der That so lange, bis die Nationen Europa's einsehen, daß für sie kein Gedeihen möglich ist, und in einer Art von Verzweiflung lieber allen Verkehr aufgeben, als die Sklaven der Engländer bleiben. Sobald dieser Zeitpunkt eintritt, ist es auch um die englische Constitution geschehen, und alle angewandten Rettungsmittel haben zuletzt nichts bewirkt, als die Verspätung des Umsturzes einer Sache, welche ihre Entstehung bei weitem mehr dem Zufall als einer weisen Ueberlegung verdankte.

Liegt dagegen der englischen Regierung nichts an der Erhaltung der englischen Constitution, weil sie einsieht, daß sie durch dieselbe in einen Antagonismus mit ganz Europa verwickelt wird, der sich nur verderblich für sie lösen kann; so kann eben das Verfahren, welches uns bisher als ein reiner Highwaymanstreich erschienen ist, der Act einer tiefen Politik seyn, die, sobald die Schleier, womit sie in

dem gegenwärtigen Augenblicke bedeckt ist, gelüftet sind, Europa nach und nach wieder mit England aussöhnen wird, indem sie Verhältnisse stiftet, wobei die Ruhe und das Gedeihen des Continents gesichert bleibt.

In Wahrheit, wohin soll die Antinationalität Englands zuletzt führen? Alles, was die englische Regierung bisher an sich genommen hat, ohne im mindesten auf das Völkerrecht zurückzugehen, war immer als ein Schmaus zu betrachten, wodurch der Hunger nur zur Hälfte gestillt wurde. Nach Jahr und Tag befand sie sich immer wieder auf demselben Punkt, von welchem sie ausgegangen war; und wollte sie dem Ueberreiz, den sie durch das Anleihesystem in den Staatskörper gebracht hatte, nicht unterliegen, so blieb ihr nichts anderes übrig, als den Krieg immer von neuem anzufangen, um von neuem plündern zu können. Wo nun endlich stille stehen? Unstreitig bei sich selbst, in Anerkennung dessen, was sie zur Feindinn der ganzen Welt macht.

Traf sie den rechten Punkt, so mußte sie auch den Beruf fühlen, das Uebel fortzuschaffen, wodurch sie das Verderben der Welt wurde. Ich gestehe, daß es nicht sehr wahrscheinlich ist, daß die englische Regierung einen Plan verfolge, durch welchen sie Englands Verhältnisse zu dem festen Lande zu verbessern sucht; denn ein solcher Plan könnte nur in dem Kopfe eines Einzigen entspringen, und nie mit Genehmigung aller Mitglieder der Regierungsmaschine ausgeführt werden. Indessen kann man die Wahrscheinlichkeit einen Augenblick voraussetzen, um das genauer kennen zu lernen, was geschehen muß, wenn Europa nicht in England untergehen und dieses Reich unfehlbar nachstürzen soll. Es ist auch möglich, daß England zum Ziel gelangt, ohne dies Ziel deutlich gedacht zu haben; dergleichen hat in der Welt nur all-

zu oft statt gefunden. Auf jeden Fall wird der Gang, den die Sachen nehmen müssen, immer folgender seyn.

Bei dem bisherigen Zusammenhange des Handels blieb England von dem Continente Europa's eben so abhängig, als es dies Continent von sich abhängig machte. Dies Verhältniß hörte von dem Augenblick an auf, wo England Spanien den Krieg erklärte; wenigstens wurde dadurch eine förmliche Trennung Englands von dem Continente eingeleitet. Denn was konnten die Bewohner des festen Landes den Engländern für ihre Colonialwaaren und Kunsterzeugnisse anderes geben, als entweder rohes Material oder das baare Geld, das sie im Handel mit Spanien erworben hatten? Dieses Reich war seit mehr als anderthalb Jahrhunderten durch den allmähligen Verfall seiner Industrie um allen Nationalreichthum gebracht worden; nachdem England es aber auch geldarm gemacht hatte, verstopfte sich der Canal, in welchem das spanische Gold und Silber durch das Continent nach England floß. Es war also nicht mehr auf den Absatz zu rechnen, den England bisher gefunden hatte; und ob es gleich von jeher Englands Interesse war, bedürftige Käufer zu finden, so hörte doch dies Interesse von dem Augenblick an auf, wo die Bedürftigkeit sich in Armuth verwandelte. Was blieb nun aber der englischen Regierung übrig, wenn dasselbe Mittel, das sie zu ihrer Errettung ergriffen hatte, nicht zu ihrem unmittelbaren Verderben gereichen sollte?

Nichts anders, als die Eroberung eines bedeutenden Theiles des spanischen Amerika. Hierin war das einzige Mittel enthalten, sich auf eine längere Zeit, wo nicht für immer, zu retten. Zu allen Zeiten gingen handelnde Nationen immer darauf aus, Gold- und Silberminen zu erwerben. Wie sehr sie sich dadurch selbst im Lichte standen, kam nie in Anschlag,

wofern sie nur unmittelbare Vortheile davon hatten. Die englische Regierung hat aber einen um so stärkeren Antrieb zur Eroberung eines Theils des spanischen Amerika, da sie den Folgen eines allzu weit getriebenen Credits nur dadurch entgehen kann, daß sie ihrer Autorität ein von den Bewilligungen des Unterhauses unabhängiges Fundament verschafft. In sofern dies nun wirklich ihre Absicht seyn sollte, erhalten alle die feindseligen Schritte, welche sie seit dem letzten Friedensbruch gethan hat, eine ganz neue Bedeutung. Ausführlich wird darüber im nächsten Abschnitte die Rede seyn. Jetzt bemerken wir blos, daß die englische Regierung, nicht zufrieden, die französischen und spanischen Häfen in einem strengen Blockadezustand zu erhalten, sehr bedeutende Rüstungen macht. Wozu diese Rüstungen? Daß England um die Erhaltung seiner Nationalexistenz sehr wenig verlegen ist, glaubt wol ein jeder, der nur einen erträglich angemessenen Begriff von der Ueberlegenheit der englischen Seemacht hat; die Landesvertheidigung erfordert keine neuen Flotten. Daß England es ferner nicht auf Erweiterung seines Machtgebietes in Europa anlege, springt eben so sehr in die Augen; denn was hätte es für wesentliche Vortheile von Eroberungen, aus welchen es sogleich wieder vertrieben werden würde? Selbst Gibraltar hat für England nur eine bedingte Wichtigkeit. Dieser Felsen war ein herrlicher Punkt, um sich als Schmarozerpflanze an Spanien anzulegen; aber von dem Augenblick an, wo Spanien ausgesogen war, hatte er keinen Werth mehr. Die englischen Rüstungen können also schwerlich eine andere Absicht haben, als außerhalb Europa Eroberungen zu machen; und wo könnten diese Eroberungen mit besserem Erfolg gemacht werden, als in dem spanischen Amerika?

Die Möglichkeit des glücklichen Erfolges einer solchen Unternehmung kann man nicht in Zweifel zie-

hen, wenn man Spanien selbst zum Maaßstab des Verfalls seiner Colonien im nördlichen und südlichen Amerika macht. Diese Möglichkeit aber verwandelt sich in Wahrscheinlichkeit, ja in Gewißheit, wenn man etwas genauer mit dem gesellschaftlichen Zustande im spanischen Amerika bekannt ist. England wird um so geschwinder festen Fuß in den spanischen Colonien fassen, da es sich seit mehr als einem Jahrhundert durch Schleichhandel und durch tausend andere lose Künste mit den Bewohnern befreundet hat. Vergeblich behauptet man, daß Englands Bevölkerung nicht ausreiche, den Erfolg eines solchen Unternehmens zu sichern. Der englischen Regierung dienen zuletzt alle Arme, die sie bezahlen kann; und es wäre wol möglich, daß sie sogar einen Theil der spanischen Kriegsgefangenen zur Eroberung der spanischen Besitzungen gebrauchte. Dazu kommt noch, daß diese Regierung gewohnt ist, der Tapferkeit das wenigste zu überlassen; denn indem sie denjenigen, welche an der Spitze stehen, große Summen bietet, schwächt sie den Widerstand, und erreicht ihren Zweck um so sicherer, da zuletzt alles von Individuen abhängt, die, als Untergeordnete, einen bestimmten Preis haben, um welchen sie sich verkaufen.

Wie groß oder gering aber auch die Schwierigkeiten eines Invasionskrieges im südlichen Theile des spanischen Amerika seyn mögen, so können sie doch durchaus nicht in Betrachtung kommen, da nur auf diesem Wege Rettung für die englische Regierung zu finden ist, wofern sie nicht über lang oder kurz in ihrem Anleihesystem untergehen will. Selbst das Gefährlichste muß gewagt werden, weil es zuletzt doch nicht so verderblich ist, als ein Nationalbankerott. Gelingt es, so sind die Folgen von einer solchen Beschaffenheit, daß die Gestalt der Welt von Grund aus verändert wird. Nicht blos England und Spanien,

sondern auch Frankreich und das ganze übrige Continent gelangen zu einer Ruhe, welche, als Resultat besserer Verhältnisse, von desto längerer Dauer seyn wird, da der gute Wille einer einzelnen Nation sich nicht mehr in das Spiel mischen kann. Um dies gehörig zu erklären, wird es nöthig seyn, in ein ausführliches Detail einzugehen. Ich setze dabei voraus, erstlich, daß Englands Absicht wirklich auf Eroberungen auf dem festen Lande von Amerika gerichtet ist, zweitens, daß diese Eroberungen so gelingen, daß England in den Besitz der ergiebigsten Gold- und Silberminen im südlichen Amerika gelangt. Ohne diese Voraussetzung hat mein ganzes Raisonnement gar kein Fundament; und indem ich davon ausgehe, kann ich nichts anderes bezwecken, als eine Darstellung der Möglichkeit, den gänzlichen Rückfall in die Barbarei, aus welcher Europa seit ungefähr drei Jahrhunderten hervorgegangen ist, zu vermeiden.

Sechstes Kapitel.

Folgen der Eroberung eines bedeutenden Theiles des südlichen Amerika durch die Engländer, in Beziehung auf England.

Es ist durchaus die Sache der englischen Regierung, auszumitteln, auf welches von den drei Königreichen, die das spanische Südamerika ausmachen, ihre Unternehmung gerichtet werden müsse. Da das Königreich Rio de la Plata, die Gegend um Potosi ausgenommen, wo man das reichste Silberbergwerk findet, keine bedeutenden Vorräthe von edlen Metallen enthält, so kann die Wahl nur zwischen dem Königreich Neugranada und dem Königreich Peru schwanken.

Beide sind gleich reich an Gold und Silber, und ohne allen Zweifel ist eins derselben genug, um dem Bedürfniß der englischen Regierung abzuhelfen. Einmal im Besitze eines dieser Königreiche, wird sich England um keinen Preis wieder davon trennen; und es kommt alsdann nur noch darauf an, die Folgen zu berechnen, welche mit diesem Besitz für England verbunden seyn werden.

Da die ganze Unternehmung von der Regierung selbst, nicht von einer der ostindischen Compagnie ähnlichen Gesellschaft, ausgegangen ist, so wird sie auch die Früchte derselben für sich behalten wollen.

In Beziehung auf Ostindien war es von jeher der Vortheil der englischen Regierung, die Administration des ungeheuren Reiches, welches die sogenannte ostindische Compagnie an den Ufern des Ganges besitzt, von sich abzulehnen, und sich mit dem mittelbaren Nutzen zu begnügen, den sie von dieser weitschichtigen Colonie zieht. Dies zeigte sich vorzüglich in dem Jahre 1784, wo, unter der Administration des Grafen Shelburne, jene berühmte Coalition zu Stande gebracht wurde, die es auf nichts Geringeres anlegte, als die Verwaltung der ostindischen Compagnie in die Hände der Regierung zu spielen und dadurch der Nationalschuld ein Ziel zu setzen. Da man die Krisis fürchtete, welche von dieser Operation unzertrennlich war, so ließ der König dem Oberhause durch den Grafen Temple erklären, daß er denjenigen für seinen Feind halten würde, welcher die im Unterhause durchgegangene Ost-Indien-Bill unterstützen würde. Die Bill wurde verworfen, und die Regierung blieb im ungestörten Gebrauch ihres Anleihesystems, das sein wesentlichstes Fundament in den Erpressungen hat, wodurch sich die Beamten der Compagnie bereichern.

Ganz anders, als mit Ostindien, verhält es sich mit einer im südlichen Amerika eroberten Colonie.

Da der Hauptwerth der Königreiche Neugranada und Peru in den Gold- und Silberminen besteht, die sie enthalten, so hat die Regierung nicht die mindeste Ursache, die Verwaltung des eroberten Reichs einer von ihr unabhängigen Gesellschaft zu überlassen; und indem sie diese Verwaltung selbst übernimt, kann es nicht fehlen, daß sie durch Amerika's Gold- und Silberbergwerke zu einer nie geahneten Freiheit empor steigt.

Wenn von der englischen Regierung die Rede ist, so ist der vollziehende Theil derselben gemeint.

So lange die vollziehende Macht keinen andern Schatz hatte, als die ganze Nation, war sie von dem Unterhause abhängig, dessen Bewilligungen, wie erzwungen sie auch in neuern Zeiten seyn mochten, neue Anleihen allein sanctioniren konnten. In dem Besitz eines von den Bewilligungen des Unterhauses ganz unabhängigen Schatzes, braucht die Regierung ihre Zuflucht nicht länger zu Anleihen zu nehmen, und indem sie dieser Nothwendigkeit überhoben ist, muß die englische Constitution nach und nach alle die Veränderungen erleiden, welche das Princip der Trennung aus ihr verdrängen und das Princip der Einheit herbeiführen. Es ist nämlich zu glauben, daß die englische Industrie die Gold- und Silberbergwerke von Neugranada oder von Peru zu einem ungleich höheren Ertrage erheben wird, als die spanische Trägheit; und in sofern dies wirklich der Fall ist, können ganz andere Anstalten zur Tilgung der Nationalschuld und Verminderung des sie begleitenden Uebelreizes getroffen werden, als bisher in den Mortificationsfonds existirten. Erleichtert, wird die Nation auf die Regierung weit weniger influiren. Das Unterhaus, dessen ganze Macht aus der Größe der Nationalschuld herzuleiten ist, verlöre allmählig seine ganze Wichtigkeit. Das Oberhaus versänke mit dem Unterhause.

Die Souveränität des Staatschefs träte hervor, und England befände sich nicht länger in einem zerstörenden Antagonismus mit ganz Europa.

Bei dieser äußerst wichtigen Verwandelung würde das schwierigste Problem darin bestehen, den Uebergang der bisherigen Polyarchie in eine wahre Monarchie für England unblutig zu machen. Allein wer soll dies Problem lösen? Der Staatschef? Er befindet sich in einem Zustande, der sich mit keiner von den Ideen verträgt, die in das Geschäft einschlagen. Sein Nachfolger auf dem englischen Throne? Man kennt ihn nicht als einen Mann von großen politischen Einsichten und einem den ganzen gesellschaftlichen Zustand Großbritanniens umfassenden Genie. Irgend ein anderer von den Prinzen des königlichen Hauses? Keiner von ihnen steht in dem Credit, ein so vorzüglicher Geist zu seyn, daß eine neue politische Schöpfung von ihm ausgehen könnte. Der Premier-Minister? Wer er auch sey, so kann er doch niemals aufhören, ein Repräsentant der erblichen Aristokratie zu seyn; ein Umstand, vermöge dessen er unablässig zur Aufrechthaltung der bisherigen Polyarchie aufgefordert wird. Durch Blutströme wurde das Princip der Trennung fixirt; durch Blutströme wird das Princip der Einheit zurückgeführt werden. Da die gegenwärtige Dynastie durch ihre Beschränkung auf die bloße Repräsentation beides Energie und Autorität verloren hat, so läßt sich mit Bestimmtheit vorhersehen, daß sie, trotz ihrer hohen Unschuld, in der Krisis, welche der Uebergang von der Polyarchie zur Monarchie mit sich führt, untergehen und daß erst ihre Nachfolgerinn zur wahren Souveränität emporsteigen werde. Wie dem aber auch seyn mag, so ist so viel wenigstens ausgemacht, daß die Erwerbung beträchtlicher Gold- und Silberbergwerke für England die wesentlichste Veränderung in den Verhältnissen der Mitglie-

der der Regierungsmaschine hervorbringen wird, und daß, so wie die Reibungen nachlassen, zu welchen die bisherige Stellung derselben führte, die Einheit des Impulses, oder die Souveränität, um so schneller hervortreten muß, je nachdrücklicher sie bestritten wird. Es ist wohl möglich, daß die englische Regierung, die ihre Individualität zu allen Zeiten sehr schlecht begriff, hiervon in dem gegenwärtigen Augenblick gar keine Ahnung hat; allein die Sache wird von selbst erfolgen, so wie der Drang der Umstände immer heftiger und unwiderstehlicher wird; und so kann es schwerlich fehlen, daß auch die schwerfälligen und ihre Constitution vergötternden Engländer zuletzt das Gebiet der socialen Technik erweitern, d. h. eine Wissenschaft vervollkommnen, die für sie noch immer in der Wiege liegt.

Was die ganze englische Nation betrifft, so würde die Erwerbung beträchtlicher Gold- und Silberbergwerke eben so auf sie zurückwirken, als sie, so weit die Geschichte reicht, auf alle Nationen der Welt zurückgewirkt hat. Das versteht sich ganz von selbst, daß sie für den nächsten Zeitraum, als den Geldreichthum mit der Industrie verbindend, die allermächtigste Nation seyn wird, die es je gegeben hat; allein, da der Geldreichthum in einer natürlichen Antipathie mit der Industrie stehet, in einer Antipathie, welche nicht eher aufhört, als bis die Industrie verschwunden ist, so läßt sich, nach dem Gesetz der moralischen Gravitation, vorhersehen, daß auch die Engländer das Schicksal aller geldreichen Nationen haben werden. Unstreitig wird der Verfall ihrer Industrie langsam von statten gehen, weil er, wenn kein Staatsbankerott statt findet, durch eine große Nationalschuld aufgehalten wird, die nur sehr allmählig mortificirt werden kann; aber wie unmerklich er auch seyn mag, so wird er sich doch nach und nach offenbaren, bis sich,

gerade wie in Spanien, die Industrie gänzlich verlo-
ren hat. Zum Lobe dieser Nation hat man bemerkt,
daß sie für ganz Europa die Experimente im Großen
gemacht habe; und will man nicht undankbar und
ungerecht zugleich seyn, so kann man diese Thatsache
nicht bestreiten. Allein worin lag die Aufforderung
zu dieser Anstrengung aller Kräfte? Nur in dem
unendlichen Reiz, den die Nationalschuld mit sich
führte. Er war es, der große Ideen hervorrief und
der Realisation es nie an Mitteln fehlen ließ. Ver-
schwindet dieser Reiz, so verschwinden mit ihm auch
alle die Wirkungen, die er bisher hervorgebracht hat.
Wie groß daher auch die Menge neuer Combinationen
gewesen ist, welche seit ungefähr sechzig bis siebenzig
Jahren in England gebildet wurden; so wird man
sich doch nicht darüber wundern müssen, wenn nach
ungefähr hundert Jahren, bei einer Revision der neue-
sten Erfindungen und Entdeckungen im Gebiete der
Wissenschaften und Künste, England eben so leer und
baar dastehet, als Spanien und Portugal in dem
gegenwärtigen Augenblick. Den Nationen ergeht es
gerade wie Individuen: Je mehr Natur und Glück
für beide gethan haben, desto mehr vernachlässigen
sie sich. Hierin liegt einer von den Hauptgründen
des Unterganges oder der Regeneration großer Völker.

Nach diesem Grundsatz stände England eine we-
sentliche Revolution bevor. In der That, die Energie
der gegenwärtigen Bewohner Großbritanniens steht in
einem so unzertrennlichen Zusammenhange mit der
Constitution und Nationalschuld, daß man nicht be-
greift, was nach dem endlichen Verschwinden der
letzteren aus der ersteren werden wird. In dem
Schwindel, der sich der ganzen englischen Nation be-
mächtigt hat, blieb Schottland frei von allen politi-
schen Ausschweifungen; und eine der glücklichsten Fol-
gen dieser Selbstständigkeit war, daß während Wis-

senschaften und Künste in England untergingen, beide in Schottland fortblüheten. Dennoch werden es schwerlich die Schotten seyn, welche künftig den in Wohlleben untergegangenen Engländern die Richtung ertheilen; die schottische Nation existirte zu allen Zeiten am liebsten für sich selbst. Den unterdrückten Irländern scheint das Schicksal diese Rolle aufzusparen. Allem Despotismus zum Trotz hat die irländische Nation ihren Charakter bewahrt, und trifft die englische Regierung nicht bald Anstalten zu einer vollkommenen Ausgleichung der Interessen zwischen England und Irland, so kann es schwerlich fehlen, daß irgend einmal eine Rückwirkung erfolgt, wodurch die bisher Unterdrückten zu Unterdrückern werden. Welch ein Schicksal, wenn nach 60 bis 70 Jahren ein Irländer da thronen sollte, wo jetzt Georg der Dritte thront.

Soll überall die Nationalexistenz der Engländer gesichert bleiben, so muß ihr Charakter auf das Wesentlichste verändert werden. Die Antinationalität, die man in demselben antrifft, ist zuletzt nichts weiter, als eine Modification des durch das Princip der Trennung verstärkten Egoismus. Sie wird der englischen Nation bleiben, so lange dies Princip fortdauert; sie wird sich aber von dem Augenblick an verlieren, wo das Princip der Einheit an die Stelle jenes tritt. Denn in dem Nationalcharakter eines Volks liegt eben so wenig etwas Absolutes und Unveränderliches, als in irgend etwas Menschlichen. Dieselben Spanier, welche gegenwärtig so tief gesunken sind, daß sie sogar das Andenken an ihre ehemalige Erhabenheit verloren haben, hatten vor drei Jahrhunderten ganz den Charakter der Engländer. Don Ferdinand fand in dem Cortes von Arragonien eben so viel Widerstand, als Georg der Dritte in der Person seines Premier Ministers jemals im Unterhause des Parlements gefunden

hat. Warum sollten in England dieselben Wirkungen nicht aus denselben Ursachen hervorgehen?

Uebrigens bedarf es kaum einer Erinnerung, daß die in diesem Abschnitte beschriebenen Folgen einer Eroberung im spanischen Südamerika sich sehr allmählig einstellen werden. Vielleicht wird erst nach Verlauf der nächsten funfzig Jahre davon die Rede seyn können. In der Natur der Dinge liegt es, daß jede Abweichung von den bisherigen Normen nach eben den Gesetzen erfolgen wird, die die Schritte der Regierung bis jetzt geleitet haben; denn nur der Drang der Umstände kann die Schwerkraft aufheben, welche einer durch sich selbst beschränkten Regierung eigen ist. Gewisse Notionen haben sich den Köpfen der Engländer so tief eingedrückt, daß die Bekämpfung und Vertilgung derselben der Regierung nicht wenig zu schaffen machen wird. Ein ausführlicher Plan zur allmähligen Umwandlung würde etwas Abgeschmacktes seyn. Nur im Allgemeinen kann der Entwickelungsgang geahnet werden. Wer sich desselben bemächtigen wollte, würde, wie ein gutmüthiger Schwärmer, in ihm untergehen. Mehrere Generationen müssen dazu beitragen, den gesellschaftlichen Zustand Englands zu verbessern. Alles, was Moralität heißt, ist von den Engländern gewichen; und hielte nicht ein unerklärbarer Instinct den ganzen Staat zusammen, so würde er das Opfer seiner eigenen Verkehrtheit schon längst geworden seyn.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes, in Beziehung auf Frankreich.

Frankreich würde sich unstreitig den Eroberungen der Engländer im spanischen Südamerika widersetzen, hätte es die dazu erforderliche Kraft. Seine Häfen sind gesperrt; und selbst wenn seinen Flotten das Auslaufen gelingen sollte, ist, bei der anerkannten Ueberlegenheit der brittischen Seemacht, sehr daran zu zweifeln, daß Frankreich Großbritannien wesentlichen Abbruch thun werde. Es ist wahr, daß das letztere Reich überall zu verwunden ist, in England selbst, in Schottland, in Irland, in Ostindien, in Westindien; allein die Wunden, welche Frankreich ihm beibringen kann, werden, so lange sich Englands Creditsystem hält, nie von Bedeutung seyn; und sollten Frankreichs Flotten geschlagen werden, so würde es nur um so schlimmer um die Welt stehen. Wie groß auch das Genie des gegenwärtigen Staatschefs der Franzosen seyn mag, so muß man doch nicht vergessen, daß es nicht ausreicht, sich alle Begebenheiten unterzuordnen. In jener Periode, wo die französische Flotte mit der englischen wetteifern konnte, waren es die Zeitumstände, welche Frankreich begünstigten. England war nämlich in einem Bürgerkrieg befangen, und befand sich geradezu in dem Zustande der moralischen Asthenie. Dies ist gegenwärtig durchaus nicht der Fall, wie groß auch die Gebrechen der Verfassung seyn mögen. Angenommen nun, daß Frankreich seinem Erbfeinde auf dem Wege der Gewalt keinen wesentlichen Abbruch thun kann, wie soll es die Welt von dem Untergang in England erretten? Ich behaupte, daß

kein anderes Mittel übrig bleibt, als Englands Eroberungen im spanischen Südamerika ruhig zuzusehen.

Es ist freilich von jeher der Charakter der Politik gewesen, nur immer auf den unmittelbaren Vortheil oder Schaden zu achten, den gewisse Begebenheiten mit sich führen; allein die wahre Politik hält sich an die Resultate, welche die Erfahrungen aller Jahrhunderte gewähren. Nach dieser Politik hat Frankreich alle Ursache, sich dem Plan der englischen Regierung, in sofern er auf Erwerbung von Gold- und Silberbergwerken gerichtet ist, nicht allzu halsstarrig zu widersetzen. Ist St. Domingo der Punkt, um welchen sich der Kampf zwischen Frankreich und England dreht, und kann diese wichtige Insel nur dadurch wieder gewonnen werden, daß Frankreich der englischen Regierung den ungestörten Besitz von Neugranada oder von Peru garantirt, so wird Frankreich durch eine solche Garantie unendlich mehr gewinnen, als England. Bestätiget sich nämlich auch in Englands Beispiel die so vielfältig gemachte Erfahrung, daß die Industrie oder der Nationalreichthum dem Geldreichthum weichet, so kann Frankreich darauf rechnen, daß England im Verlauf der Zeit seine Kraft ohne weiteres Zuthun verlieren wird. Frankreich kann England seinem Schicksale um so getroster überlassen, weil, wenn es, nach einem endlichen Frieden, in den Besitz von St. Domingo zurücktritt, der Anbau dieser unschätzbaren Colonie die Mittel zur Unterhaltung einer so zahlreichen Flotte hergiebt, als Frankreich nur immer bedarf, um England überall die Stirne zu bieten. So wie die Sachen gegenwärtig liegen, hat die französische Marine keine Basis; denn die Basis jeder Marine ist im Handel enthalten, und Frankreich gegenwärtig auf den inneren Verkehr beschränkt. Sollen alle die Linienschiffe, Fregatten, Cutters u. s. w. welche seit einigen Jahren erbaut

worden sind, nicht wieder in sich selbst zusammenfallen, so bleibt nichts anderes übrig, als St. Domingo durch irgend ein Opfer zu erkaufen, das, auf Kosten einer befreundeten Macht dargebracht, nicht nur Frankreich, sondern auch die ganze Welt rettet; Frankreich, in sofern es in St. Domingo ein Foment der Industrie und des Credits gewinnt, die Welt, in sofern sie nur dadurch aufrecht erhalten werden kann, daß Frankreich England in Zaum und Zügel hält. Es ist ja zuletzt nur immer das Gleichgewicht der Kräfte, was den Frieden bewahrt, und nichts ist richtiger, als daß nur das eine Schwert das andere in der Scheide erhalten kann.

Da es einmal die englische Staatsschuld ist, was keinen Frieden zwischen England und Frankreich gestattet; da die englische Regierung in dieser Hinsicht unter einem Antrieb steht, von welchem sie sich nicht los machen kann, ohne sich selbst das Todesurtheil zu sprechen und den ganzen englischen Staat mit sich ins Verderben zu reißen: so muß man ihr erlauben, den Ausweg zu nehmen, der ihr allein übrig geblieben ist, um zu einer Freiheit zu gelangen, die ihr das Schicksal bis jetzt versagt hat. Erobert sie keine Gold- und Silberbergwerke, so muß sie mit der ganzen Welt so lange in Feindschaft leben, bis diese in ihr oder sie in der Welt untergeht. Macht sie hingegen jene Eroberung, so ist nichts vorhanden, was ihrer bisherigen Antinationalität Nahrung gäbe. Zwar wird die Nationalschuld dadurch nicht vernichtet; allein die Regierung ist nicht länger genöthigt, ihren Credit ins Unendliche zu treiben und den Staat von einer gefährlichen Spitze auf die andere zu werfen. So wie sie jetzt noch da steht, vertheidigt sie in der Herrschaft zur See ihre Existenz, und nichts kann sie bewegen, nur einen Finger breit zu weichen. Von der Kraft der edleren Metalle, die sie in Südamerika sammelt, un-

terstützt, ist sie selbst erleichtert. Wird sie eine Concurrenz versagen, die sie gestatten kann? Auch sie will den Frieden, weil alles zuletzt nach Ruhe hinstrebt; aber sie will ihn unter Bedingungen, wobei ihre Existenz gesichert bleibt. Sie würde alles aufs Spiel setzen, wenn sie ihr Geheimniß verriethe. Man muß es errathen und ihr zu Hülfe eilen. Man predige die Freiheit der Meere, so viel man wolle; dadurch wird nichts gewonnen. Es kommt darauf an, solche Verhältnisse zu stiften, daß diese Freiheit nothwendig wird. Dies ist der gordische Knoten, den man lösen, aber nicht zerhauen muß. Nur durch Erleichterung der Bürde, welche die englische Regierung trägt, kann man sie zum Gefühl der Billigkeit und Großmuth zurückführen; jeder Versuch, ihre Billigkeit und Großmuth zu erzwingen, wird nur ihre zerschmetternde Kraft vermehren und das Verderben der Welt beschleunigen. Nie muß man vergessen, daß es in England nicht die Kraft der Personen, sondern die der Dinge ist, was gefürchtet werden muß. Frankreich wird England nie besiegen, so lange es gegen eine Staatsschuld von sechshundert Millionen Pfund Sterling ankämpfen muß; England aber wird in sich selbst zusammenfallen, sobald diese Kraft gebrochen ist, und dies kann nur dadurch geschehen, daß man die Regierung der Nothwendigkeit überhebt, in ihrem Anleihesystem fortzufahren. Thut Frankreich dies, so kann sein gegenwärtiger Staatschef mit Sicherheit darauf rechnen, alle die herrlichen Ideen, womit er sich in Beziehung auf das französische Reich trägt, nach und nach realisirt zu sehen. Ist Frankreich aber eigensinnig, oder kurzsichtig, so ist alles verloren und die schönste der Welten, so wie sie in dem Kopf des französischen Kaisers existirt, einmal für allemal über den Haufen geworfen. Nie war eine Krisis größer, als diejenige, worin wir gegenwärtig leben, und mit

bangem Herzen muß man der Entscheidung entgegensehen.

Aber Spanien! — — Spanien verdient in dieser Auseinandersetzung ein besonderes Kapitel. Man wird in demselben die nämlichen Principe wieder finden, die bisher den Ideen des Verfassers zum Grunde gelegen haben. Sein eigenes Vaterland ausgenommen, giebt es für ihn kein Reich, wofür er sich von jeher lebhafter interessirt hat, als Spanien. Besteht er also darauf, daß Spanien das Opfer darbringen müsse, wodurch die Welt mit sich selbst versöhnt werden soll, so hat seine Liebe für die Spanier keinen geringen Antheil an diesem Eigensinn. Wäre er ein geborner Spanier, so würde er sagen: Nicht in der Liebe für die bestehende Ordnung der Dinge allein offenbart sich der Patriotismus; auch in dem Hasse gegen dieselbe kündigt er sich an, wenn sie nämlich so beschaffen ist, daß die Vernunft sie nicht länger billigen kann.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes, in Beziehung auf Spanien.

Denkt man den Ursachen nach, welche die spanische Nation in diesen unermeßlichen Abgrund von Lethargie und Ohnmacht gestürzt haben, aus welchem sie sich nicht wieder hervorarbeiten kann, so läßt sich schwerlich eine allgemeinere auffinden, als die Eroberung Amerika's und die Erwerbung unerschöpflicher Gold- und Silberminen sowol in dem nördlichen als in dem südlichen Theil dieser Halbkugel. Keine Ge-

schichte ist lehrreicher, als die der spanischen Nation; aber das gründliche Studium derselben ist vernachlässigt worden. Daher die geringe Anzahl derjenigen, welche mit Billigkeit über die Spanier urtheilen.

Am Schlusse des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier eine der industriösesten Nationen in Europa. Ihre Wollen-, Linnen- und Seidenmanufacturen standen in einer solchen Blüthe, daß sie nicht nur lieferten, was das Land zu eigener Consumtion bedurfte, sondern auch eine bedeutende Exportation möglich machten. Als den Spaniern der ungeheure Markt von Amerika zuerst eröffnet wurde, da kannten sie keine anderen Vorräthe, als die eigenen, und in der Natur der Sache lag es, daß der Geist der Industrie einen neuen Schwung erhielt. Dieser Schwung war um so kräftiger und stärker, weil der Zustand der spanischen Marine dem der Manufacturen entsprach. Nach der Angabe eines sehr glaubwürdigen Schriftstellers *) hatte Spanien zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts wenigstens tausend Kauffartheischiffe im Gange; eine Zahl, wodurch es alle übrigen Reiche in diesem Zeitalter bei weitem übertraf. Indem nun auswärtiger Handel und innere Industrie sich so freundschaftlich die Hände reichten, hätte Spanien das blühendste Reich der Welt werden und bleiben sollen; allein mehrere Ursachen vorhinderten dies.

Es war vorzüglich die Antipathie, worin der Geldreichthum mit dem Nationalreichthum auf allen Punkten der Erde steht, was die spanische Nation zu Grunde richtete. Die Goldströme, welche sich aus Amerika nach Spanien ergossen, wirkten auf den Geist der spanischen Nation vernichtend zurück, indem sie die Genußgier in eben dem Maaße entflammten,

*) D. Pedro Rodriguez de Campomanes.

worin sie die Liebe zur Arbeit erstickten. So lange Carl der Fünfte an der Spitze des Staates stand und in seinen politischen Operationen die ganze Welt bewegte, war der Einfluß des Geldreichthums auf den Geist der Nation minder sichtbar, weil das Gold und Silber der neuen Welt in unaufhörlichen Kriegen dem ganzen Europa zugeführt wurde; aber unter Philipp dem Zweiten, noch mehr aber unter seinem Nachfolger, Philipp dem Dritten, offenbarte sich die Kraft der Metalle sowol in den Maaßregeln der Regierung, als in den Tendenzen der ganzen Nation, welche, ihrer großen Bestimmung vergessend, sich der Träumerei hingab und Gaukelspiele aller Art der Anstrengung und Energie vorzuziehen begann. *) Um sich ihr Geschäft zu erleichtern, vertrieb die Regierung eine Million industriöser Unterthanen zu einer Zeit, wo zahlreiche Auswanderungen nach Amerika die Bevölkerung Spaniens mit jedem Tage verminderten; um zu einer angenehmeren Existenz empor zu steigen, vernachlässigte die Nation Ackerbau und Manufacturen. Jetzt eröffnete sich zuerst die Kluft, welche seitdem zwischen der Regierung und den Regierten in Spanien befestigt geblieben ist; die erstere war durch den Stützpunkt, den sie in Amerika's Gold- und Silberminen für ihre Autorität gefunden hatte, der Nothwendigkeit überhoben, in der Nation selbst durch Ideen einen Stützpunkt zu haben; die letzteren entsagten der Eifersucht, womit sie bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gegen die Regierung erfüllt gewesen waren, und zugleich den Vorrechten, die sie in einer früheren Zeit genossen hatten. Die Manufacturen verfielen; die Flotten, sonst das Schrecken Europa's, wurden vernichtet, und das ganze, von der Natur so sehr begünstigte Land begann sich in eine Wildniß zu verwandeln, die hin und wieder von Schafheerden be-

*) S. Campomanes, ii. 140.

lebt wurde, deren Hüter die Reize ihrer Geliebten besangen.

Unterdessen dauerte der Zusammenhang fort, in welchen die alte Welt seit einem Jahrhundert mit der neuen getreten war. Außer Stand gesetzt, die Bedürfnisse einer ungeheuren Colonie zu befriedigen, wandte sich das Mutterland an benachbarte Staaten. Die Niederlande, England, Frankreich, Italien und Deutschland übernahmen die Bekleidung, ja zum Theil die Beköstigung der Amerikaner. Daher das starkgefühlte Leben, zu welchem beinah ganz Europa erwachte. Was spanische Kaufleute nur immer fordern mochten, wurde im Ueberfluß geliefert, und dadurch der spanischen Industrie der Todesstreich versetzt. Vergeblich widerstrebte ein Fundamentalgesetz, durch welches die Fremden von dem Handel mit Amerika ausgeschlossen waren, dieser Neuerung; stärker als alle Gesetze, zwang die Nothwendigkeit die spanische Regierung zur Nachsicht gegen alle die Schritte, welche von jetzt an zum Umsturz der spanischen Monarchie gemacht wurden. Spanische Kaufleute gaben ihre Namen her, den Betrug zu decken, und voll Vertrauen auf die Redlichkeit derselben sandten Engländer, Franzosen und Holländer ihre Manufacturen nach Amerika und empfingen den dreihundertfachen Werth derselben entweder in baarem Gelde oder in den reichen Bequemlichkeiten der neuen Welt. Nie vermochte die Furcht vor der Gefahr oder der Reiz eines großen Gewinnes einen spanischen Factor zum Verrath oder zur Defraudation desjenigen zu bewegen, der einmal sein Vertrauen in ihn gesetzt hatte; und mit Wahrheit kann man sagen, daß der Umsturz des Reichs durch nichts so sehr befördert worden ist, als durch die Rechtlichkeit der Nation in ihren Verhältnissen mit Ausländern. Unbedeutend war der Vortheil, den Spanien von seiner Verbindung mit Amerika zog; denn von allem, was nach Amerika ausgeführt wurde,

gehörte ihm nur der zwanzigste Theil. Die Schätze der neuen Welt fielen also dem ganzen Europa anheim; in der That in einem so hohen Grade, daß Philipp der Dritte sich bereits genöthigt sah, dem Mangel des baaren Geldes in seinen Erbstaaten durch eine Kupfermünze abzuhelfen, welche den vollen Werth des Silbers haben sollte *). Dies alles waren Wirkungen des Geldreichthums, der sich nothwendig in die bitterste Armuth auflöset, weil er die Industrie vernichtet, welche allein die Kraft besitzt, das Metall zu fixiren. Wenn andere Nationen durch ihre Colonien nicht zu Grunde gerichtet wurden, so lag die Ursache dieser Erscheinung vorzüglich darin, daß die Regierung im Stande war, die Verwaltung derselben an sogenannte Handelscompagnien zu überlassen; das sicherste Mittel, die Fortschritte der Industrie und Bevölkerung der neuen Colonie zu verhindern, weil es niemals fehlen kann, daß das Interesse der Colonisten mit dem der Compagnie in Widerstreit geräth. Von diesem Mittel konnte die spanische Regierung keinen Gebrauch machen, weil der Werth ihrer Colonien vorzüglich in den reichen Gold- und Silberbergwerken bestand, die sie enthielten; denn wie konnte die Regierung die Bearbeitung dieser Bergwerke einer Gesellschaft anvertrauen, ohne sich derselben sogleich unterzuordnen?

Das Elend, wovon die spanische Nation gedrückt wurde, dauerte, beinahe nnunterbrochen, fort, bis zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der eingeschlummerte Genius Spaniens durch einen Bürgerkrieg geweckt wurde. Die verschiedenen Mächte, welche die Ansprüche Oesterreichs oder Frankreichs auf den spanischen Thron begünstigten, sandten furchtbare Flotten und Heere zur Unterstützung derselben; und das arme Spanien erwachte zu einem neuen Leben, so wie die großen

*) S. Ustariz c. 104.

Summen, welche aus Frankreich, England und Holland in seinen Schooß strömten, zu wirken begannen; um so mehr, weil nun auch ein bedeutender Theil der amerikanischen Schätze, der bis dahin den Ausländern zugefallen war, im Lande blieb. Sobald sich die Bourbons auf dem spanischen Thron befestigt hatten, wurden Maaßregeln genommen, welche Spanien einen bedeutenderen Theil von den Vortheilen seiner amerikanischen Besitzungen erhielten, als die Regierung bisher hatte retten können. Zwar wurde die einmal entflohene Industrie nicht zurückgerufen; allein indem man den Franzosen einen (gewissermaßen gesetzlichen) Antheil an den Vortheilen des amerikanischen Handels gestattete, welche bis dahin von den Engländern und Holländern allein verschlungen worden waren; indem Philipp der Fünfte, ferner, dem Contrebandehandel durch die sogenannte Assiento-Compagnie, die sich in England constituirte, entgegen wirkte und die Guar da Costas einführte; indem, endlich, an die Stelle der eben so unregelmäßig abgehenden, als auf ihrem Wege nach den amerikanischen Küsten nur allzu oft aufgehaltenen, oder wol gar zerstörten Gallionen Registerschiffe traten, wurde Spanien in dem erträglichen Zustande erhalten, worin es sich bis zum Ausbruch des neuen Krieges mit England befand.

Im Ganzen genommen brachte die Veränderung der Dynastie keine Veränderung in dem Geiste der Regierung hervor; und fragt man nach der Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung, so ist diese Frage nur dadurch zu beantworten, daß man auf die Wirkungen zurückgeht, welche die Gold- und Silberminen in Mexiko und Peru hervorbringen, in sofern sie die größere oder geringere Geistesthätigkeit bestimmen. Da nämlich Amerika's Schätze zu allen Zeiten groß genug waren, um der Regierung eine gewisse Selbstständigkeit zu geben, wodurch sie von der Nation uns

abhängig wurde, so vernachlässigte die erstere die letztere; und so ist es geschehen, daß die Spanier in allem, was Entwickelung genannt werden kann, so weit hinter den übrigen europäischen Nationen zurückgeblieben sind. Vergeblich nennt man sie träge; vergeblich legt man ihnen andere noch herabwürdigendere Prädicate bei. Die Spanier sind, was sie, dem Geiste der Regierung nach, seyn können. Noch ist der Geist der alten Gothen, der im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert so glänzend in ihnen aufflammete, nicht verflogen. Tapferkeit, Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit bilden die Grundzüge ihres Charakters. Ihre Religiosität würde achtungswürdig seyn, wäre sie nicht das Product der priesterlichen Erziehung, die sie genießen, und dem Aberglauben so nahe verwandt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß aus dieser Nation wieder etwas Großes gebildet werden kann; soll dies aber je der Fall werden, so muß das Verhältniß, worin sie gegen die Regierung steht, aufhören.

Man thue was man wolle, die spanische Regierung zur spanischen Nation hinzuziehen; so lange jene in dem Besitz der Gold, und Silbergruben Amerika's bleibt, wird sie ihrer eigenen Schwerkraft beständig unterliegen. Mehr als einmal hat sie ihre eigene Unwürdigkeit gefühlt und sich zu erheben gesucht; allein ist sie nicht immer wieder in ihre alte Lethargie zurückgesunken? Vor ungefähr 25 Jahren setzte sie alle Geister in Bewegung, um sich mit den Mitteln bekannt zu machen, welche sie anzuwenden hätte, sich selbst und die Nation zu veredeln; aber was haben die Ideen eines Campomanes und anderer eben so hellen Köpfe gefruchtet? Jetzt scheint sie wieder mehr als jemals an sich selbst zu verzweifeln. Das Elend, welches aus der Unfähigkeit des Staatschefs hervorgeht, wird nicht wenig durch die Individualität des sogenannten Friedensfürsten vermehrt. Sofern der

Impuls der ganzen Regierungsmaschine von ihm ausgehen muß, findet er den bestimmtesten Widerstand; und will man nicht ungerecht seyn, so muß man es der Nation nicht verargen, daß sie kein Vertrauen in die Einsicht und den Charakter eines Mannes setzet, dessen staatsbürgerliche Größe auf keinem wahren Verdienste um den Staat beruht. Kein Wunder, wenn der Erzbischof von Toledo sich zu bedeutenden Opfern bereit finden läßt; er ist ein Bourbon, der mit der gegenwärtigen Dynastie steht und fällt. Die übrigen Granden werden keinen Beruf fühlen, seinem Beispiel zu folgen, blos um keine Gemeinschaft mit dem Friedensfürsten zu haben, der ihnen auch dann noch ein Stein des Anstoßes seyn müßte, wenn er ein Mann von Kopf wäre, was er nicht ist und niemals werden kann. Ist nicht das gegenwärtige Elend der Nation von ihm ausgegangen? Dies Elend abzuwenden, bestand Aranda im Jahr 1792 auf einem Defensiv-System in Beziehung auf Frankreich. Ein Exil nach Andalusien wurde der Lohn seines Patriotismus und seiner richtigen Beurtheilung der Verhältnisse Spaniens. Der Krieg erschöpfte nur allzubald die Kraft der ganzen Nation; aber auch nur auf diesem Wege konnte Godoy zur staatsbürgerlichen Größe emporsteigen. Durch den Baseler Tractat wurde die Nationalexistenz nur scheinbar gerettet; denn Spanien hörte von dieser Zeit an auf, eine selbstständige Macht zu seyn. Wenn England noch zauderte, so lag der Grund dieses Zauderns in den Vortheilen verborgen, welche der Revolutionskrieg gewährte. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1803 mußte Spanien sich darauf gefaßt machen, in den Kriegesstrudel gezogen zu werden. Unstreitig würde es wohl daran gethan haben, wenn es die Sache der Franzosen, den in dem Baseler Tractat festgestellten Artikeln gemäß, ergriffen hätte. Eine trügerische Neutralität vorziehend, gab es England Zeit zur Ausführung eines großen

Planes. Alles war von dem Augenblick an verloren, wo englische Schiffe die spanischen Häfen blockirten. Die Integrität der spanischen Colonien konnte nicht länger gerettet werden.

Wie wird nun aber der Verlust der vorzüglichsten Gold- und Silberbergwerke im südlichen Amerika auf Spanien zurückwirken?

So lange die spanische Regierung die meisten ihrer Bedürfnisse von dem Ertrage dieser Gold- und Silberbergwerke bestreiten konnte, war ihr Thun und Lassen der Nation gleichgültig. Dies wird von dem Augenblick an aufhören, wo die Regierung sich genöthigt sieht, einen neuen Stützpunkt für ihre Autorität in der Nation zu suchen. Im Grunde kann jede Regierung das, was die Nation für sie thut, nur durch die Ideen vergüten, womit sie den Staat ordnet und der allgemeinen Thätigkeit, aus welcher das staatsbürgerliche Gedeihen resultirt, zu Hülfe kommt. Welche Ideen aber können, wenn von neuen organischen Gesetzen und von der Anwendung der socialen Technik auf die spanische Nation die Rede ist, von der spanischen Regierung ausgehen? Wie will sie mit einemmale die Schwerkraft überwinden, der sie bisher unterlag? Wie z. B. den Geist der Theokratie verdrängen, der, gleich einem Krebsschaden, seit Jahrhunderten an der Nation nagt und sie mit allen europäischen Nationen in Widerspruch gesetzt hat? Man hat von einem Concordate mit dem Pabste gesprochen, dem das französische zur Grundlage dienen sollte; allein wie wenig ein solches Werk in dem Geiste der Regierung enthalten ist, beweiset nichts so sehr, als der Umstand, daß die berühmte Rede des Staatsraths Portalis in dem Index der verbotenen Schriften obenan stehet.

Soll die spanische Nation durch ihre bisherige Regierung gerettet werden, so ist sie für immer verloren. In ihr selbst muß eine rettende Kraft enthal-

ten seyn. Wie aber wird sich diese rettende Kraft offerbaren? Unstreitig in einer Revolution, der französischen ähnlich, hätten die Spanier ihre politische Selbstständigkeit in dem Revolutionskriege behauptet. Da diese verloren gegangen ist, so ist an keine eigentliche Revolution zu denken; Frankreichs Nachbarschaft verhindert sie. Von der andern Seite kann die gegenwärtige Dynastie nicht länger in dem Besitz des Thrones bleiben, wenn die Nation nicht unendlich elender werden soll, als sie es bisher gewesen ist; und so entsteht die Aufgabe, die Welt durch Spanien so zu retten, daß dieses Reich dabey gewinnt?

Da Spanien einmal mit unauflöslichen Ketten an Frankreich geschmiedet ist, so wird die französische Regierung der spanischen Nation zu Hülfe kommen müssen.

Das kann, so viel ich davon begreife, nur dadurch geschehen, daß Portugal mit Spanien vereinigt wird.

Man hat sehr viel von der Nothwendigkeit einer ewigen Trennung beider Königreiche gesprochen und geschrieben. Unstreitig war nie von einer absoluten Nothwendigkeit die Rede; denn diese war nicht vorhanden. Portugal leistete als unabhängiges Königreich der Welt große Dienste, so lange Spanien furchtbar war; allein seine politische Wichtigkeit verlor sich in eben dem Maaße, in welchem Spaniens ehemalige Größe in sich selbst zusammenfiel. In Hinsicht des Antagonismus, der zwischen den Portugiesen und den Spaniern obwaltet, entsteht die Frage: Ob die Mittel, wodurch man ihn bisher zu besänftigen gesucht hat, die besten waren, die man gebrauchen konnte? Es liegt in der Natur der Sache, daß Portugal als eine Provinz betrachtet und behandelt wird, sobald ein spanischer König der Gebieter der Portugiesen ist; und daraus folgt, daß, über kurz oder lang, eine Revolution statt findet wie die vom Jahre 1640. Ein

ganz anderes Resultat würde die Versetzung eines portugiesischen Königs auf den spanischen Thron gegeben haben, wenn ein solcher Versuch bisher hätte gemacht werden können. Auf diesem Wege ist eine innige Vereinigung beider Königreiche nicht blos möglich, sondern sogar nothwendig. Und wie, wenn der Verlust der Gold- und Silberbergwerke im südlichen Amerika zuletzt die Wirkung hervorbrächte, daß der eben genannte Versuch gemacht würde?

Der Prinz Regent von Portugal befindet sich in der Blüthe des Alters. Nach allem, was man von ihm weiß, ist er ein Fürst von hellem Geiste. Wenn Portugal seit dem Anfang seiner Regierung zu keinem eigentlichen Glanz empor gestiegen ist, so liegt die Schuld bei weitem mehr an den Verhältnissen, worin sich dies Königreich, seit mehr als einem Jahrhundert, durch seine Abhängigkeit von England befindet, als an dem guten Willen des Regenten. Zu schwach, um Großbritannien widerstreben zu können, hat die portugiesische Regierung bisher der Richtung folgen müssen, die das Cabinet von St. James ihr zu geben für gut befand; alles, was sie vermochte, war, die Nation vor einer gänzlichen Unterjochung zu bewahren, welches nur dadurch geschehen konnte, daß man der Industrie jede mögliche Aufmunterung gab. In der That, der Prinz Regent von Portugal hat mit den Zeitumständen so ritterlich gerungen, daß es für ihn nur eines größern Spielraums bedarf, um die erhabensten Eigenschaften zu offenbaren. Auf den spanischen Thron gesetzt, würde er nicht blos das Symbol der Einheit, sondern auch das der Kraft seyn. Die spanische Nation würde in ihm nicht sowol den Eidam ihres bisherigen Königs, als den Besitzer Brasiliens erblicken; und indem der Ertrag dieser reichen Colonie sich nicht, wie bisher, in eine Bevölkerung von drei Millionen, sondern in eine von vierzehn Millionen verlöre, würde er der Industrie keinen weitern Ab-

bruch thun. Alle ausschließenden Vortheile, welche England bisher von der Trennung beider Königreiche zog, fielen weg; unstreitig nicht sogleich, aber nach und nach. Es entwickelte sich eine neue Selbstständigkeit, die Frankreich mit Vergnügen sehen müßte, da es nur in ihr die Garantie seiner politischen Freiheit, in sofern diese durch England beschränkt wird, erhalten kann. Die spanische Nation erhöbe sich zu einer neuen Würde. Wohlthätige Maaßregeln, welche bisher nicht genommen werden konnten, wenn man nicht alles verderben wollte, würden um so schneller ausgeführt werden, je mehr eine dringende Nothwendigkeit ihnen das Wort redete. Eine alte Regierung kann ihre Maximen nicht gut verändern, ohne sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen und dadurch zur Opposition zu reizen; eine neue Dynastie hingegen darf jede Maaßregel ergreifen, die sie dem allgemeinen Besten des Ganzen für zuträglich hält, weil sich die große Mehrheit an sie anschließet. Die Eifersucht der spanischen Granden würde besänftigt werden, sobald sie nicht mehr den Friedensfürsten an der Spitze der Regierung erblickten; sie würden gemeinschaftliche Sache mit einem Staatschef machen, in welchem sie ihren Erretter erblickten, und auf diesem Wege könnte der edle Geist der alten Gothen in neuer Glorie hervortreten und die spanische Nation zu jenem Glanz zurückkehren, der jetzt nur in den Denkmälern früherer Zeiten existirt.

Es ist endlich Zeit, daß der narkotische Geist der Theokratie, der bisher auf die Köpfe der Spanier drückte, von dieser hochherzigen Nation weiche. Wie kann er aber zum Weichen gebracht werden, so lange sich das Heft der Regierung in den Händen der Priesterschaft befindet? Mag Spanien, wie Frankreich, die katholische Religion beibehalten, weil sie einmal in Spanien einheimisch ist; aber soll das Königreich gedeihen, so muß die Regierung die Grundsätze der

Duldung annehmen. Fort mit der Inquisition! Sie ist ein Brandmal für die Intelligenz der Regierung. Die Maximen Ferdinands und Isabella's waren gut, so lange es darauf ankam, Mauren und Juden zu bekämpfen und zu vertreiben; aber diese Maximen haben ihren Werth in eben dem Maaße verloren, in welchem Fanatisiren überflüssig geworden ist. Jetzt dienen sie nur der Priesterschaft, die nicht von der Stelle will und mit jedem Jahre anstößiger und lächerlicher wird. Die Abschließung eines Concordats muß der erste Schritt des neuen spanischen Königs seyn, wenn er zur Souveränität emporsteigen und als belebender Geist der ganzen Regierungsmaschine dastehen will. Der Unterstützung der Nation ist er gewiß, sobald es darauf ankommt, das Verhältniß der Kirche zu dem Staate zu verändern und Spanien in eine Kosmokratie umzuwandeln. Nur von Seiten der Geistlichkeit hat er etwas zu befürchten, weil ihr ganzes Wesen die Behauptung mit sich führt, daß der Staat in der Kirche enthalten sey. Doch der Geistlichkeit gebietet man ohne Mühe durch ein tüchtiges Militär; und ist der neue Staatschef im Stande, die alte Disciplin wieder herzustellen, so kann er des Erfolges um so gewisser seyn.

Wie jede andere Nation, so verdient auch die spanische, einen Civil- und Criminalcodex zu erhalten, wodurch die Freiheit und das Eigenthum der Individuen gesichert wird. Allerdings wird die Schöpfung desselben für Spanien mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn; allein daraus folgt noch nicht das gänzliche Mislingen einer solchen Unternehmung. Warum sollte ein Land, in welchem so viel für die Gesetzgebung geschehen ist, nach einer mehr als zweihundertjährigen Vernachlässigung aller Legislatur, nicht zu einem den gesellschaftlichen Verhältnissen, so wie sie gegenwärtig vorhanden sind, angemessenen Nationalcodex gelangen können? Nichts hat zur Demorali-

sation der Spanier so viel beigetragen, als der elende Zustand der Justizverfassung, und die gänzliche Vernachlässigung dieses Theils der Verwaltung von Seiten der Staatschefs.

Fragt man: Was mit dem regierenden Hause angefangen werden soll? so ist die natürlichste Antwort auf diese Frage: Ein regierendes Haus ist nicht die Welt. Diese soll gerettet werden, nicht eine Dynastie, die in sich selbst verloren ist und zuletzt durch die vereinigte Kraft des Himmels und der Erde nicht wird gerettet werden können. Es ist aber gar nicht die Absicht oder der Wunsch des Verfassers, daß das Schicksal der Bourbons auf dem spanischen Throne sich tragisch löse. Eine Regierung, welche den Verhältnissen, worin sie mit den Regierten steht, nicht gewachsen ist, braucht gar nicht vernichtet zu werden, weil sie es schon ist. Man rette Individuen, man sichere ihnen eine anständige Existenz, man begünstige sie in allen vernünftigen Forderungen; dies alles ist nicht unmöglich und dies muß geschehen, wenn die Pflichten der Menschlichkeit erfüllt werden sollen. Mehr aber darf man nicht thun, wenn man nicht an der Welt zum Verräther werden will.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes in Beziehung auf das übrige Continent.

Nach allen bisher gemachten Bemerkungen hängt das Heil der Welt zuletzt davon ab, daß das Princip der Einheit, in sofern es Regierungsmaschinen zum Grunde liegt, in England möglich, in Spanien wirklich werde. Dies kann nur dann erfolgen, wenn die reichen Gold- und Silberbergwerke in Amerika, welche bisher den Spaniern gehörten, den Engländern zufal-

len. Den ersteren soll der Verlust derselben eine Energie wieder geben, die seit beinah zwei Jahrhunderten verschwunden ist; den letzteren soll der Gewinn derselben eine Energie nehmen, welche das Verderben Europa's zu werden droht.

Bleibt alles im alten Geleise, so ist die Welt in ihren schönsten Tendenzen vernichtet.

Der Seedespotismus der Engländer ist die wahre Quelle des Landdespotismus der Franzosen. Aus dem Kampfe beider Mächte geht eine Universalmonarchie hervor, in welcher nur die politische Freiheit des äußersten Nordens gesichert bleibt; und da in einer Universalmonarchie alle Entwickelung zum Stillstand gebracht wird, so würde ganz Europa zuletzt von neuem seine Regeneration durch Barbaren erhalten müssen; ein trauriges Geschick, auf dessen Abwendung jeder bedacht seyn muß, der den Werth der Cultur zu fühlen im Stande ist.

Alle Maaßregeln, welche England bisher gegen Frankreich genommen hat, sind von einer solchen Beschaffenheit, daß sie die Entstehung einer Universalmonarchie beschleunigen, während sie, dem Vorgeben nach, auf die Verhinderung derselben abzwecken; denn was Frankreich außerhalb Europa's an Subsistenzbasis verliert, muß es innerhalb desselben wieder gewinnen; seine ungemeine Bevölkerung zwingt die Regierung zum Ehrgeiz und zur Eroberung. Es giebt aus eben diesem Grunde keine größere Thorheit, als die Politik derjenigen Mächte ist, welche dem Kampfe zwischen England und Frankreich mit Vergnügen zusehen, weil sie meinen, daß beide sich gegenseitig aufreiben werden. Das wird nie der Fall seyn. Frankreich will nicht erobern; aber indem es dazu gezwungen ist, kann es sich nur verstärken. England will erobern, und indem es diesem seinen Instincte folgt, kann es sich nicht eher schwächen, als bis es auf dem Wege der Eroberung in den Besitz reicher Gold- und Silber-

bergwerke kommt. Nur dieser Besitz kann die englische Regierung zu besseren Gesinnungen bewegen, als sie bisher gegen die Mächte des Continents gehabt hat, indem er sie der Nothwendigkeit eines gränzenlosen Credits überhebt. Die Folgen des veränderten Regierungssystems sind in den vorhergegangenen Abschnitten entwickelt worden. Das letzte Resultat aller Veränderungen, welche in England von dem Augenblick an vorgehen, wo das Princip der Einheit sich wieder herzustellen beginnt, kann nur die Ruhe Europa's seyn.

Angenommen, daß Spanien in dem gegenwärtigen Kriege das Königreich Peru verliert, so bleibt ihm, in Nordamerika, noch Florida, Neumexiko, Altmexiko, d. h. ungeheure, kaum übersehbare Besitzungen. In Südamerika behält es das Königreich Neugranada, welches an Producten aller Art nur allzu reich ist, und das Königreich Rio de la Plata, welches dem ersteren wenig nachgiebt, wenn es auch weniger Gold und Silber liefern sollte. Endlich bleiben ihm, unter den großen Antillen, Cuba und Porto rico, unter den kleinen Antillen, la Trinidad, la Marguarita und la salsa Tortuga, und in Ostindien, die Philippinischen Inseln. Käme noch Brasilien hinzu, so würde es nicht nur nichts verloren, sondern sogar gewonnen haben. In sofern nun das Gedeihen Europa's von diesem Zustande Spaniens abhängt, würden die nicht in dem gegenwärtigen Krieg verwickelten Mächte wenig Ursach finden, sich über die Abtretung des Königreichs Peru an England zu beklagen. Der allgemeine Verkehr würde durch die Zurückgabe der Insel St. Domingo an Frankreich erleichtert werden, und die Gefahr, daß England das feste Land nach und nach aussaugen werde, ganz verschwinden. England wäre erleichtert und trüge den Keim nicht seines Verderbens, sondern einer bessern Moralität in sich, als ihm bisher eigen seyn konnte. Welche Aussichten zu

einem dauerhaften Frieden! Welche Wahrscheinlichkeit zur Erhaltung des gesellschaftlichen Zustandes in Europa! Die größten und gefährlichsten Wunden werden auf eine eben so sichere als leichte Weise geheilt und das Ungewitter, das jeden Augenblick auszubrechen droht, beschworen: die Communicationen zwischen Europa und Amerika stellen sich wieder her. Der Handel ist nicht länger paralysirt. Manufacturen aller Art kommen wieder in Gang. Künste und Wissenschaften, diese Blüthen des menschlichen Geistes, behalten ihre gewohnte Stütze. Die Blicke der Regierungen, die gegenwärtig ganz auf die auswärtigen Verhältnisse gerichtet sind, können sich auf die inneren zurückwenden, und das Organisationsgeschäft, das niemals stille stehen darf, mit desto besserem Erfolg betrieben werden, je mehr jeder größere Staat im Genuß seiner einmal errungenen Kraft bleibt.

Bei jedem Frieden, welcher von längerer Dauer seyn soll, müssen die Interessen so ausgeglichen werden, daß die streitenden Parteien ihre Rechnung dabei finden. Diese Forderung erfüllte der Friede von Amiens keinesweges. Auf Englands Individualität war bei demselben gar keine Rücksicht genommen. Wie viel auch England, als Reich genommen, in dem Revolutionskrieg gewonnen haben mochte, so waren doch, durch die Vermehrung des Nationalreichthums, die Verhältnisse der Regierung zu den Regierten keinesweges berichtigt oder verbessert worden; sie waren vielmehr wesentlich verschlimmert durch die Größe der Nationalschuld, welche die Regierung jeden Augenblick der Gefahr aussetzte, von ihrer eigenen Macht (dem Credit) getödtet zu werden, wofern sie sich nicht die Aussicht zu einem noch größeren Credit erhielt. Ueberhaupt kann man mit der größten Sicherheit annehmen, daß, so lange England sein außer-europäisches Gebiet durch Eroberungen erweitert, welche der Regierung nur mittelbar, nicht unmittelbar zu

statten kommen, an keinen Frieden von einiger Dauer zu denken ist. Dies ist ein Gedanke, zu welchem nur die Kenntniß des Zusammenhanges der brittischen Constitution mit der brittischen Nationalschuld führen kann, und der bis jetzt noch auf keinem Punkt der Erde gedacht worden ist, weil sich niemand die Mühe genommen hat, die Construction der englischen Regierungsmaschine mit der Fackel der Geschichte zu beleuchten. Hätte die französische Regierung einen ganz entwickelten Begriff von der unwiderstehlichen Nothwendigkeit, unter welcher das brittische Ministerium steht, so würde sie von jeher ganz andere Maaßregeln gegen England genommen haben. Was helfen alle die Declamationen, worin sie über die Treulosigkeit und Hinterhaltigkeit des englischen Premier-Ministers ausbricht? Was helfen alle Aufforderungen zur Befolgung eines besseren Systems, die bis zum Eckel in den französischen Blättern wiederholt werden? Egoismus und Immoralität sind der englischen Regierung nothwendig geworden, und jeder Versuch zu einer plötzlichen Bekehrung würde sich mit dem Verderben der ganzen englischen Nation endigen. So allmählig die Nationalschuld gewachsen ist, so allmählig muß sie wieder verschwinden. Giebt es zu diesem Endzweck keine Mittel, so zerreibt sich die Welt in einem ewigen Krieg. Giebt es dagegen ein Mittel, so wird sich der Friede in Europa in eben dem Maaße befestigen, in welchem es angewandt wird.

Dies ist, meiner Behauptung zufolge, der Punkt, in welchem man der englischen Regierung zu Hülfe kommen muß; man kann ihr aber auf keinem andern Wege zu Hülfe kommen, als durch Abtretung reicher Gold- und Silberbergwerke, welche sie in den Stand setzen, ihr Anleihe-System zu beschränken, ohne ihrem Credit zu schaden. Jeder Friede, der diese Idee nicht zur Grundlage hat, wird vergeblich seyn und von neuem gebrochen werden. Selbst die vortheilhaf-

testen Bedingungen schaden England und dem europäischen Interesse, so lange sie nicht unmittelbar auf die Zerstörung des Princips der Trennung in England hinwirken, und man kann mit apodiktischer Gewißheit sagen, daß nichts, gar nichts geschehen ist, so lange es in England noch ein Parlement giebt, das zusammenberufen werden muß, um eine neue Subsidie zu bewilligen. Uebrigens ist dies etwas, wovon der Politiker des Tages nichts begreifen kann; und da der wahren, d. h. durch die Vergangenheit unterrichteten Politiker so wenige sind, so darf sich der Verfasser für das nächste Kapitel nur sehr wenig Eingang in die Gemüther versprechen.

Zehntes Kapitel.

Vorläufige Bestimmung der Hauptartikel desjenigen Tractats, durch welchen die Welt die Seegnungen des Friedens zurück erhalten soll.

Der Weltfriede kann nur zwischen Frankreich und England abgeschlossen werden; und da es bei diesem glorreichen Geschäft vorzüglich auf die Ausgleichung des finanziellen Antagonismus, in welchem beide Reiche gegen einander stehen, ankommt, so werden folgende Artikel als unverbrüchlich festgesetzt werden müssen:

I. Zwischen beiden contrahirenden Mächten sollen alle Feindseligkeiten, von dem Augenblick der Ratificationen dieses Vertrages an, für immer aufhören.

II. England bleibt im Besitze des von ihm eroberten Vicekönigreichs Peru, und Frankreich garantirt den Besitz desselben unter der Bedingung, daß England seine Ansprüche nicht auf die übrigen Besitzungen Spaniens in Amerika erstrecke.

III. Frankreich tritt zurück in den Besitz seiner in Westindien verlornen Colonien; und da die Insel St. Domingo förmlich wieder erobert werden muß, so macht England sich anheischig, Frankreich mit Geld und Lebensmitteln zu unterstützen, und so den Schaden zu vergüten, den Frankreich im Laufe des Jahres 1803 durch den Verlust dieser Insel erlitten hat.

IV. Portugal und Spanien bilden forthin nicht mehr zwei Königreiche, sondern werden auf immer mit einander vereinigt. Da aber der bisherige König von Spanien, vermöge des Verlustes der Gold- und Silberminen im Königreiche Peru, dem Regierungsgeschäft nicht länger gewachsen ist und Europa's Ruhe es erfordert, daß die spanische Nation nicht ihrem Schicksal überlassen werde: so verbinden sich beide contrahirende Mächte, Se. Majestät den König von Spanien zur Entsagung der spanischen Krone zu bewegen, welche nicht auf seine Descendenz, sondern auf den bisherigen Prinzen Regenten von Portugal und dessen Descendenz so übergehen soll, daß dieser als Staatschef der Spanier beide Königreiche zu einem vereinigt und Brasilien den Spaniern eben so sehr zu statten kommt, als den Portugiesen.

V. Das Meer ist von jetzt an frei, weil es seiner Natur nach eine Allmende ist. Was nur immer Meer-Despotismus genannt werden konnte, hört auf. Alle Navigationsacten werden dadurch annullirt, daß sie allgemein werden, was schon seit 150 Jahren der Fall seyn sollte.

VI. Von Kammertractaten ist von jetzt an nicht mehr die Rede, weil sie wesentliche Verletzungen der Nationalgleichheit sind und nur als Beeinträchtigungen des Handels und der Industrie angesehen werden können.

VII. Damit Spanien seine volle Freiheit wieder

erhalte, wird Gibraltar von England zurückgegeben, als wozu es bereits durch den Inhalt des fünften Artikels dieses Tractats verbunden ist.

VIII. Auf gleiche Weise und aus dem nämlichen Grunde wird Malta der Welt wieder gegeben.

IX. Um künftigen Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen, soll zu Malta ein Congreß errichtet werden, der, zusammengesetzt aus den Abgeordneten aller europäischen Nationen, welche Theil an den Welthändeln haben, sich der Abfassung eines Seecodex nach Maaßgabe des gegenwärtigen Tractats unterziehet, und, nach Vollendung desselben, als oberster Richter in allen Marinesachen entscheidet. Jede einzelne Seemacht ist verbunden, sich diesen Entscheidungen zu unterwerfen, wofern sie nicht durch die vereinigte Macht aller dazu gezwungen werden will. Es ist endlich Zeit, daß Laune und Willkür dem Gesetz und der Regel weichen.

X. Der Malteser Orden, dessen Bestimmung bisher im höchsten Grade schwankend war, erhält eine ganz neue Bestimmung dadurch, daß er von jetzt an zur Beschützung des zu Malta niedergesetzten Congresses verhanden ist und folglich der Aufrechthaltung des Völkerrechtes dient; die ehrenvollste Bestimmung, welche ihm jemals zu Theil werden konnte.

XI. Von dem Augenblick an, wo dieses große Institut zu Stande gebracht ist, giebt es für Gegenstände des Seerechts kein anderes Forum, als dieses, und alle egoistische Entscheidungen des englischen Admiralitätsamts hören de facto auf, indem ihm nur diejenigen Sachen übrig bleiben, welche die englische Marine allein angehen.

XII. Die Auswechselung der Kriegesgefangenen erfolgt von beiden Seiten ohne alle Ansprüche auf Vergütigung.

XIII. Holland tritt gleich Frankreich in den Besitz seiner Colonien zurück und erhält Ceylon wieder, als einen Ersatz für die großen Aufopferungen, die es in dem letzten Kriege gemacht hat.

Eilftes Kapitel.

Apologie des Verfassers, als Beschluß.

Der Verfasser sieht vorher, daß seine in diesem Werke mitgetheilten Ideen sehr wenig Eingang finden werden; denn so weit er nicht nur seine nächste Umgebung, sondern auch die Welt kennt, ist ihm alles bei weitem mehr entgegen, als günstig; und da er durch nichts gebietet, so wird er sich gefallen lassen müssen, daß alles, was er, wahrlich nicht ohne Anstrengung und Prüfung, gesagt hat, in die Klasse der leeren Träume und willkürlichen, d. h. bodenlosen Abstractionen geworfen wird.

Das Einzige, was ihn hierbei tröstet, ist, daß man ihm wenigstens nicht den Vorwurf machen wird, einer Partei gedient zu haben. Es gehört zur Tagesordnung, den Engländern anzuhängen, weil man nicht umhin kann, den Kaiser der Franzosen zu hassen, oder jene zu verwünschen, damit dieser als Gott erscheine. Diese Tagesordnung hat den Verfasser nicht in seinen Urtheilen bestimmt; da, wo andere nichts erblicken, als Individuen, die man haßt oder liebt, je nachdem man aristokratisch oder demokratisch gestimmt ist, hat er sich an die Dinge gehalten, welche sich in den Personen aussprechen. Dies sollte billig ein günstiges Vorurtheil für sein Werk selbst in denjenigen erzeugen, welche von ähnlichen Ansichten ihr ganzes Leben hindurch unangefochten geblieben sind; allein wie die Entsagung bewirken, welche das eigene Urtheil, wie sehr es auch Vorurtheil seyn mag, dem fremden hintansetzet? Hier bleibt nichts anderes übrig, als sich

selbst und sein Werk preis zu geben und die Entscheidung über den wahren Gehalt des letzteren der Zeit zu überlassen. Die größte Entsagung muß auf Seiten des Schriftstellers seyn, der neue Ideen verbreitet, weil er nicht verfehlen kann, einen großen Theil seiner Leser in ihren Systemen zu stören; ja, wenn es nöthig ist, so muß er sie sogar wegen seiner Paradoxie um Verzeihung bitten, weil es sonst wohl geschehen könnte, daß man ihm seine Paradoxie zu einem Vergehen machte. Es wird den meisten Individuen gar zu schwer, das, was sie als Intelligenzen werth sind, von ihrem staatsbürgerlichen Werth so abzusondern, daß sie der Belehrungen empfänglich bleiben. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von einer Sache etwas zu verstehen glaubt, weil man einen Rang hat, oder ein Amt bekleidet, vermöge welcher man etwas davon verstehen sollte.

Man hat sich in Deutschland recht aufrichtig damit beschäftigt, der Politik ein Fundament zu geben, und man hat ihr kein besseres geben zu können geglaubt, als das allgemeine Sittengesetz. Gutmüthige Philosophen, die ihr euch mit solchen Untersuchungen die Köpfe zerbrochen habt, untersuchtet ihr wohl jemals, was die Moralität des Individuums bestimmt? Wahrlich nicht das Daseyn eines Sittengesetzes — denn wie könnte eine bloße Formel Gesinnungen hervorbringen? — sondern das Daseyn solcher gesellschaftlichen Verhältnisse, die man nicht erkennen kann, ohne sie zu achten, oder zu lieben. Wie es sich aber mit der Moralität der Individuen verhält, eben so verhält es sich mit der Moralität der Staaten. Das Sittengesetz, als Grundlage der Politik, ist für alle vorhanden; aber es wirkt keine Moralität, weil die Verhältnisse so beschaffen sind, daß sie keine Achtung gebieten. Soll demnach Moralität für Staaten statt finden, so bleibt nichts anderes übrig, als die Verhältnisse so zu stellen, daß ein friedliches Nebeneinander-

seyn möglich wird. Dies ist aber nicht die Sache des Gemüths, sondern des Geistes; nicht Gesinnungen, wohl aber Kenntnisse und Einsichten werden dazu erfordert. Oft, sehr oft ist es der Fall, daß die inneren Verhältnisse eines Staats nur durch eine geschickte Behandlung der äußeren können verbessert werden, indem man durch die letztern denjenigen Grad von Ansehn und Macht gewinnen muß, der zur Abänderung der ersteren erforderlich ist. Die meisten Kriege sind in einer solchen Absicht geführt worden.

So wie die Sachen gegenwärtig in Europa liegen, kommt alles darauf an, daß man Mittel und Wege finde, die englische Polyarchie in eine Monarchie zu verwandeln, d. h. das Princip der Trennung, so wie es der englischen Regierungsmaschine zum Grunde liegt, so aufzulösen, daß das Prinzip der Einheit wieder zum Vorschein tritt. Dies ist aber unendlich schwerer, als man wohl glauben möchte. Ich bin durchaus nicht der Meinung: daß die Welt groß genug sey, um zwei Nationen, wie die englische und französische, so zu fassen, daß beide friedlich neben einander bestehen können; noch weniger: daß es dem Verstande nicht an Mitteln fehlen werde, alles Ungerade gerad zu machen, wenn man nur ernstlich wolle. Wie will man England zu einer Wiedergeburt, zu einer vollendeten Entsagung seiner Individualität bewegen? Findet sich dies nicht ganz von selbst, gleichsam durch einen Zufall, so wird es sich niemals finden; denn nie wird es die Folge eines freien Entschlusses seyn; England wird lieber kämpfend untergehen, als aufhören wollen, eine Polyarchie zu seyn. Trauriges Geschick! Noch trauriger, daß, so lange England eine Polyarchie bleibt, es aller Achtung für Nationalverhältnisse durchaus unfähig ist, und durch sein feindliches Verfahren es zuletzt nothwendig dahin bringen muß, daß es, von jedem Völkerbund ausgeschlossen, als erklärter Feind des menschlichen Geschlechts dasteht.

Das Wahre und Gute ist eins. Eben so das Falsche und Böse. Beides bekämpft sich unaufhörlich. Mehr als je aber ist ganz Europa der Schauplatz eines ungeheuren Streites geworden, in welchem der Genius des Bösen den Genius des Guten befehdet. Der Chef des Französischen Reichs hat erklärt: Er wolle, daß die Herrschaft philanthropischer und großmüthiger Ideen der Charakter des Jahrhunderts sey. Auch ohne diese Erklärung könnte die Tendenz seines gesammten Wirkens keine andere seyn; seine Individualität als Kaiser der Franzosen bringt dies mit sich, und indem er sich darüber äußert, zeigt er blos an, daß er sich als Organ des Weltgeschicks begreift und das Nothwendige mit Freiheit vollzieht. Allein wie viel bleibt ihm zur Vollendung seines Werks noch übrig! Die volle Entschlossenheit des Heroismus ist erforderlich, um vor den Hindernissen, die sich von allen Seiten her aufthürmen, nicht zurückzubeben. Das Reich der Wahrheit und der Tugend zu erweitern, war, so lange die Welt steht, immer mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden; aber mächtiger, als je, ist der Genius des Bösen geworden, der, seinem ganzen Wesen nach, Wahrheit und Tugend verabscheut. Wie ihn zur Unterwerfung bringen? Allzu ungleich sind die Waffen, als daß die Gewalt entscheiden könnte. Unterdessen ist der Kampf einmal begonnen; und mit welchen Gefühlen wir ihm immer zusehen mögen, so wird die Krisis sich über kurz oder lang lösen, um die Herrschaft des Lichts oder der Finsterniß bleiben zu machen. Man muß auf beides gefaßt seyn; man muß den Muth haben, die schönsten Conceptionen des menschlichen Geistes in Beziehung auf einen bessern gesellschaftlichen Zustand in Europa siegen oder untergehen zu sehen.

Sollte irgend ein Leser wünschen, mit dem Eigenthümlichen des Verfassers bekannt zu werden, so kommt dieser der Neugier dadurch zuvor, daß er von sich selbst sagt: Ich bin ein Protestant; lebe in einem Staate, dessen Regierung mächtig genug ist, um Denk- und Preßfreiheit zu gestatten; liebe mein Vaterland, ohne es zum Mittelpunkt der Welt erheben zu wollen; und werde durch kein Amt verhindert, das Interesse der Menschheit, so weit ich es begreife, in mich aufzunehmen; ich fühle mich angezogen durch alles,

was groß und edel ist; ich empfinde mich selbst nur in der Welt, indem ich mich unaufhörlich mit ihr identificire, und verschmähe das Leben von dem Augenblick an, wo ich dahin zurückgebracht werde, ein kalter Egoist zu seyn. Erklärt dies offene Geständniß nicht mein Werk, so ist nichts im Stande, es zu erklären. Mein Name kommt in keine Betrachtung. Wer mich persönlich kennt, weiß, daß ich die Wahrheit liebe, ohne anmaßend zu seyn. Nur die Art meiner Studien rechtfertigt meine Ideen. Ich kenne keine andere Quelle wahrer Einsicht in die Natur der menschlichen Dinge, als die Geschichte. Diese betrachte ich als das Entwickelungsprotocoll der Menschheit, und nach den Aufschlüssen, die sie mir gegeben hat, muß ich nothwendig annehmen, daß alle Versuche, eine einzelne Form zur herrschenden zu machen, ewig fehlschlagen werden. Wenn es das Ansehn haben sollte, als stellte ich ein System an die Stelle des andern, so antworte ich hierauf: Was ich über das Princip der Einheit gesagt habe, ist nicht so zu nehmen, als sollte die Entwickelung dadurch vernichtet werden, sondern so, daß daraus eine Urform der Entwickelung hervorgeht. Mit einem Worte: Alles was die wahre Souveränität begünstigt, ist der Entwickelung günstig, weil beide nur für einander vorhanden sind. Uebrigens bin und bleib' ich der Meinung, daß es eine Abgeschmacktheit ist, für alle Zeiten festsetzen zu wollen, was recht und wahr und schön seyn soll. Wir wissen nicht, wie wir als Menschen angefangen haben; wir wissen eben so wenig, wie wir als Menschen endigen werden. Das Einzige, was uns durch alle Zeiten bleibt, ist das Entwickelungsprincip, das wir in uns tragen; und die Kenntniß der Gesetze, nach welchen die Entwickelung erfolgt, sollte billig das erste aller Studien seyn. So lange wir lieber lernen, als denken, und lieber dichten, als philosophiren, werden wir in dem alten Geleise bleiben. Eine bessere Synthesis kann nur das Resultat einer besseren Analysis werden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buchholz, Friedrich,

Der neue Leviathan

Tübingen 1805
Pol.g. 136 ic
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10768486-6